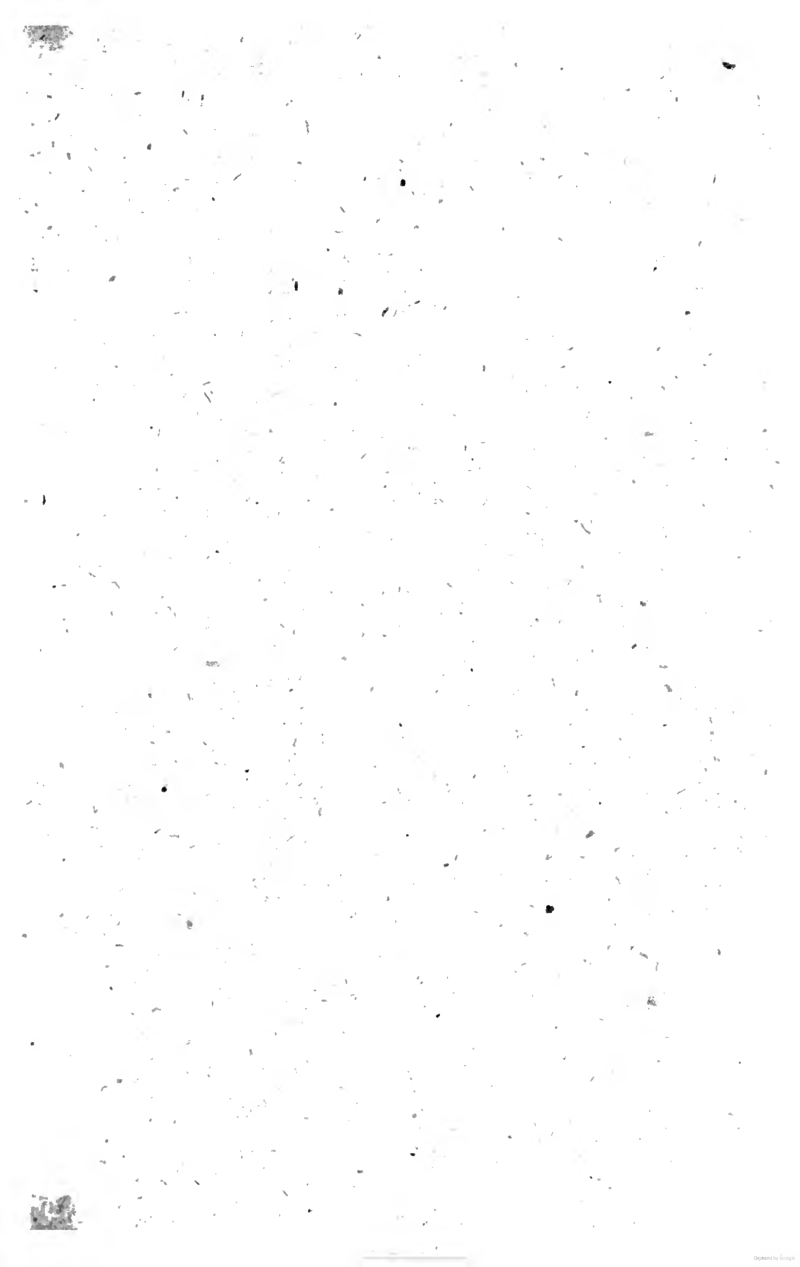

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030825776







Feldblumen

von

M. Norden.

Erster Theil.

Leipzig,
A. Wienbrack.
1847.

Vater und Sohn.

Erzählung.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein —
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Goethe.

Jenny Lind, die Nachtigall des Nordens, sollte im Theater zu Frankfurt auftreten. Das Haus war überfüllt, wie dies bei der Erscheinung der gefeierten Sängerin überall in Deutschland der Fall war. Mit gespannter Erwartung hingen die Blicke der Menge der Zuschauer an dem Vorhange, dessen bunte Fläche noch das Wunder barg, welches am Kunsthimmel Europa's seit wenigen Jahren erst sich entwickelt hatte. Norma, jene seelenvolle Schöpfung des italienischen Meisters, in welcher dem Talente ein so weitreichender Spielraum zur vollständigsten Entfaltung geboten ist, hatte der Zettel verkündigt. Endlich war die Ouvertüre beendet, die Leinwand rauschte in die Höhe — Norma erschien.

Mit dem Ausdrucke getäuschter Erwartung, mit unbefriedigtem, neugierigen Staunen weilten die bewaffneten und unbewaffneten Blicke der Schauenden auf der endlich sich darstellenden Sängerin. Das lange, weiße, faltige Priestergewand umwallte ein weibliches Wesen,

das man beim ersten Erblicken nicht einmal hübsch nennen konnte. Diese mittelgroße, magere Person mit dem reichen, dunkelblonden Haar, mit der bleichen Gesichtsfarbe, mit den großen blauen Augen, kalt und rein wie der nächtliche Winterhimmel Schwedens, mit der Stumpfnase und mit dem spitzigen Kinn, deren aus dem Faltenwurfe des gallischen Gewandes hin und wieder sichtbar werdende Arme und Hände jeder anmuthigen Fülle entbehrten — war dies die Hochgerühmte, Vielgefeierte? — Kaum konnte man es glauben und mit mißvergnügter Neugier folgte man der Entwickelung der Scene, um wenigstens ein unparteiisches Urtheil über die Neuigkeit des Tages mit nach Hause bringen zu können.

Alle Diejenigen, welche mit mir dem Auftreten und dem Weiterspiel dieses außerordentlichen Phänomens, dieses strahlenden Meteors, beigewohnt haben, welches nicht im Osten, sondern im Norden unsers Welttheils aufgegangen war, werden sich dieses ungünstigen Eindrucks erinnern, welchen der erste Anblick der Sängerin hervorrief. Nur ein thörichter, überschwänglicher Enthusiasmus vermag ihre unbelebte Erscheinung im günstigeren Lichte zu betrachten. Aber die Handlung der Oper schreitet weiter — die holden, glockenreinen Töne, deren Klang als ein nie bisher gehörter nimmer aus der Erinnerung des Hörers schwindet, entsteigen der

Brust der Sängerin und wirbeln zum Himmel, den sie als ihre Heimath eben verlassen zu haben scheinen. Und die Gewalten der Erde ergreifen die Tragikerin mit überwältigendem Drange; die Leidenschaften der Welt erfassen sie, die Wünsche und Befürchtungen des Menschenherzens haben sich ein irdisches, verkörpertes Gefäß erkoren und stellen sich im lebendigen Wechselspiele unserm Auge vor. Der Blick belebt sich, er wird der Spiegel der tiefbewegten Seele; jeder Schritt der Dramatikerin ist voll ernster Grazie, jede Bewegung des Körpers greift in das Herz des Zuschauers, mit athemloser Spannung folgen ihr seine Blicke, horcht sein Ohr; er möchte seine Sinne verdoppeln, damit ihm nichts von dem herrlichen Genusse entgehe, den die entzückendste Kunstleistung, den das am höchsten stehende Talent ihm gewähren kann — bald stürmischer Beifall, bald leise oder lauter tönendes Schluchzen von allen Seiten, bald der Ausdruck von Schreck, Furcht oder Trauer auf allen Gesichtern, athemlose Spannung rund umher. Und es weiht das Herz des Zuschauers der Künstlerin eine Huldigung, deren Tiefe und Reinheit weit diejenige übertrifft, die der glatten Form oder der spielenden Koketterie gebracht wird; es feiert der Sieg des Genies seinen höchsten Triumph über alle Hindernisse, die die Ungunst der Natur oder die Laune des Schicksals schaffen konnten.

Die Oper war beendet, die Carossen rollten nach Hause. Wir halten mit mehreren von ihnen vor einem jener großen, mehrstöckigen Gebäude, welche die Zierden der schöngebauten Zeile ausmachen. Ein wohlklingender Name in der Handelswelt, bekannt und gelitten an der frankfurter Börse, wenn er auch noch nicht die europäische Berühmtheit desjenigen der Rothschild und Bethmann erlangt hatte, war auf der kleinen Alabasterplatte sichtbar, die sich auf der Flügelthür des Eingangs fand. Diese, im Rococo-Geschmack mit kunstreichem Schnitzwerk aus glänzendem Mahagoniholze gearbeitet, wurde von den schlanken Marmorsäulen des Portals beschattet; in diesem wies der hervortretende, mit bunter Livree geputzte Portier, dessen rosig glühendes Antlitz durch den steiffrisirten, weißgepuderten Zopf etwas Respecteinflößendes erhielt, den aussteigenden Gästen den Weg in das Innere der Wohnung.

Der Banquier Molder gab am heutigen Abende eine glänzende Soirée. Es öffnete sich bei solchen Gelegenheiten die gastliche Thür seines Salons einem jeden Namen, dessen Inhaber die Bekanntschaft des Wirthes gesucht oder der einen guten Klang mit sich gebracht hatte, dem goldenen des Talentes oder Verdienstes, dem silbernen des Mammons, dem eisernen der Geburtsvorrechte. Mehr und mehr sammelten sich die Gäste und

wogten in bunten Schaaren die breiten, mit farbigen Decken bekleideten Treppen hinan, deren Räume durch das grelle Licht der Gaslampen eine fast blendende Helle erhielten. In einem der hochgewölbten Salons waren Spieltische aufgeschlagen; ein anderer lud durch sinnreich aufgestellte, musikalische Instrumente die Jugend zur Huldigung Terpsichore's und Euterpe's ein, während zwei andere, etwas weniger geräumige Zimmer zum Gebrauche der die ruhige Unterhaltung des Wechselgesprächs Vorziehenden bestimmt waren.

Der gewaltige Eindruck, welchen die wunderartige Erscheinung der schwedischen Sängerin bei allen Zuschauern und Hörern zurückgelassen hatte, bildete auch diesmal das Gespräch des Tages oder richtiger des Abends, nachdem die ersten Formalitäten des Eintritts beseitigt waren. Der Wirth selbst, ein Mann von gereiften Jahren, von hohem, breitschultrigem Wuchse und von pockennarbigen Zügen, auf welchen außer diesen ärgsten Feinden der Schönheit das tiefe Sinnen mancher zahlenschweren Berechnung unzählige Fältchen hervorgerufen, hatte seinen Platz auf einem der mit dunkelrothem Damastpolster geschmückten Sessel eingenommen und unterhielt eine Dame, welche gleichfalls den Lenz des Lebens hinter sich hatte. Stattlich und würdevoll, aber in Haltung und Ansehn gleich einer Juno

hatte sie sich auf dem Sopha niedergelassen und bedeckte mit dem rauschenden, grauen Atlasgewande seine eine Hälfte. Ein gewisser Anstrich von Vornehmheit sprach sich in der Persönlichkeit dieser Dame aus, welche mit dem Titel: „Gräfin Saldern", angeredet wurde. Das dunkelbraune, zu beiden Seiten der schmalen Stirn in dichten Locken herabhängende Haar, über welches sich eine geschmackvolle Blondenmütze erhob, trotzte noch immer dem Reif des Alters, der sich darüber hätte lagern können. Die weiße, schmale Hand spielte mit dem prächtig emaillirten Fächer gar anmuthig, lebhaft geröthet war die unmerklich nur erst gefurchte Wange; mit dem alten Feuer der Jugend blitzte noch immer das schwarze Auge, dessen Lebhaftigkeit aber das Gefühl des Schicklichen, des sich Gebührenden nach dem bon ton' lange schon zu mäßigen gesucht hatte.

„Dies eigenthümliche Wesen," fuhr der Banquier, Herr Erasmus Molder, in seiner Unterhaltung mit der Gräfin fort, „soll als ein enfant trouvée auf den Straßen von Stockholm gesungen haben. Ein Musikfreund erkannte in der jugendlichen Pflanze das schlummernde Genie und sorgte für fernere Ausbildung. So berichtet uns die Sage."

„Also ein pendant zur Geschichte der berühmten Rachel," lächelte die Gräfin; „wirklich, die Erzählung

hat einige Wahrscheinlichkeit, denn dies dramatische Talent vermag gewiß als Nebenbuhler mit dem der vielgefeierten Französin aufzutreten."

„Ja, sie redet mit gräßlicher Deutlichkeit die Sprache der menschlichen Leidenschaft, ihre Qualen, ihre Entzückungen — und ihre Folgen," sprach leise eine zweite Dame, welche den Platz neben der Gräfin im Sopha eingenommen hatte und deren geröthete Augen, so wie der Schauder, der sie zu durchzittern schien, und die blassen Formen ihres Antlitzes vibriren machte, Kunde von der erlittenen, nervösen Erschütterung gaben, die sie noch jetzt nicht ganz überwinden konnte.

„Liebe Baronin, Sie nehmen sich die Sache gar zu nahe; gewiß steht noch jene haarsträubende Scene vor ihren Augen, wie Norma die Hand nach den eigenen Kindern ausstreckt, und die Schuld des Geliebten an ihnen zu rächen trachtet. Auf dem Theater macht sich dies recht gut, aber im wirklichen Leben, im Gesellschaftssaale, kann man sich Gottlob! der geträumten Schrecknisse entschlagen und sich den Freuden der Wirklichkeit überlassen," entgegnete mit vornehmer Ueberlegenheit die Gräfin Saldern.

„Meine Frau besitzt nicht Ihren starken Geist, gnädige Gräfin, sondern unterliegt hin und wieder dem Einflusse ihrer schwachen Nerven," versetzte ein hoher,

wohlgebauter, ziemlich bejahrter Herr in feiner schwarzer Kleidung, dessen mehrfach decorirte Brust den gewiegten Geschäftsmann kund gab, so wie zugleich die Adlernase, das dunkle Auge und der eingeklemmte Mund, den zwei Reihen weißer, guterhaltener Zähne zierten, seinen Zügen etwas Strenges und Scharfes verlieh.

„Sie wollen mich zu überreden suchen, Baron Altenfeld, daß ich mich einer Ueberhebung schuldig machen könnte und vergäße, daß ich dem schwachen Geschlechte angehöre," erwiederte scherzend die Gräfin.

„Nur unter das schöne weiß ich Sie zu rechnen, meine Gnädige," entgegnete mit einer galanten, jedoch würdevollen Verbeugung der Angeredete.

„Es heißt," nahm die Baronin Altenfeld das Wort, welche das Bestreben hatte, die bis dahin gezeigte Körperschwäche zu beherrschen und daher sich lebhafter in die Unterhaltung zu mischen trachtete, „daß ein ehrsamer Candidat der Theologie der verlobte Bräutigam der schwedischen Sängerin sein soll, und daß alle Huldigungen der übrigen Männerwelt sie kalt lassen, da sie die Treue ihrer ersten Liebe allein bewahrt."

„Dies Phänomen finde ich noch merkwürdiger als die Kunst ihres Gesanges oder ihres Spiels," lachte die Saldern, „eine Theaterprinzessin, die die Begriffe von Treue und Liebe des gewöhnlichen Lebens auch außer-

halb der Scene durch die That beherzigt — dies ist in unserm Jahrhunderte eine fast unerhörte Sache."

„Ich sehe mich genöthigt, Ihnen zu widersprechen, meine Gnädige, so schwer mir dies auch wird," sprach der Banquier. „Jenny Lind liebt keineswegs den fabelhaften Candidaten, der bei der Erwähnung ihres Namens so häufig genannt wird, sondern es ist der erste Tenorsänger des Theaters zu Stockholm, der als ihr längst begünstigter Liebhaber in der nordischen Heimath schon seit Jahren genannt wurde."

„Wenigstens wird sie »auf den Bretern, die die Welt bedeuten«, Gelegenheit genug haben, das Spiel der Liebe mit diesem Verehrer so gut einzuüben, daß ihr dies fast zur unwandelbaren Gewohnheit hat werden können," sagte der Baron Altenfeld, indem er die goldene Brille abnahm, die seine scharfen, dunkeln Augen bedeckt hatte. „Doch muß ich die Poesie verjagen und Ihnen eine nüchterne Prosa vorführen. Die schwedische Nachtigall liebt überhaupt Niemanden, sie hat das jugendliche Herz mit dem Gürtel der Vesta umpanzert und hat sich noch heute Morgen naiv in meiner Gegenwart geäußert: Die Liebe habe ihr noch niemals Kummer gemacht; dagegen sei ihr leiblicher Vater ihr unermüdlicher Quälgeist, der sie mit fortgesetzten, grandiosen Geldforderungen behellige, die er, nebenbei bemerkt,

nachdem sie ihm bewilligt, nicht auf die edelste Weise anwenden soll.“

„Wenigstens,“ bemerkte die Gräfin Saldern, „wird sie auf ihrer wiederholten grande tour durch Europa Gelegenheit genug finden, diesen Bedürfnissen des Herrn Papa abzuhelfen, auch wenn sie großartig sein sollten, denn den ungerechten Mammon sammelt ein Lieblingskind der Musen bei dem modernen Kunstenthusiasmus unserer Tage in schweren Haufen.“

„Haben Sie Geduld mit den Schwachen, gnädige Gräfin,“ sagte der Banquier, „der Uebel größtes aber sind die Schulden!“

Die Einführung eines neuangelangten Gastes unterbrach das beifällige Lächeln, welches sich auf den Gesichtern der Nahesitzenden über den Scherz des Wirthes gefällig aussprach. Madame Molder, die Dame des Hauses, führte ihn ihrem Manne zu. Dieser begrüßte ihn mit einer Art von steifer Höflichkeit, die ihm im Umgange mit ferner Stehenden eigen war, und wandte sich sodann an die übrigen Gäste, die sich erhoben hatten:

„Herr von Nordberg, meine Damen — ich empfehle ihn Ihrer besondern Beachtung — er ist durch das Haus Sina bei mir accreditirt worden und vor einigen Tagen erst hier angelangt — meine Herren, Sie wer-

den mir erlauben, Sie mit dem Herrn von Nordberg bekannt zu machen."

Während die übliche Ceremonie des Vorstellens ihren gewöhnlichen Gang ging, werfen wir einen Blick auf die Gestalt des Fremden. Diese war von mittlerer Größe, die Kleidung vom Kopf bis zu den Füßen schwarz, jedoch nach der Mode des Tages geschnitten. Das Haar war von jener dunkeln Färbung, die uns zweifelhaft sein läßt, ob wir braune oder schwarze Schattirung vor uns sehen. Die Züge des Fremden mochten in früheren Tagen hübsch, seine dunkelblaue Augen lebhaft und strahlend gewesen sein; jetzt aber lagen sie tief in ihren Höhlen, die Nase war scharf vorspringend, der Mund in jener Weise geschlossen, die Festigkeit und jenen strengen Ernst ausspricht, der die Errungenschaft eines herben Kampfes mit einem ungünstigen Schicksale ist und ohne den leichten, gelblichen Anstrich, welcher die Hautfarbe bedeckte, würde diese in ihrer tödtlichen Bläſſe dem Antlitze etwas Geisterhaftes gegeben haben.

„Eine unheimliche Erscheinung," flüsterte ein junger Elegant, der als das lebendige Modejournal der männlichen Jugend Frankfurts bekannt war und im Hintergrunde stehend seine Lorgnette in's Auge drückte und sie ohne Umstände auf den Angekommenen richtete, da er als Sohn des Gastgebers hierzu ganz besondere Berech-

tigung zu haben glaubte, „er sieht fast aus, als habe er schon im Grabe gelegen.“

„Du hast Recht, Leopold, mich überläuft es kalt,“ antwortete gleichfalls flüsternd Annette, eine der Töchter des Banquiers, welche so eben aus dem Tanzsaal hereingetreten war, „es wird Einem graulich zu Muthe, wenn Leute so aussehen und wenn dieser Fremdling sich capricirte, fußfällig mein inständigster Verehrer zu werden — dies gespensterhafte Leichengesicht könnte ich nicht ertragen.“

„Vielleicht ist diese Probe Deines Muthes noch nicht so ganz nahe,“ lautete die nicht sehr galante Erwiederung des Angeredeten.

Der Gedankengang der beiden Geschwister Molder mochte sich in seiner Hauptsache bei den sämmtlichen Anwesenden wiederholen. Die Baronin Altenfeld blickte starr und unverwandt auf den Fremden, ohne daß es ihren zitternden, festgeschlossenen Lippen gelang, ein Wort der Begrüßung hervorzubringen; die Gräfin Saldern dagegen war viel zu sehr Weltdame, um auch nur einen Augenblick ihre vollständigste Selbstbeherrschung zu verlieren. Sie erwiederte die tiefe Verbeugung des Fremden mit Anstand und sagte:

„Wenn ich mich nicht sehr irre, Herr von Nordberg, so haben wir schon im Theater das Vergnügen gehabt,

Sie in der Loge uns gegenüber zu sehen, mithin müssen wir Sie wie einen alten Bekannten begrüßen. Die Bühnenneuigkeit des Tages wird auch Sie in den Tempel Thaliens gelockt haben."

„Mehr noch als diese zog mich die Frankfurter moderne Welt an, unter der ich einige bekannte Physiognomien wiederzufinden hoffte," antwortete der Angekommene, indem die tiefen und ernsten Klänge seiner Stimme bei dem plötzlich herrschenden Schweigen im Zimmer sich besonders bemerklich machten.

„Ihre Gegenwart fiel uns sogleich in die Augen, da Sie der einzige Glückliche oder Unglückliche im ganzen Hause waren, der eine Loge allein besaß," nahm der Baron Altenfeld das Wort, der gleichfalls zu Denen gehörte, die im Gesellschaftssaale selten oder nie aus der Fassung zu bringen sind.

„Ich hatte die Plätze darin alle genommen, da ich mich ungestört meinen Gedanken zu überlassen wünschte," entgegnete Herr von Nordberg.

„Und sind Sie gleich uns befriedigt worden von der Kunstleistung des Abends, oder waren Ihre Erwartungen im Voraus so hoch gespannt, daß sie nicht zu erfüllen waren?" fragte die Gräfin mit jenem eigenthümlichen, feinen Lächeln, das sie schon mehrmals gezeigt hatte.

„Wo Deutschland bewundert, habe ich zu schweigen," antwortete der Fremde kurz.

„Würde es den Herren und Damen vielleicht gefallen, eine Partie Whist zu spielen?" fragte Madame Molder, welche es sich angelegen sein ließ, den Pflichten der Wirthin nach ihren besten Kräften obzuliegen.

Die Gräfin erklärte sich bereit, dagegen bemerkte die Baronin Altenfeld, daß ihr die Zimmerluft in einem Grade beklommen vorkomme, der sie nöthigen würde, sich dieser bald zu entziehen und an den Heimweg zu denken. Der Baron warf ihr einen scharfen Blick zu und sagte gedämpft:

„Wie Du willst, mein Kind. Die Badekur des verflossenen Sommers scheint nicht von großem Nutzen gewesen zu sein, denn Deine alte, nervöse Reizbarkeit stellt sich noch häufig und oft sehr zur unrechten Zeit ein. Du kannst mir die Equipage zurückschicken, nachdem Du sie benutzt hast. Ich muß Sie bitten, meine Gnädige, mich als den Stellvertreter meiner Frau am Whisttisch anzunehmen," fuhr er dann lauter fort, indem er sich mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit zu der Gräfin wendete.

Der Herr von Nordberg und der Banquier Molder zeigten sich ebenfalls bereit. Die Gräfin erhob sich und nahm den Arm des Barons, um sich zu dem Platze am

Spieltisch führen zu lassen, während ihr schweres, seidenes Kleid sich bei jedem ihrer Schritte mit zartem Rauschen bemerklich machte.

„Die Herzen regieren hier am Tische wie in der ganzen Welt," sprach der Baron mit artigem Lächeln, als er coupirte und coeur Dame den atout zeigte. „Viel Glück im Spiel giebt Unglück in der Liebe."

Die Gräfin von Saldern lächelte, aber dies Lächeln, anstandsvoll und graziös, wie jede Bewegung und Miene der Weltdame, barg eine Erinnerung an eine ferne, inhaltschwere Zeit, welche in den Mai ihres Lebens gefallen war. Verwelkt, entblättert war er geworden vor der Zeit, dieser Lenz ihres Daseins — aber mehr denn zwanzig Jahre waren vergangen seit jenen Tagen — zwanzig Jahre, welches Feld der Betrachtungen für jeden Sterblichen! Welche unerfüllten Hoffnungen, welche rosige Täuschungen, die als gaukelnde Trugbilder der Phantasie uns verließen, ehe denn noch die Mitte des Weges erreicht ist, erheben sich gleich körperlosen, grauen Nebelbildern und mahnen uns an eine Vergangenheit, deren schönster Schmuck die Frische unsers Herzens war! — Leichtsinnig war das Glück schon in der Blüthe der Jahre von der Gräfin geflohen — aber man lernt leben Tage und Jahre auch ohne den Himmelsfunken der Freude, ohne jene holde Tochter der

Gottheit, die die Welt der Unschuld und Herzensreinheit in uns erstehen läßt. — Das arme Fräulein Hermine von Feldeck wurde nachdem sehr verständig — und heirathete den sehr reichen, wohlconservirten, hochangesehenen Grafen Honorius von Saldern, der die Interessen einer deutschen Macht am Bundestage zu Frankfurt vertrat, nach einigen Jahren jedoch die Zeitlichkeit verließ und seine noch jugendliche Gattin zur Wittwe machte. Die Ewigkeit der Liebe war seitdem ein Thema, welches nur das mitleidige Achselzucken der Gräfin mehr erregte. —

„Ich habe fortwährend viel Glück im Spiel, meine Herren," sprach sie, „doch bitte ich, deswegen nicht schlecht von mir zu denken, denn ich bin mit meinem Loose zufrieden."

„So werden wir auf jeden Fall eine gefährliche Feindin in Ihnen zu bekämpfen haben," bemerkte der Baron.

Die Gräfin hatte auf diesen einen raschen Blick geworfen, in welchem alle Leidenschaftlichkeit früherer Tage leuchtete. Aber die Fläche seines Antlitzes war so glatt und verbindlich, sein Auge war mit so gespannter Aufmerksamkeit auf die Kartenblätter in seinen Händen geheftet, daß auch keine Spur irgend einer lebhafteren Em-

pfindung auf ihnen zu sehen war, als wie sie der Anstand im Salon vorschrieb.

„Und wo hielten Sie sich in den letzten Jahren auf, denn wenn ich recht verstanden, so sind Sie vor Kurzem erst hier am Orte angelangt?“ wandte die Gräfin sich wieder zu Herrn von Nordberg, als nach Beendigung des ersten Robbers eine minutenlange Pause für mündliche Unterhaltung blieb.

„Ich bin vor acht Tagen direct von Wien hier eingetroffen und werde für eine Weile hier bleiben,“ war die Antwort.

„So ist die stolze Kaiserstadt Ihre Heimath; o, wirklich, wenn Sie in dem heitern, lebenslustigen Wien gewohnt haben, so muß Ihnen der Aufenthalt in der freien Stadt einförmig und kleinstädtisch vorkommen,“ bemerkte die Dame.

„Ich habe nicht immer in Wien gelebt, obgleich ich dort geboren bin und den größten Theil meines Daseins in Oesterreich verbracht habe,“ erwiederte Nordberg.

„Wenn Sie eine Erholungsreise beabsichtigen, so wird Ihnen die an mannichfachen Schönheiten so reiche Umgegend Frankfurts vielen Stoff zu angenehmer Unterhaltung bieten. Vielleicht hat die Last der Geschäfte Ihre Gesundheit angegriffen; es ist immer am richtigsten,

sich ihnen ganz zu entziehen, wenn man wirklich genesen will," versetzte der Baron verbindlich.

„Ich theile meine Zeit nach meiner jedesmaligen Laune ein, doch ist es nicht der Wunsch nach Zerstreuung allein, der mich hergelockt hat," antwortete der Fremde.

„Glücklicher Sterblicher, der mit dem kostbaren Gute, der Zeit, das, einmal entflogen, nie wieder zu gewinnen ist, ganz nach seinem Behagen schalten kann, dies ist die wahre Unabhängigkeit des Lebens!" fügte die Gräfin Saldern mit künstlichem Enthusiasmus hinzu.

Das Spiel ging seinen Gang fort und fesselte die wahre oder scheinbare Aufmerksamkeit der Betheiligten während der übrigen Dauer der Soirée.

Während die Menge der Gäste in den reichgeschmückten Sälen des Banquiers Molder sich auf verschiedene Weise wohl zu unterhalten den Anschein gab, fanden sich auf einem nahegelegenen Terrain zwei Wesen zusammen, welche entfernt von dem künstlichen Treiben der Weltmenschen, von der von den Gästen kaum verheimlichten Langenweile des Salonlebens, dem Zuge ihrer liebenden Herzen gefolgt waren, den Natur und Wahrheit ihnen eingab. Die Hinterseite zweier der Zimmer,

die zum Gesellschaftslocale benutzt waren, gingen auf den Garten hinaus. Ein breiter Gang, dessen beide Seiten mit künstlichen, hochblühenden Topfgewächsen in kleinen Entfernungen besetzt waren, zog sich unter den Spiegelfenstern hin und es wurde dieser gleich den ferner gelegenen Bäumen und Stauden des weitläufigen Gartens von dem Wiederschein der hellstrahlenden Wachslichter theilweise erleuchtet. Eine am Ende des Ganges gelegene, offene Laube, welche von roth und grün blühendem, wilden Wein gebildet war, barg in ihrem schweigenden Schatten ein Paar, welches Verborgenheit und die Ungestörtheit weniger, der Ungeduld der Liebe so kostbaren Minuten suchte.

Der Jüngling und die Jungfrau — denn Beide standen noch in jenem rosigen Alter, in welchem der Garten des Lebens wie ein üppiggrünender Blüthenhain vor uns liegt, nach dessen hellwinkenden, farbigen Knospen wir nur die muthige Hand auszustrecken nöthig zu haben glauben — hatten sich auf eine dem Eingange gegenüber befindliche Bank gesetzt. Der Arm des jungen Mannes war um die Taille des Mädchens geschlungen, welches den Kopf an seine Brust gelegt hatte. Lebensmuth und Thatkraft sprach aus *seinem* blühenden, fröhlichen Angesichte, welches hellbraunes, kurzgeschnittenes Lockenhaar beschattete; die Zartheit und Frische

der Jugend hauchte ihren Zügen jenen unaussprechlich anmuthigen Zauber auf, den der Kampf mit den Wechselfällen des Lebens, mit den Wahngötzen der Erde, oft zu verwischen pflegen, ehe denn noch der Gang der Jahre seine Rechte geltend macht, und es hob die sanfte Frische der Wangen den schneeigen Grund noch mehr hervor, welchen das liebliche Oval des Antlitzes bildete.

Das weiße, feine Gewand, dem aber jeder Schmuck irgend eines goldenen Kleinods oder sonstigen, kostbaren Putzes fehlte, stach hell gegen die grüne, rothschattirte Blätterwand, so wie gegen die farbige Kleidung des Jünglings ab, an den sie sich geschmiegt hatte. Die Töne der im Gesellschaftssaale rauschenden Musik drangen zu den Ohren der Verborgenen.

„Arme Marie," sprach der junge Mann, indem er das Angesicht liebkosend auf das blonde Lockenhaar des Mädchens drückte, „Du hast Tanz und Spiel verlassen, um mir diese kostbaren Minuten zu opfern. Man könnte Dich vermissen — und Du müßtest arg für die kurze Freude büßen, die Deine beglückende Nähe Deinem armen Freunde bringt."

Marie sah ihn mit einem Blicke ihrer vergißmeinnichtblauen Augen an, welche der reinste Spiegel ihrer kindlichen Seele waren. Dieser Blick schloß einen Him-

mel voll Seligkeiten für ihn in sich; er beugte sich herab und schloß seine Geliebte fester in seine Arme.

„Franz," flüsterte sie, und nie noch war ihm ihr Mund holder und rosiger erschienen als jetzt, da Worte ihm entflossen, die sein Ohr mit der Gier eines Verschmachteten trank, „diese Minuten sind die einzigen, in denen ich hoffen darf, daß meine Abwesenheit nicht bemerkt wird; Du weißt, wie lange ich mich nach ihnen gesehnt habe, wie ich sie herbeigehofft seit den langen acht Tagen, in welchen ich Dich nicht gesehen. Wie langweilig, wie öde sind mir jene belebten Säle ohne Dich!"

Eine Pause trat ein.

„Ach," sagte Franz endlich, „wann wird jener glückliche Tag sein, an welchem wir endlich offen und frei unsere Liebe bekennen dürfen, an dem ich Dich endlich, endlich ganz die Meine nennen darf!"

Marie seufzte. Leise erwiederte sie:

„Du kennst den starren, geldsüchtigen Sinn meines Oheims. Er will nichts von Dir wissen; meine Tante verbot mir strenge jede fernere Berührung mit Dir."

Der junge Mann runzelte die Stirn. Dann sprach er:

„Deine reichen, geldstolzen Verwandten verschmähen mich, weil ich Dir nicht Haufen Goldes oder zählenden

Papiers zu bieten habe. Schnöde sagte mir Dein Onkel, ich möge mich nicht um eine Frau bemühen, ehe ich sie ernähren könne und allein am Bettelstabe wandern, ohne noch Andre mit mir in's Elend zu ziehen. Wenn ich unabhängig und wohlhabend sei, dann möge ich wiederkommen; sollte aber dies noch etwas dauern, so möge ich nicht mit dem Wahn mich trösten, daß Marie Huldreich bis in's Endlose hinein auf mich warte; sobald ein guter Freier komme, würde sie ihn nehmen müssen, denn Mädchen ohne einen rothen Heller hätten nicht lange Wahl und müßten zugreifen, sobald sich Gelegenheit böte. Wenn Alles nach klingender Münze abgeschätzt werden soll, dann freilich — dann wiegt der arme Franz Raunstein leicht in der Wage!"

Die Stimme des Jünglings zitterte und Marie fühlte, wie eine heiße Thräne aus seinen Augen auf ihren Scheitel fiel. Dies Zeichen des erregten Kummers ihres Geliebten rief alle Zärtlichkeit wach, deren ihr unschuldiges Herz einen so reichen Schatz für ihn barg. Sie verscheuchte die Erinnerung an das vielfältige Ungemach, das sie seinetwegen ertragen und bekämpfte die schwere Bekümmerniß, die über ihrer Seele lagerte. Sie richtete sich auf und blickte ihm mit dem Anschein von Heiterkeit in die lichtbraunen Augen, mit jenem Lächeln, dessen eigenthümlicher Reiz fast

nie seinen zauberhaften Einfluß auf ihn verfehlte und sagte:

„Warum so muthlos, mein Freund? Sind wir nicht Beide jung und haben Zeit zum Warten? — Ich bin im vorigen Monate achtzehn Jahre alt geworden; Du zählst dreiundzwanzig — hast vor drei Jahren erst das Examen überstanden und wurdest gleich in dem Büreau des Generals und Baron von Altenfeld angestellt, der einen tüchtigen Arbeiter brauchen konnte. Zwar bekamst Du in den ersten Jahren kein Gehalt und auch jetzt sind es nur dreihundert Reichsthaler, die Du einnimmst; aber wenn das fortgeht, wenn Du innerhalb zweier Jahre immer Dich um zweihundert Thaler verbesserst, so wirst Du bald für uns Beide genug haben."

Sichtlich schwand die Wolke von Raunstein's Zügen bei den anmuthigen Worten Mariens und lächend sprach er:

„Wenn Alles so kommt, wie Du meinst, so kann es gut gehen. Aber wirst Du auch auf mich warten? — Wenn nun ein gewiegter Freier kommt, wie Dein Oheim es nennt, wenn dieser auf seinem Willen besteht und Dich zwingen will — was thust Du dann?"

Marie hob stolz den Kopf in die Höhe.

„Zwingen?" — rief sie lauter als vorher, „wer kann mich zwingen, wenn ich nicht will? — Meine

Verwandten können mich von sich stoßen, können mich aus dem Hause jagen — aber kann ich nicht arbeiten so gut bei Andern, wie bei ihnen? — Kann ich nicht durch Fleiß und Mühe mir das Brot erwerben, was sie mir versagen? — Kein Mensch kann mich von Dir reißen, Franz, denn ich will keinen Andern als Dich, ich liebe nur Dich und nichts auf der Welt soll mich von Dir trennen!"

Franz schloß sie entzückt in seine Arme. Nie zu oft hörte er diese holden Worte, diese heißen Versicherungen der Liebe aus dem kindlichen Munde seiner Angebeteten. Immer zauberten sie den Rosenschimmer muthiger Hoffnungsfreudigkeit in sein Herz, auch wenn es von schwerer Sorge belastet war. Wer hofft nicht gern und leicht mit dreiundzwanzig Jahren? — Das goldene Zeitalter des Lebens hält die Seele frisch und den Geist munter, so daß die schwarzen Schreckphantome der bangen Sorge nur gleich leichten Schatten auf der Fläche der Zukunft lagern dürfen, die ein rascher Hauch hinwegtilgen kann.

„Also Du liebst mich, also Du willst nimmer von mir lassen, Du willst mein Weib werden und keines Andern?" fuhr er fort, als er einen Augenblick in seinen Liebkosungen inne hielt.

„Dein, Dein auf ewig, so wahr Gott mir helfe!"

sagte Marie fest und freudig. „Nie soll ein anderer Mann in meinem Herzen herrschen, als nur Du allein!"

Längere Zeit schon war die Einsamkeit des Paares nicht so unbelauscht geblieben, wie sie es geglaubt hatten. Der Kopf eines Mannes war von Zeit zu Zeit hinter einem Boskette sichtbar geworden, welches nur wenige Schritte von der Laube entfernt seitwärts von den Liebenden gelegen war. Jetzt sprang der verborgene Horcher hervor und stand vor ihnen.

„Ha," tönte eine Stimme, die durch eine vergebens unterdrückte Bewegung rauh und heiser wurde, „ha, schöner Vogel, hier hast Du Dir Dein Nest gebaut? Aber hüte Dich — ich will der Geier sein, der Dein Herz zerfleischt — hüte Dich, Arglistige — ich bin klüger noch als Du!"

Marie war aufgesprungen und sah erschrocken auf das todtbleiche Antlitz und auf die geballte Faust des vor ihr Stehenden.

„Was willst Du, Moritz," sagte sie bebend, „warum störst Du mich, wenn ich allein sein will?"

„Allein!" rief dieser, indem die Zeichen der heftigsten Leidenschaft fortwährend alle Fibern seines Körpers erzittern machten, „allein, sagst Du? — Und rechnest Du die Gesellschaft Deines Buhlen für nichts — treuloses Weib — willst Du mich mit Arglist und schnöden

Heuchelkünsten forttreiben und Deine buhlerischen Freuden in trauter Heimlichkeit mit Deinem einstweiligen Galan fortsetzen?"

Das Mädchen richtete sich mit aller Würde gekränkter Unschuld in der vollen Größe ihrer schlanken, hohen Gestalt auf und während ihr Auge stolz und gebieterisch leuchtete, sprach sie:

„Welches Recht hast Du, mich zu beleidigen? Welche Rechenschaft bin ich Dir von meinem Thun und Lassen schuldig? — Spare Deine Hohnworte. Dies ist Franz Raunstein, seit sechs Monaten mein verlobter Bräutigam. Wenn ich ihn heimlich sehe, so geschieht dies, weil es so mein Wille ist, worüber Niemand, und Du am allerwenigsten, zu gebieten hat!"

Moritz schlug die Hände vor das Antlitz, welches in seiner Verzerrung fast gespenstisch anzuschauen war, während Franz, der gleichfalls rasch sich erhoben hatte und dessen Züge vor innerer Bewegung glühten, sich durch eine bittende Bewegung seiner Braut vermögen ließ, ruhig zu bleiben.

„Bräutigam," murmelte Moritz und seine Worte drangen hohl und unverständlich durch die festzusammengeklemmten Zähne, „Schlange — das mir — und ich habe Dich geliebt wie Keiner — wie Er Dich nicht lieben wird!"

„Moritz, lieber Moritz, besinne Dich," sprach das Mädchen, indem sie alle Ueberredungskraft der Sanftmuth und des Wohlwollens in die lieblichen Töne ihrer Stimme legte und einen Schritt vortretend ihre kleine, weiße Hand leicht auf seiner Schulter ruhen ließ, „Du versündigst Dich. Wir sind Jugendgespielen; immer bist Du mir werth gewesen — aber mein Brautstand muß für's Erste geheim bleiben, denn mein Onkel will nichts davon wissen, darum habe ich auch Dir nichts davon gesagt. Sei wieder gut — nicht mir allein — sondern auch diesem Manne, der mir von allen der Liebste ist!"

Aber Moritz war weit entfernt, dieser einfachen und rührenden Bitte zu willfahren. Er schüttelte sich und lachte dann hell auf.

„O, ich kenne Dich," rief er schrillend. „Mich verschmähst Du, weil ich noch ärmer bin als er. Aber dies soll anders werden — verlasse Dich darauf — Du sollst von mir hören!"

Mit diesen Worten eilte er davon in das Innere des Gartens und überließ das bestürzte Paar seiner ferneren Unterhaltung, die aber durch diese unerwartete Unterbrechung eine bleibende Störung erhalten hatte. Marie erinnerte sich bald, daß ihre Abwesenheit in den Gesellschaftszimmern bemerkt werden könnte und kehrte

in das Haus zurück, während Franz nach einem letzten Abschiede sich durch die Hinterpforte des Gartens entfernte.

Bald war die Mitternachtstunde herangerückt und die Wagen rollten vor das Haus des Gastgebers. Unter den üblichen Ceremonien empfahlen sich die Gäste. Ehe aber der harrende Lakei die Thür des Wagens schloß, in welchen der Baron Altenfeld zur Heimfahrt stieg, bemerkte man, daß ein zweites männliches Wesen sich auf den Hinterplatz schwang und dort den Platz neben dem Bedienten behauptete, der sich durch eine klingende Belohnung zu dieser Gefälligkeit hatte willig finden lassen. Als der Wagen den Weg durch die schon etwas verödeten Straßen zurückgelegt hatte und vor dem Hotel hielt, welches der Herr von Altenfeld bewohnte, sprang der Fremde von seinem erhöhten Standpunkte herab; der Bediente hatte den Rücken gegen das Haus gewendet, da er den Wagenschlag öffnete und der Erstere gelangte ungesehen von ihm durch die Hausthür. Der Baron Altenfeld stieg mit seiner gewöhnlichen, gelassenen Würde aus der Kutsche und schritt die Stufen zu seinem Zimmer hinan. Der Gallaanzug war bald abgelegt; er warf einen buntfarbigen Schlafrock von schwerer Seide

um und versenkte sich in die schwellenden Kissen eines reichgepolsterten Armstuhls, der in die Nähe seines schwerbeladenen Actentisches gerückt war. Er winkte dem Bedienten zum Abschiede; dieser entfernte sich mit den auf dem silbernen Armleuchter flammenden Wachskerzen, so daß das Gemach nur durch das matte Licht einer Mondscheinampel sanft beleuchtet wurde. Der Baron versank in eine Art von unthätiger Ruhe, aus deren wohlthätigen Träumen er jedoch eher, als er erwartet hatte, geweckt wurde.

Leise öffnete sich die Thür, welche nach dem Abgange des Bedienten unverschlossen geblieben war. Eine düstre, mittelgroße Gestalt trat näher. Die Züge waren hager und unregelmäßig, ohne daß man sie jedoch häßlich hätte nennen können, doch lagerte eine erschreckende Bläſſe auf ihnen, welche durch das schlicht herabhängende schwarze Haar noch auffallender wurde.

„Was führt Dich hierher?“ fragte der Herr des Hauses, indem seine Züge den Stempel der unwilligen Ueberraschung trugen, welche ihn bei dem Anblicke des Eingetretenen erfüllte und sein scharfes Auge rasch über dessen abgetragene Kleidung, so wie über seine verstörten Züge schweifte. „Warum belagerst Du mich zu dieser unanständigen Stunde? — Ein Zufall ist es, daß ich mich nicht schon im Bette befinde; wäre dies, so wür-

dest Du wohl gar frech genug gewesen sein, mich aus dem Schlafe zu wecken.“

„Ich komme um die Mitternachtstunde, weil Sie während des Tages nicht für mich zu Hause sind und habe mir den Eingang in Ihr Haus mit heimlicher List erschlichen, weil mir der gerade Weg zu Ihnen nicht mehr gestattet wird,“ entgegnete der Angeredete trotzig, indem er das dunkelgraue, tiefliegende Auge mit dem sprechenden Ausdrucke feindseliger Bitterkeit auf der Gestalt des Generals ruhen ließ.

„Du bist mir oft überlästig gewesen, darum gab ich den Bedienten Befehl, Dich für's Erste abzuweisen,“ erwiederte dieser trocken. „Aber ich habe nicht Lust, die ganze Nacht mit Dir aufzusitzen; Du bist einmal da — kurz — was willst Du?“

„Herr Baron,“ sagte der Angekommene, in welchem wir jenen jungen Mann erkennen müssen, welcher von Marie Huldreich mit dem Namen Moritz war angeredet worden, „ich komme zu Ihnen mit der alten Bitte: Nehmen Sie sich meiner an, thun Sie etwas, o nur ein Weniges für mich — ich beschwöre Sie — ziehen Sie nicht ferner Ihre Hand von mir ab!“

Moritz hatte diese Worte in einem flehenden, demüthigen Tone vorgebracht, der von seinem so eben gezeigten, trotzigen Wesen sehr abstach. Das Antlitz des

Herrn von Altenfeld aber verdunkelte sich noch mehr als zuvor und er versetzte kurz:

„Ich habe Dir immer gesagt, daß ich nicht reich bin und überflüssige Ausgaben vermeiden muß. Meine Stellung erfordert so vielen Aufwand, daß ich alle meine Kräfte aufbieten muß, um diesen bestreiten zu können. Ich muß meinem Range gemäß auftreten, denn wie Du weißt, so werde ich mit directen, geheimen Aufträgen vom Wiener Hofe beehrt, die meinen fortgesetzten Aufenthalt hier nöthig machen. Dieser Posten bringt der Kosten viele mit sich."

„Stellung — Rang —" wiederholte Moritz bitter, „für diese haben Sie Geld — aber nicht für Ihren Sohn!"

Altenfeld schwieg. Der junge Mann fuhr nach einer Pause mit ausbrechender Heftigkeit fort, indem er dicht vor den Baron trat:

„Vater — haben Sie Mitleid mit mir — nur dies eine, einzige Mal! — Ich liebe ein Mädchen — Marie Huldrich — die Nichte des reichen Banquiers Molder, die dort im Hause das Gnadenbrot ißt. Aber sie hat sich mit Ihrem Secretair Franz Raunstein verlobt; sie zieht ihn mir vor, weil er wenigstens etwas mehr hat als ich, der ich nicht weiß, wovon ich im nächsten Monat leben soll!"

Er hielt im Uebermaße der Bewegung inne. Altenfeld sagte gleichgültig:

„Dies Alles kann sein; ich nehme nicht Notiz von den Liebschaften meiner Leute. Ich habe Dir oft gerathen, nach Amerika auszuwandern und dort Dein Glück zu versuchen. Die Reise dahin will ich bezahlen und überdem Dir etwas Geld zum Fortkommen geben, welches denn freilich die allerletzte Unterstützung sein würde, die Du von mir zu gewärtigen hast."

„Auswandern — Marie verlassen für immer!" rief Moritz laut. „Niemals, niemals!"

„Zu dieser maßlosen Thorheit werde ich nie die Hand bieten, schlage sie Dir ein für allemal aus dem Sinne!" fuhr Altenfeld hart fort. „Eben zwanzig Jahr alt sein und an eine ernsthafte Liebschaft denken, wenn der Weg durch das Leben erst gemacht werden soll — dies streift an Tollheit! — Unterhalte Dich mit Deinen Freundinnen, wenn Du deren findest; dies ist der Lauf der Welt und das Vergnügen der Jugend, aber hefte Dich nie fest an Eine, als wenn Du durch sie Dein Glück machen kannst."

„Vater, Vater, ich kann nicht ohne Marie leben und sie verschmäht mich, weil ich arm und ohne Aussichten bin!" entgegnete der junge Mann mit der vorigen Leidenschaftlichkeit.

„Halt ein mit diesem Unsinn!“ sagte der Baron verdrießlich. „Dies sind Jugendthorheiten, die sich mit den Jahren verlieren. Wenn Du weiter nichts zu sagen hast, so verlaß mich, denn die Ruhe ist mir kostbarer, als die Ausbrüche Deiner wilden Laune.“

„Vater, um Gotteswillen, hören Sie mich!“ rief Moritz, indem er die Hände zusammenschlug und näher herzutrat. „Sie haben mich aufwachsen lassen als einen Gärtnerburschen in der Vorstadt Sachsenhausen, mich, den Sohn eines Generals! — Moritz Heller haben Sie mich getauft, mir selbst zum Hohne, und der stolze Name der Altenfeld ist mein rechtmäßiges Erbtheil! — Nichts haben Sie für mich gethan, nichts, als nur das armselige Leben, das ich mir selbst zum Fluche von Ihnen empfing, mir gefristet durch die spärlichen Groschen, die Sie für mich an die alte Gärtnerfrau zahlten, der Sie meine Kindheit anvertrauten. Ich wuchs auf in Müßiggang und Unwissenheit; nichts habe ich gelernt, nichts als nur die dürftige Schulwissenschaft, die der Pfarrer von dem Schüler verlangt, den er examiniren soll.“

„Und Du verlangst, daß ich Dich anstellen soll, da Du gar nichts weißt; dies ist unmöglich,“ sprach Altenfeld kalt.

„O, ich habe nie gewußt, was die Liebe eines Vaters war!“ fuhr Moritz Heller fort, ohne den Einwand

des Barons zu beachten, „nie habe ich den Segen einer Mutter gekannt. Verlassen, freundlos war meine Kindheit; sie, sie allein war liebreich gegen mich, sie allein hatte ein freundliches Wort für mich, denn auch sie war eine Waise! Sie theilte ihre kleinen Freuden mit mir; in ihr liebte ich den Vater, in ihr betete ich die Mutter an! — Sie selbst, Vater, kenne ich nur erst seit einem Jahr, da mich meine sterbende Pflegemutter zu Ihnen wies. Aber reißen Sie mich nicht von ihr; geben Sie mir die Mittel, sie zu ernähren, so wird sie mich nicht verschmähen und den Andern lassen, denn sie war immer so lieb und gut gegen mich. Wenn dies ist, wenn ich Marie heirathen kann, so will ich Ihnen Alles verzeihen — Vater, die Rechnung sei quitt zwischen uns — Vater, treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung!"

„Schweig von diesem Wahnsinn!" rief der Baron, der zum ersten Male seine gewohnte ruhige Haltung verlor, indem er finster die Stirn runzelte. „Ich will nie und nimmer wieder ein Wort von dieser kindischen Thorheit hören!"

Nach diesen entscheidenden Worten trat eine augenblickliche Pause ein. Das Aeußere des Jünglings veränderte sich auf eine Schrecken erregende Weise. Sein Antlitz wurde erdfahl, seine vorhin so glühenden Augen sanken erloschen zurück, so daß sie einen fast todtenarti-

gen Anschein erhielten, während seine Worte nur mühsam sich über die zitternden Lippen drängten.

„Sie wollen nichts — Sie wollen nichts von mir wissen — aber ich rede zu Ihnen. Schändlich haben Sie Ihren Sohn vernachlässigt, ihn aufwachsen lassen wie einen namenlosen Bettler, wie ein Kind der Sünde und des Elends! — O, wenn die Verwünschungen eines Vaters schwer lasten, so auch muß der Fluch eines Kindes in dem Herzen seines Erzeugers wiederhallen! — Und mehr noch als mich haben Sie meine arme betrogene Mutter beleidigt; die Thränen der Verrathenen fallen mit den meinigen wie glühende Feuerbrände auf meine Seele — Vater, ich fordere Rechenschaft — wo ist meine Mutter — wo seufzt sie — einsam, verlassen, trostlos — wie ihr Kind?“

„Ich habe Dir gesagt, daß Deine Mutter früh gestorben ist,“ erwiederte Altenfeld kalt.

„Sie wollen mir nicht Rede stehn, Sie wollen nicht, gleißnerischer Sünder!“ rief der Jüngling außer sich. „Aber wissen Sie, ich habe tiefer in Ihre Karten gesehn, als Sie es wünschen; ich weiß, daß der Sünden viele und schwere auf Ihnen lasten, daß es Ihre Weise ist, die Tugend zu unterdrücken und die Armuth in's Elend zu jagen, daß Ihr Herz hart, daß Ihr Sinn eisern ist! — Und wähnen Sie in der Beschränktheit

Ihrer Ichsucht, daß all' dies frevelhafte Thun ungestraft bleiben wird? — Wissen Sie, daß alle Ihre schwarzen Thaten als Blutzeugen gegen Sie aufstehen, daß ihr Weheschrei sich vereinigen und als ein gemeinsames, schreckliches Fluchwort zum Himmel steigen wird? — Und ich höre die Donner des unsterblichen Rächers — ich höre sie fallen — Allbarmherziger — auf das Haupt meines Vaters!"

Moritz Heller hatte diese Worte mit einer wahnsinnartigen Heftigkeit hervorgestoßen. Nun sank er auf einen Stuhl und ein convulsivisches Zucken schüttelte seine Glieder. Der Baron verharrte schweigend in seinem Lehnstuhl, die Arme über einander geschlagen, ohne daß er durch ein äußerliches Zeichen kund gab, daß die Aufregung seines Sohnes einen bedeutenden Eindruck auf ihn machte. Dieser ermannte sich endlich wieder und trat noch einmal vor seinen Vater. Doch hatte seine Stimme ihren früheren, gellenden Klang verloren, nur das Auge rollte noch unstät und wild.

„Sie wollen nichts für mich thun," sagte er rauh und höhnisch, „Sie verstoßen mich, wie Sie es immer gethan haben während meines erbärmlichen, jammervollen Daseins. Aber sein Sie ruhig, Sie haben an mir Ihren Meister gefunden. Ich werde mir selbst zu helfen wissen, besser als Sie es je gethan haben würden."

Er entfernte sich und bald schlug der Schall seiner verhallenden Tritte nicht mehr an das lauschende Ohr des Generals. Die strenge Schule des Weltlebens hatte ihm längst eine vollkommene Beherrschung des Aeußern zur Gewohnheit gemacht und sein starker und verschmitzter Geist hatte ihn als einen nur zu gelehrigen Schüler egoistischer Lebensweisheit fortschreiten lassen. Dennoch aber war seine innerste Seele weit von der äußern Ruhe entfernt, die er der Aufregung seines Sohnes entgegenzusetzen für gut gefunden hatte. Er machte einige schnelle Gänge durch das Zimmer und warf sich sodann auf das Sopha, indem er das Gesicht mit den Händen begrub und die Ellbogen auf die Marmorplatte des Tisches stützte, der vor ihm stand. So anhaltend nahm der Gang seiner Gedanken alle seine Seelenkräfte in Anspruch, daß er es nicht bemerkte, wie abermals eine menschliche Gestalt mit leisem Tritte, schattenhaft, geisterartig, durch die von Moritz angelehnt gelassene Thür glitt. Sie näherte sich ihm, betrachtete ihn einige Minuten lang unverwandt und legte dann die Hand auf seine Schulter.

„Adolf," sprach sie leise, „senken Dich die Geister der Vergangenheit in wüste, schlummerlose Träume? — Mich haben sie wach gerüttelt, denn nur die Freude und der Schlaf sind Freunde."

Der Baron fuhr empor und sah seine Gemahlin vor sich. Diese hatte sich des gewählten Putzes entledigt, der sie in der Soirée bekleidet hatte und ein Nachtgewand umgeworfen. Ihre feinen, blassen Züge, auf denen man fast immer einen leidenden, kränklichen Ausdruck zu sehen gewohnt war, trugen sichtlich die Spuren heftig empfundener Gemüthsbewegung. Die Farbe ihrer tiefblauen Augen war in der ersten Jugend der Dame mit dem Schmelz der Kornblume verglichen worden; aber nur zu häufig war ihr Glanz von oft vergossenen Thränen verdunkelt worden und einzelne leichte Falten lagerten über der Stirn, die einst die Weiße und Reinheit der Lilie geziert hatte. Schlicht gescheitelt zog sich noch immer das kastanienbraune Haar darüber hin, denn noch hatte die Baronin, die um mehr als zehn Jahr jünger war als ihr Gemahl, die Hälfte der dreißiger Jahre nicht überschritten.

Dieser starrte sie eine Weile an, als müsse er seine fern abschweifenden Gedanken erst nach und nach wieder sammeln. Endlich schien ihm dies zu gelingen und er sagte rauh:

„Auch Du, Adele? — Ich dachte, Du hättest Dich zeitig zur Ruhe gelegt, da Du so früh schon nach Hause fuhrst?“

„Mich erfaßte ein Entsetzen bei seinem Anblick,“

sprach die Baronin tonlos, indem sie sich kraftlos neben ihrem Gemahl niederließ. „Adolf — glaubst Du, daß Todte aus ihren Gräbern herausgehen und in die Welt der Lebendigen zurückkommen können?“

„Welche Phantasien, Adele?“ rief Altenfeld wahrhaft erschrocken. „Wahrlich, Du mußt Deiner kränklichen Reizbarkeit nicht zu sehr nachhängen, diese könnte am Ende Deinen Verstand erschüttern! Laß mich nie wieder solche Dinge von Dir hören!“

Adele von Altenfeld war es in den zwölf Jahren, die ihre Ehe mit dem Baron gedauert hatte, längst gewohnt geworden, daß der feine, abgeschliffene Gesellschaftston, den er gegen Fremde zu beobachten pflegte, ihr gegenüber sich in den eines strengen Gebieters verwandelte. Heute aber nahm sie auf diesen keine Rücksicht, sondern fuhr leise fort, indem sie seinen Arm ergriff:

„Hast Du ihn gesehn — ihn — Adolf, Du sagtest mir vor langer, langer Zeit, er sei todt — gestorben nach schwerer Reue — und dennoch kommt er wieder — öffentlich tritt er uns entgegen — ein schrecklicher Doppelgänger eines längst Dahingegangenen. Was will er wieder auf dieser Welt voll Eitelkeit und Trug?“

Altenfeld schwieg. Ein leises Grauen zog durch seine Glieder und kroch kalt zu seinem Herzen. Das

stiere Auge seiner Gattin ruhte forschend auf ihm und redete mit einer schrecklicheren Sprache noch als ihr farbloser Mund es that, die Kunde von der angstvollen Bekümmerniß, die ihre Brust erfüllte. Dennoch aber schüttelte er rasch die unheimliche Empfindung ab, die sich seiner bemächtigen wollte, und sagte verdrießlich:

„Du gefällst Dich darin, Gespenster am hellen Tage oder richtiger im erleuchteten Gesellschaftssaale zu sehen, während andere Furchtsame doch wenigstens Einsamkeit und Dunkelheit für ihre mährchenhaften Gesichte verlangen. Ich weiß nicht, wen Du zu sehen geglaubt hast und von wem Du redest. Wenn Dich die unvermuthete Erscheinung dieses Herrn von Nordberg erschreckt hat, so gestehe ich, daß auch mir sie unangenehm, fast widerlich auffiel. Der Mensch sieht blaß und häßlich aus, hat übrigens die Manieren der guten Gesellschaft und wurde von unserm Wirthe, dem Banquier Molder, mit besonderem Eifer seinen übrigen Gästen von Bedeutung zugeführt. Du weißt, ich habe Ursache, Molder zum Freunde zu behalten und fand daher nicht Veranlassung, mich unartig gegen einen Protegé von ihm zu zeigen. Geh' auf Dein Zimmer und wenn Du Dich fürchtest, allein zu sein, so laß Dein Kammermädchen bei Dir bleiben, aber mich verschone heute, so wie ein für allemal in Zukunft mit Deinen Einbildungen und

gespenstischen Traumgesichten. Ich bin der Mann der Wirklichkeit und zügele meine Phantasie zur rechten Zeit."

Adele seufzte. Nur zu gut wußte sie, daß ihr Gemahl Erörterungen über einen Theil seiner Vergangenheit haßte und sie immer streng abwies, wenn sie bei einzelnen seltenen Gelegenheiten darauf zurückkam. Sie schüttelte schwermüthig den Kopf und versetzte, indem sie sich erhob:

„Du lebst nur in der Gegenwart und scheuchst die Dornen der Erinnerung gewaltsam von Dir. In mir sind sie wach täglich und stündlich und ritzen mein Inneres blutig mit nie ablassender Pein. Fessele Du die Ruhe, die mir fern bleiben wird."

Sie entfernte sich mit dem geräuschlosen Schritte, mit dem sie sich ihrem Gatten genähert hatte. Dieser versank sogleich wieder in die Betrachtungen, die ihn vor ihrem Eintritte beschäftigten und fand erst nach stundenlangem Hinbrüten die endlich gesuchte Ruhe.

Früh in den Morgenstunden des folgenden Tages sah man einen Fremden durch das Untermainthor gehen. Vorüber an den reichverzierten Pavillons, an den stattlichen Sälen, welche ein so inhaltreicher Theil jener

freundlichen Anstalt sind, welche die Mainlust genannt wird, da sich in ihr die Mittel zur Vergnügung des Gaumens und zur Unterhaltung wißbegieriger Geister finden, ging der langsame Schritt des Wanderers hin durch die schattigen Laubgänge. Ungerührt hatten die Reize des prächtigen Blumenflors, der den Garten der Mainlust ziert, seine verdüsterte Seele gelassen; weithin über die vorüberrauschenden Fluthen des Mainstroms schweifte sein Auge, aber antheillos haftete es auf dem blauen, leise bewegten Spiegel, auf welchem sanft sich kräuselnd, im ewig sich erneuenden Tanze, die Wellen ihre stumme, plätschernde Sprache führten und welche die im vollen Glanze eines Frühsommertages strahlende Sonne mit einem goldenen Saume schmückte. Die Stunde war noch zu früh, als daß die elegante Welt Frankfurts schon auf dem beliebten Spaziergange sich hätte versammeln mögen. Noch sah man nicht die Aristokratie des Adels und des Geldes, die sich in den Mittagsstunden hier zu bewegen pflegt; noch fehlten alle jene Repräsentanten der Mode und des gewählten Geschmacks, die die Alleen der Mainlust und der sich ihr anschließenden Promenade beleben, noch suchte man vergebens die auf dem Fahrwege stolz daherrollende Equipage, deren inhaltreiches Wappenschild verkündete, daß der Inhaber des Gefährtes eine Stütze der Diplomatie,

eine der Säulen sei, die das schwere Gewicht der vierzig Millionen Einwohner Deutschlands auf ihren Schultern tragen; noch fand man nicht den eleganten Phaeton eines der Heroen der Kaufmannswelt, eines jener federgewandten, zahlenkundigen Herren, der durch seine Verbindung mit der Diplomatie Muth fand, das schwere Spiel um Hunderttausende fortzusetzen und mit kühner Hand Fortunas Wage zu seinen Gunsten sinken zu lassen, wenn er auch nur die federleichte und doch so unermeßlich gewichtige Waare des Papiers hineinlegte.

Und weiter ging der Weg durch alle diese anmuthigen Spaziergänge, welche bis zum obern Mainthore hin einen Halbkreis um die ganze Landseite Frankfurts bilden. Herrliche Gartenanlagen, geschmückt mit einem üppigen, farbenreichen Blumenflor, mit dunkelm, saftigem Rasen oder mit hochstämmigen, dichtbelaubten Bäumen, füllen die Gräben der vormaligen Festung aus und hinter ihnen erheben sich jene zierlichen Landhäuser, deren außerordentliche Zahl, die bis auf viertausend anwächst, einen prächtigen Gürtel, eine Stadt hinter der Stadt, zeigt, welcher malerisch auftauchend unter dem bunten Gartenteppich Frankfurt eine Umgebung verleihen, wie sie wenigen Städten Deutschlands gegeben ist.

Bald verließ der ernste Wanderer diese liebliche

Scene einer üppigen, farbenglänzenden Weltfreude und lenkte den Schritt auf einen Schauplatz, der in seinen düstern Erinnerungen mehr zu der finstern Stimmung paßte, welche seine Seele gefangen hielt. Hin über das Galgenfeld, dessen Name seine vormalige Bestimmung zeigt, ging er durch das Gallusthor, durch welches zu den Zeiten der Hoheit des deutschen Reichs die deutschen Kaiser ihren Einzug hielten und vor welchem auch außer ihnen mancher deutsche Held mit Heeresmacht erschien, wenn er mit den Herren von Frankfurt ein Hühnchen zu pflücken hatte. Ein Zeichen des sonderbaren Wechsels der Zeiten erhebt sich jetzt, fast dem Gallusthor, diesem Denkmal der Heldenzeit Germaniens gegenüber, der in großartigen Verhältnissen errichtete Bahnhof der Taunuseisenbahn, der täglich Tausende reiselustiger Zugvögel in seinen Mauern sich drängen und treiben sieht. Wo Lanzenknechte und geharnischte Ritter vor Jahrhunderten im reisigen Schmucke daherzogen, wo Feldschlangen rasselten und Streitfahnen flatterten, fliegt jetzt ein Schwarm harmloser Touristen, eilfertiger Geschäftsleute oder heißhungriger Vergnügungsmenschen herzu und vertraut sich der schützenden, festgeschlossenen Behausung der Waggons an, in wenigen Stunden mit der Kraft des Dampfes eine Wegesstrecke durchfliegend, welche zurückzulegen die hochberühmten, wohledlen Ritter

des Mittelalters nebst ihrem Gefolge Wochen gebrauchten. Und noch sind es die nämlichen Beweggründe, welche einst die Mächtigen der Zeit dieselbe Straße ziehen ließen, die heute der flüchtige Zug der Eisenbahnpassagiere durchfliegt — Sucht nach Gewinn, an Geld oder an Macht — Durst nach Vergnügen, für den Augenblick oder für kommende Tage, sei er schneller oder ferner zu erreichen. Die Seele des Menschen mit ihren heißen Leidenschaften, mit ihren Kämpfen und mit ihren unersättlichen Bestrebungen bleibt unverändert, ob auch alle Verhältnisse der Oberfläche unsers Planeten sich verwandeln. —

Wir finden unsern Fußgänger wieder, nachdem er einen weitern Weg durch die belebten Gassen der Stadt zurückgelegt hat und in den großen Hirschgraben einbiegt. Wenige Schritte ging er vorbei an jenem Hause mit der Leier, welches die Geburtsstätte eines der größten Geister Deutschlands war, dessen Ruhm weiter strahlt, als derjenige so manches gekrönten Hauptes, welches die alte Reichsstadt innerhalb ihrer Mauern sah, jenes Dichterfürsten, „der mit dem Könige gehen soll, denn Beide wohnen auf der Menschheit Höhen." Er trat in ein nahgelegenes Gebäude und ging eine Treppe hinauf durch das geräumige, jedoch einfach möblirte Wohnzimmer und öffnete die Thür des Schlafgemaches.

Zu seinem größten Erstaunen fand er dies jedoch nicht leer, wie er es vor einigen Stunden verlassen hatte, sondern ein dem Anschein nach junger Mann saß hingeworfen auf einem Stuhl und hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Die regungslose Lage, so wie die schweren Athemzüge des Sitzenden entkräfteten sogleich jede mögliche Besorgniß des Eingetretenen, zu welcher die unordentliche und wenig sorgfältige Toilette des Fremden, die offenbar nicht an diesem Morgen gemacht worden war, allerdings gegründete Veranlassung gaben. Der zurückgekehrte Eigenthümer des Zimmers, den wir auf einer Morgenpromenade bis außerhalb des Weichbildes der Stadt begleitet haben und in welchem wir jenen Mann erkennen müssen, der uns am Abend zuvor bei dem Banquier Molder als Herr von Nordberg genannt wurde, blieb eine Weile ruhig stehen und betrachtete den unerwarteten Eindringling unverwandt. Endlich trat er näher und berührte seinen Arm, indem er sagte:

„Sie sind durch die Hinterthür in ein falsches Zimmer getreten. Wenn ich nicht irre, so ist das ihrige eine Treppe höher gelegen.“

Der junge Mann fuhr empor und Moritz Heller's blasses, verstörtes Gesicht kam zum Vorschein, auf dessen Fläche eine Fluth gehässiger Leidenschaften die grausigen

Spuren ihres Kampfes eingegraben hatten. Wild starrte er Nordberg an; dann fuhr er mit der Hand durch das schwarze, wüst herabhängende Haar und versuchte sich vom Stuhle zu erheben. Er ließ das Auge im Zimmer umherschweifen, bis es zuletzt auf Nordberg haften blieb.

„Sie haben Recht," stotterte er, „ich war die ganze Nacht draußen herumgelaufen — hatte auf dem Felde oder unter Bäumen gerastet — ohne zu wissen, wohin mein Weg mich führte — und lenkte endlich mit dem grauenden Morgen instinctartig meinen Fuß zu meiner Behausung. Ich fand sie endlich, doch hätte ich eine Treppe höher gehen müssen, denn dort erst liegt das Hinterzimmer, welches ich bewohne. Bis zu diesem Augenblicke bin ich meines Irrthums noch nicht inne geworden, doch will ich Sie sogleich von meiner Gegenwart befreien, mein Herr!"

Er machte einen abermaligen Versuch, aufzustehen, doch hatte er sich kaum auf seine Füße erhoben, als er auch schon wieder zurücksank. Das Uebermaß geistiger und körperlicher Erschöpfung beraubte ihn für den Augenblick des Gebrauchs seiner Glieder. Er verhüllte das Gesicht noch einmal und rief endlich, plötzlich zu dem ruhig ihn betrachtenden Nordberg aufstarrend:

„Kennen Sie den Baron von Altenfeld?"

„Er war unter den fremden Diplomaten, in deren

Gesellschaft ich mich gestern Abend befand und fügt, wenn ich nicht irre, auch noch den Titel eines Generals zu seinem adligen Range, da er noch immer in österreichischem Militairdienste steht, obgleich er von seinem Hofe zu geheimen, diplomatischen Diensten gegenwärtig gebraucht wird," war die gelassene Erwiederung.

Eine Pause trat ein. Dann unterbrach Moritz diese wieder, indem er noch einmal gellend rief:

„Er ist mein Vater!"

Nordberg zeigte weder Erstaunen noch Verwunderung bei dieser unvermutheten Entdeckung; die ruhige Fläche seines ernsten, blutlosen Angesichtes veränderte sich durchaus nicht. Nach minutenlangem Schweigen fragte er:

„Und Sie heißen —?"

„Moritz Heller!" rief dieser noch einmal laut. „O, einen elenden, erbärmlichen Namen hat er mir gegeben, um mich verläugnen zu können, mich — seinen Sohn!"

„Es hat also Ihr Vater trotz der überreichlichen Mittel, die seine hohe Stellung ihm bietet, nichts zu Ihrem Besten gethan?"

„Nichts, nichts!" versetzte Moritz. „Nichts will er für mich thun jetzt und fernerhin. Wie ein Thier des Feldes hat er mich aufwachsen lassen und nur nach der neuen Welt will er mich schicken, um meiner auf einmal

und für immer loszuwerden — nein — nein — nimmermehr!"

„Es ist hier in Europa besser," bemerkte Nordberg gleichgültig.

„O, ich habe ihn gebeten, zehn-, zwanzigmal," fuhr der junge Mann mit seiner früheren Heftigkeit fort, „ich bin in sein prächtiges Hotel gedrungen — fast zu seinen Füßen habe ich gelegen, um meinen Vater anzuflehn, daß er nur wenige spärliche Rechte eines Sohnes mir angedeihen lasse! In der Nacht und am Tage bin ich zu ihm gekommen, durch den Garten und durch das Vorderhaus habe ich den Weg gefunden hin bis in sein Allerheiligstes, daß er nur einmal, einmal seine Chatoulle mir öffne und mir einige jener Louisd'or zukommen lasse, die dort in glänzenden Haufen liegen, daß er nur eins jener zählenden Papiere mir gebe, deren er dort eine Anzahl in dicken Paqueten zusammengebunden hat!"

„Wenn Ihnen die Oertlichkeit der Wohnung so genau bekannt ist, so wird es Ihnen leicht sein, sich selbst als Ihr gutes Recht zu verschaffen, was der hartherzige Eigensinn Ihres Vaters Ihnen vorenthält," warf Nordberg hin.

Moritz starrte ihn abermals mit jenem wilden, stieren Blicke an, mit dem er ihn gleich anfangs betrachtet

hatte. Nordberg hatte die Arme übereinander geschlagen und seine tiefliegenden Augen weilten mit einem seltsamen, scharfen Ausdrucke auf dem Jüngling, zu dem die kalte und gleichgültige Weise seiner Aeußerungen einen merkwürdigen Gegensatz bildete. Plötzlich veränderte sich der ganze Ausdruck der Physiognomie Heller's. Ein dämonisches Zucken ging darüber hin und die dunkelgrauen Augen leuchteten unter den breiten, schwarzen Brauen mit der stechenden Tücke eines Raubthiers hervor. Er trocknete die Thränen, welche noch auf seiner fahlen Wange weilten, und griff nach seinem Hute, der seitwärts herabgefallen war.

„Es ist immer unvorsichtig, seine Reichthümer und den Ort, wo man sie verwahrt, zu zeigen," fuhr Nordberg fort. „Gelegenheit macht Diebe. Haben Sie vielleicht einer Auszahlung oder etwas dergleichen beigewohnt?"

„Ich habe einigemal gesehen, wie mein Vater bedeutende Summen überzählte und verschloß," entgegnete Heller kurz.

„Gold und Papiere sind eine gute Waare, sie läßt sich allenthalben ausgeben," versetzte Nordberg; „wahrscheinlich wird man zu diplomatischen Zwecken Gebrauch davon machen wollen."

Moritz hatte sich nun erhoben und in sein Aeußeres

war eine Fassung zurückgekehrt, von der er früher so weit entfernt gewesen war. Er verbeugte sich gegen Nordberg und sprach höflich:

„Entschuldigen Sie mein unabsichtliches Eindringen, mein Herr, und halten Sie dies meiner außerordentlichen Aufregung zu Gute. Ich werde Sie jetzt von meiner Gegenwart befreien, da Sie vermuthlich nach Ihrem Spaziergange eine Weile der Ruhe pflegen wollen.“

Er verließ das Zimmer. Nordberg folgte ihm bis zur Thür und schaute ihm einige Minuten mit einem vielsagenden Blicke nach. Seine hingeworfenen Worte hatten eine dunkle Idee in's Leben gerufen, die in Moritz Heller's Busen geruht hatte. Die Saat des Bösen keimte in der zerrissenen Seele des leidenschaftlichen Jünglings und wucherte weiter zum üppigen Emporschießen. —

Während dieser Zeit hatte sich die Familie des Banquiers Molder, des Gastgebers vom vorigen Abende, um den Frühstückstisch versammelt, um nach altgewohnter Weise die willkommene Labung des Frühmals gemeinschaftlich zu verzehren. Ein Gegenstand von Wichtigkeit belebte diesmal die Unterhaltung und es wurde das Für und Wider in eifriger Wechselrede erwogen.

Der Herr des Hauses hatte die zierliche Umhüllung von sich geworfen, mit welcher er im Gesellschaftssaal seine Person, so wie seine Rede, gewöhnlich bekleidete. Ein baumwollener Schlafrock umgab seinen großen, starkknochigen Körper und eine weiße, gestrickte Nachtmütze diente dem Kopfe zur Bedeckung, dessen bedenkliche Kahlheit nach vollendeter Toilette mit dem üppigen Haarwuchse einer braunen Perrücke bedeckt zu werden pflegte, so wie zugleich Pantoffeln von braunem Bast die mehr nützliche als zierliche Bekleidung der Füße abgaben.

Es herrschte in der Familie Molder die Ansicht, daß der Mensch im Gesellschaftssaale und in häuslichen Verhältnissen zweierlei sei. Erasmus Molder hatte von der Pike auf gedient, wie er sich bei guter Laune witzig über seinen eigenen Lebenslauf ausdrückte, denn die ganze, dornenvolle Laufbahn eines Parvenus war von ihm durchlaufen worden, ehe es ihm gelungen war, einen bedeutenden Platz unter den Geldnotabilitäten Frankfurts zu erringen. Ein Zeitraum von vierzig Jahren war vergangen, als der älternlose Knabe eines Abends in die schöne Stadt Frankfurt einwanderte, einen Bündel mit wenigen, nothdürftigen Kleidungsstücken als einziges Eigenthum auf dem Rücken. Aber bei dieser anscheinenden Mittellosigkeit war das Genie des Erwerbens, des Niezukurzkommens bei seinen

Berechnungen, die große Gabe, welche der verschmitzte und gewandte Geist des Knaben Erasmus als natürliche Mitgift erhalten hatte. Dennoch war von ihm die Erfahrung in ihrer vollsten Härte gemacht worden, wie unendlich schwer und mühevoll die ersten Hunderte des Gewinns errungen werden müssen und wie dann erst allmälig der Weg zur Mehrung der Tausende leichter und ebner wird.

Die Fackel des Krieges, welche in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts Deutschland verheerte, war die Leuchte des zeitlichen Glückes von Erasmus Molder gewesen. Es gelang ihm, als Lieferant bei einer der französischen Armeen angestellt zu werden und mit dem Gewinne vieler Tausende bereichert begann er ein großartiges Wechselgeschäft, bei dessen jährlich vermehrter Ausbreitung bald mancher hochklingende Name in seine Bücher verzeichnet wurde. Ob an dem Fond zu dieser Unternehmung, dem bei den wiederholten Lieferungen erwachsenen Gewinne, die Flüche der hungernden Soldaten, ob ihre Verwünschungen über die schlechte Bekleidung ihrer frierenden Körper daran hingen — hierüber zu grübeln hatte Erasmus nie unternommen. Er brauchte seine Zeit nothwendiger; wenn die versprochene Zahlung geschehen war, so überrechnete er den Ertrag — und damit war das Geschäft beendet.

Als er das dreißigste Jahr erreicht hatte, fand Erasmus sich bewogen, sich nach einer bessern Hälfte umzusehen und traf diese in der Jungfrau Gesina Federbalg. Es war um diese Zeit dem heirathslustigen Kaufherrn ein abermaliger Zuschuß von einiger Varia ganz besonders willkommen und es bot sich ihm dieser in der Mitgift dar, welche der Vater seiner Erwählten, ein schwerwiegender Mehlhändler, seiner Tochter mit auf den Weg durch's Leben gab. Zwar war die äußere Körperbildung der Braut nicht vollkommen tadellos zu nennen, indem der kurze, fleischige Wuchs nicht von den Grazien zu sehr begünstigt wurde, Hände und Füße von auffallender Bedeutendheit waren und gegen das weißblonde Haar die kupferne Farbe des Antlitzes auf eine nicht ganz zarte Weise abstach. Dazu hatte die Nase eine bedenkliche, schnabelartige Form, die an die eigenthümliche Bildung des Hauptgliedes eines Geiers erinnerte, wogegen die etwas weitgespaltenen Lippen besonders geeignet waren, zwei Reihen weißer Zähne sichtbar werden zu lassen.

Die geistige Bildung der Jungfer Gesina Federbalg war derjenigen ihres begünstigten Freiers vollkommen angemessen, denn gleich der seinigen war auch ihre Jugend nur durch die Beleuchtung der allernothwendigsten Unterrichtsgegenstände erhellt worden. Obgleich der

Gattin Molder's jene weitsichtige Verschmitztheit fehlte, die seinen praktischen Blick schärfte, so fand sich doch auf dem so wenig bebauten Felde ihres Geistes ein Streben nach Höherem, eine Sucht, aus den beschränkten Verhältnissen ihrer Jugenderziehung herauszutreten und sich in Kreisen heimisch zu machen, die bis dahin weit über ihr gestanden hatten. Der lange Zeitraum von der ersten bis zur silbernen Hochzeit des Paares hatte Manches möglich gemacht, was ihre kühnsten Träume nicht hatten erwarten können. Erasmus Molder war nach fünfundzwanzig Jahren der Inhaber eines bedeutenden Wechselgeschäftes geworden, hatte längst eine Wohnung bezogen, in der sich alle Forderungen des Luxus und der Eleganz befriedigt fanden, denen der Reichthum Genüge leisten kann. Manche Zöglinge der höhern Stände, hochstehende Beamte, mittellose oder wohlhabende Adlige, nahmen seine Einladungen an und erzeigten ihm die Ehre, von dem in seinem Hause herrschenden Comfort zu profitiren. Madame Gesina Molder machte mit Anstand die Honneurs und war eine Matrone geworden, die sich die Tournure der großen Welt so ziemlich angeeignet hatte; wohlconservirt mußte man sie besonders aus dem Grunde nennen, da eine bedeutende Abnahme der Schönheit nicht stattfinden konnte, da sie diese nie besessen und mit Hülfe der ersten Mo-

distinnen der Reichsstadt wußte sie sich anständig zu kleiden. Eine kleine Schattirung erhielten diese vereinigten Vorzüge durch einige Schnitzer, die zuweilen in der Unterhaltung der Banquiersfrau mit unterliefen und Kunde von der Verwirrung gaben, in welcher sich einige ihrer Begriffe bewegten, denn wohl war es ihr gelungen, den Mangel innerer, geistiger Bildung zu übertünchen, nicht aber ihn durch späteres, angestrengtes Studium zu ersetzen.

Ein Sohn und zwei Töchter waren die hoffnungsvollen Sprößlinge der Verbindung des strebsamen Paares. Was den Erstern anbetraf, so lag über die Carriere, die er einzuschlagen habe, kein Zweifel ob. Er war bereits seit Jahren in das Geschäft seines Vaters eingeweiht und bestimmt, die so glücklich begründete Firma auf späte Enkel zu vererben.

Dagegen lag die schwere Sorge vor, den beiden jungen Damen, die sich Clarissa und Annette nannten, ein glänzendes Etablissement zu verschaffen. Beide hatten bereits das zwanzigste Jahr überschritten und es waltete bei einer zu schließenden Heirath die kleine Schwierigkeit ob, daß Papa Molder sich nicht bei seinen Lebzeiten schon von den so sauer erworbenen Pfennigen trennen und daher keine baare Valuta der Person seiner Töchter mit in den Kauf geben wollte. Ueberdem sollte

nach seinem dereinstigen Hinscheiden immer die bedeutend größere Hälfte seines colossalen Vermögens seinem Stammhalter Leopold verbleiben, damit dieser die Firma in ihrem alten Glanze fortführen und auf's Herrlichste weiter und weiter gedeihen lassen könne. Warum sollten nicht die erhabenen Vorbilder eines Rothschild und eines Bethmann von ihm erreicht werden können, wenn er auf solider Grundlage beginne? dachte sein Vater.

Leider war von dieser Sachlage der näheren Verhältnisse der Familie Molder Manches außerhalb derselben bekannt geworden und daher der Andrang der heirathslustigen Männerwelt nicht so groß, wie er unter andern Verhältnissen hätte sein können. Dagegen aber pflegten die Töchter sowohl wie die Mutter ihre Phantasie mit einem eigenthümlichen Schwung auszurüsten, indem sie auch bei der geringsten Beachtung ihrer Persönlichkeit von irgend einem männlichen Wesen sogleich der fröhlichen Hoffnung und Ueberzeugung voll waren, daß unter dieser ein noch unentwickelter Heirathsantrag verborgen sei, welchen anzunehmen oder abzulehnen die alleinige Sorge sei, mit welcher Mutter und Töchter sich zu befassen hatten.

„Es ist nun am besten, daß wir das Geschäft noch heute Morgen angreifen," fuhr Erasmus Molder in seiner Rede fort, „und sehen, daß wir es rasch zu Ende

bringen. Allerdings hast Du Recht, Gesina, wenn Du sagst, daß eine vornehme Heirath für Leopold das Richtigste sei, was wir für's Erste zu vollbringen haben. Wenn wir uns in den Adel hinein heirathen, so giebt dies Verbindungen und einen noch festeren Fuß in der vornehmen Welt, als wir ihn schon gewonnen haben. Auf das Geld müssen wir verzichten, denn wo Geburt und Reichthum vereinigt sind, da finden sich der Abnehmer Viele aus der eignen Kaste und man wird nicht zu dem Bürgerlichen heruntersteigen."

„Auch haben wir ja des Geldes genug und können Andern mittheilen was ihnen fehlt," sagte seine Gattin mit stolzem Lächeln. „Die Gräfin Seraphine wird sich in ein Eldorado versetzt glauben, wenn sie unsere Schwelle betreten haben wird."

„Auf große Schönheit muß Leopold bei seiner Erwählten verzichten, wenn diese es sein soll," bemerkte Annette, eine ziemlich corpulente Blondine, bei welcher sich manche der Züge der Mutter wiederfanden, nur daß die Frische der Jugend und Gesundheit ihnen einen etwas weniger unschönen Ausdruck gab. Sie warf zugleich den Kopf in den Nacken und machte eine schnippische Miene.

„Sie gleicht Dir, ihr Haar wird von der Farbe des Deinigen sein, doch ist ihre Taille schlanker und ihr

Wuchs höher," bemerkte Leopold, der hoffnungsvolle Bräutigam, dessen große, schmächtige Figur gleich derjenigen seines Vaters mit einem Schlafrocke von carrirtem Baumwollenzeuge bekleidet war.

„So wird sie viel zu gut für Dich sein," war die höfliche Erwiederung seiner Schwester.

„Wenn jeder Freier seine Braut mit solchen Augen ansehen will, wie ich es thun werde, so kannst Du am Ende auch einen Mann bekommen," lautete die treffende Antwort des liebevollen Bruders, indem er ganz ruhig in der Vertilgung seines Frühstücks fortfuhr. Es traf aber diese bittersüße Bemerkung nicht nur die schwache Seite Annettens, sondern zugleich den empfindlichen Punkt in der Seele Clarissa's. Diese, eine hochgebaute, starkknochige Brünette, in deren Antlitz sich die harten Züge des Vaters in zweiter, etwas verbesserter Auflage fanden, rückte als fliegendes Hülfscorps für die hartbedrängte Schwester heran und versetzte spöttisch:

„Wenn Du gewählt werden solltest, statt selbst zu fragen, Poldchen, so würde schwerlich eine Gräfin auf Dich verfallen, denn so groß sind auch Deine Reize nicht, um jeden Andern aus dem Sattel zu heben. Mangel an Selbstvertrauen ist nie Deine Schwäche gewesen."

„Der Erfolg wird lehren, ob ich richtig gerechnet

habe," erwiederte Leopold gleichgültig. „Ist er günstig, so siehst Du Dich gezwungen, mich auf ewig für sehr liebenswürdig zu erklären. Möchte ich bald die nämliche, reuevolle Erfahrung an Dir machen."

Nun öffneten beide Schwestern zugleich die Lippen, um mit vereinten Kräften den Kampf fortzuführen. Aber Herr Erasmus Molder hatte jetzt seinen Teller geleert, stand auf von seinem Sitze, schob die weiße Schlafmütze zurück und sprach, während sein Antlitz drohend leuchtete, welches durch den genossenen Portwein einen sanften Feuerschein erhalten hatte:

„Basta mit den Kindereien, wir haben Vernünftigeres zu sprechen als solche Thorheiten. Wenn Ihr nichts Anderes zu sagen habt, so schweigt lieber ganz Alle mit einander!"

Die Geschwister wußten, daß, wenn der Papa in solchem Tone sprach, keine Widerrede rathsam war, da es ihnen zugleich aus herber Erfahrung bekannt war, daß er eben so gut es vermochte, den Stab Wehe, wie den Stab Sanft zu schwingen. Sie verschluckten daher die gallichten Bemerkungen, die ihnen auf der Zunge lagen und hemmten einstweilen ihre liebevolle Unterhaltungsart.

Madame Molder's Gedanken hatten während dieses Gesprächs einen weiten Umkreis durchlaufen. Sein

stachlichter Inhalt hatte sie nicht weiter gestört, da diese angenehmen, den gegenseitigen Scharfsinn übenden Wechselreden unter den Geschwistern täglich ihr vorgeführt wurden und daher gänzlich den Reiz der Neuheit für sie verloren hatten. Alle Einzelheiten des vorigen Abends, die früher schon von dem ganzen Kreise der Familie erwogen waren, erlitten noch einmal eine scharfe und vielbedeutende Musterung. Plötzlich hafteten sie auf einem bestimmten Gegenstande und sie sagte mit einem schlauen Seitenblicke auf eine ihrer Töchter:

„Dieser Herr von Nordberg gestern Abend — woher stammt er sich, Erasmus? — Wenn ich nicht irre, so hat er uns keine Visite gemacht, sondern war nur auf dem Comptoir bei Dir?" —

„Er hat Gelder bei mir bezogen; seine Empfehlungsbriefe waren in erster Form dringend gestellt," entgegnete Molder gleichgültig. „Weiter brauche ich nichts zu wissen, um höflich zu sein."

„Ich kann nicht gerade sagen, daß er sehr beredt war, doch betrachtete er Dich lange auf eine vielsagende Weise, Nettchen. Einige Männer sind mit ihren Gedanken stumm, doch sind diese nichtsdestoweniger zu errathen," fuhr Gesina fort und bei dem wiederholten Oeffnen ihres Mundes war es zu bemerken, daß der Schmuck ihrer Jugend, eine tadellose Zahnreihe, im

Laufe der Jahre den Weg alles Fleisches gegangen war und daß eine Anzahl falscher Ersatzmittel den wenigen, einsiedlerischen Resten zur Stütze diente.

„O, ich habe es wohl bemerkt," versetzte Annette schnell versöhnt. „Aber hu! ich habe ihn gleich aus dem Felde geschlagen. Da könnte ich ja eben so gut mir den Freund Hain zum Gespons erkiesen wie ihn. Vor solchen klapperbeinigen Verehrern habe ich eine heilige Scheu, die muß man sich vom Leibe halten."

„Wenn er käme und gute Documente vorzeigte, so sähe ich nicht ein, warum man ihn abweisen sollte; nicht alle Ehestandscandidaten können aussehen wie Milch und Blut, und dies thut auch gar nichts zur Hauptsache", erwähnte der praktische Herr Erasmus.

„Er ist auf jeden Fall zu alt; ich frage nichts nach alten Männern, so lange ich selbst jung bin," sprach Annette hoffärtig.

„Du wirst nicht lange mehr Zeit haben, so zu sprechen," bemerkte ihr liebenswürdiger Bruder, dem es schwer wurde, seine eigenthümliche Unterhaltungsweise mit seinen Schwestern auch nur auf eine Weile zu unterdrücken.

„Er soll höchstens vierzig Jahre alt sein", erwog nachdenklich die Mutter.

Annettens Interesse wurde durch den erwähnten Ge-

genstand so sehr gefesselt, daß die gefällige Rede Leopold's ihren Stachel für sie verlor. Sie erwiederte eifrig ihrer Mutter:

„Kein Mensch weiß wie alt er ist, der Eine meint dies, der Andere das. Ich habe gestern Abend mit vielen Herren und Damen von ihm gesprochen, denn, Allen war er aufgefallen; doch sieht er aus, als wenn er schon ein Jahrhundert auf dem Nacken hätte. Nein, nein, ich bedanke mich für einen solchen Liebhaber, der bald an Methusalems Alter streifen würde.“

„Ich weiß nicht, wie Du leichtsinnig sprichst,“ erwiederte ihre Mutter ernsthaft; „Methusalem und der Fremde sind weit auseinander. Ich habe weder graues Haar, noch übermäßige Runzeln bemerkt. Vielleicht hat er durch schwere Krankheit so sehr abgenommen.“

Hier erlitt die Unterhaltung eine Unterbrechung. Marie Huldrich trat herein und übergab ihrem Onkel ein Zeitungsblatt. Dann setzte sie sich geräuschlos an das untere Ende des Tisches, wobei es jedoch bemerklich war, daß ihr Vetter Leopold ihr einen weit größern Antheil von Galanterie zukommen ließ, als er sie seinen Schwestern gewidmet hatte.

Das harte Brot der Dienstbarkeit war die tägliche Speise, die Marie an dem Tische ihrer Verwandten aß. Erasmus Molder hatte seiner sterbenden Schwester, der

Mutter Mariens, versprochen, für ihr verwaistes Kind Sorge zu tragen und er entledigte sich dieser Pflicht, wie er eine Schuldverschreibung berichtigt haben würde, die er unterschrieben hatte. Anfangs hatte er ein mäßiges Kostgeld für sie an die Frau bezahlt, unter deren Behausung ihre Mutter gestorben war und welche in der Vorstadt Sachsenhausen belegen war. Später aber dachte der Banquier, daß es in seinem Hauswesen in den allgemeinen Kosten keinen Unterschied machen könne, wenn das fremde Kind mit aufgenommen würde. Lernen mußte sie etwas; sie konnte den Unterricht mitgenießen, den seine Töchter erhielten, ohne daß der Preis erhöht wurde und ein kleines Eckzimmer, was doch Niemand sonst bewohnte, konnte das ihrige werden. Auch der Betrag der Kost, rechnete die weltgewandte Gesina ihrem Gatten in vertrauter Berathung vor, würde nicht bedeutend sein; man könne daher, wenn man Marie in's Haus nehmen wolle, das Kostgeld sparen und bald einen fernern Nutzen von ihr haben, da sie gesund und kräftig sei, mithin arbeiten könnte.

Diesen Nutzen für die kärglichen Wohlthaten zu ziehen, die die Hand ihrer Verwandten halb widerwillig ihr reichte, war man schon in der zarten Jugend des Mädchens auf jede mögliche Weise erpicht und es wurde der ganze häusliche Fleiß Mariens in Anspruch genom-

men, um allen Forderungen entsprechen zu können, die man an sie machte. Sie wurde im eigentlichsten Verstande die Seele des Hauses, da alle Einzelheiten des Hauswesens in ihr eine weit umsichtigere und gewandtere Vertreterin fanden, als ihre etwas confuse Tante es jemals hatte sein können. Annette und Clarissa, obgleich ihrer Cousine um mehrere Jahre voraus, gingen ihren müßigen, zum Theil thörichten Zeitvertreiben nach und überließen dieser alle ernsteren Beschäftigungen. Aber das ganze, mühevolle Tagewerk wußte Marie zu vollbringen, ohne daß man jene geräuschvolle Thätigkeit an ihr bemerkte, die oft eine so herbe Beimischung der Gastfreundschaft ist. Ruhig, umsichtig erfüllte sie die gehäuften Pflichten, die auf ihr lagen. Kein rasselndes Schlüsselbund prangte an ihrem Gürtel; nicht im gewaltsamen, athemlosen Trabe durcheilte sie die weiten Räumlichkeiten der umfangreichen Wohnung ihres Oheims. Sie verstand die große Kunst, mit der Zeit Haus zu halten und sich einzurichten nach den Umständen, und es gelang ihr daher, Vieles während des schweren Tagewerks beendigen zu können. Mit freudigem Diensteifer würde sie ihren vielseitigen Pflichten Genüge geleistet haben, keine Beschwerde über gehäufte Arbeiten der Nadel oder des Hausstandes würde ihr entschlüpft sein, wenn die freundliche Anerkennung ihrer eifrigen Mühe-

waltung von ihren Umgebungen ihr Lohn gewesen wäre. Allein nie fast wurde ihr ein dankbares oder anerkennendes Wort, und es war die stete Ansicht ihrer Verwandten, daß Marie Huldrich für die Wohlthat des empfangenen Gnadenbrotes noch lange nicht genug arbeite.

Glücklicherweise war die Tante Molder zu sehr von der außerordentlichen Liebenswürdigkeit ihrer eignen Töchter überzeugt, als daß ihr der Unterschied ihrer äußern Bildung mit derjenigen ihrer Nichte zum Nachtheil der Erstern aufgefallen wäre. Desto mehr wurden aber Mariens Reize von ihrem Sohn Leopold anerkannt, ohne daß er indessen diese seine besondere Ansicht im Allgemeinen kund gab.

„Hast Du Alles bei Seite gebracht, was gestern Abend gebraucht wurde, das englische Steinzeug, die silbernen Gabeln und die Damastgedecke?“ fragte die Molder bei dem Anblick ihrer Nichte.

„Alles ist an seinem Platz, die Domestiken sind beschäftigt, die Zimmer zu reinigen,“ lautete die gelassene Gegenrede.

„Und die große Wäsche auf morgen — hast Du Alles eingerichtet dazu?“ fuhr ihre Tante fort.

„Ich werde sogleich nach der Beseitigung des Frühstücks diese Arbeit vornehmen,“ antwortete Marie freundlich.

„Aber Marie, der Arbeitsbeutel, den Du für mich

in Arbeit hast, wird ja gar nicht fertig. Im Buntsticken bist Du immer sehr langsam," warf Clarissa sauertöpfisch ein, die noch nicht wieder zu einer fröhlichen Stimmung gelangen konnte.

„Die Stickerei wird übermorgen beendet sein, wenn keine außergewöhnliche Störung eintritt," entgegnete Marie Huldrich ruhig.

„Aber Du sollst ja der Schneiderin helfen bei meinem neuen, himmelblauen Atlaskleide!" rief Annette lebhaft dazwischen. „Dies muß von Allem das Erste sein, denn am nächsten Sonntage muß ich es durchaus in der Soirée bei der Baronin Altenfeld anhaben."

„Wir wollen sehen, was möglich ist," erwiederte ihre Cousine.

„Die Farbe Deiner Augen wird den Glanz Deines Staatsgewandes noch verdunkeln," bemerkte ihr Bruder. Annettens Augen waren von jener unbestimmten Farbe, die vom Bläulichen in's Graue spielt, doch hielt sie selbst sie für azurblau und beantwortete daher im unerschütterlichen Selbstvertrauen diese Hohnworte nur mit einem verächtlichen Lächeln.

„Graf Schwalbe ist angekommen und logirt im Schwan!" sprach plötzlich Erasmus Molder mit tönender Stimme, indem er von dem empfangenen Zeitungs-

blatt aufsah, dessen Lectüre ihn gefesselt hielt. „Ich finde seinen Namen unter den angekommenen Fremden.“

Es war, als wenn ein elektrischer Schlag den größern Theil der weiblichen Gesellschaft berührt und in Bewegung gebracht hätte. Annette rief verwundert:

„Graf Schwalbe, mit dem wir im vorigen Herbst einen ganzen Tag im Postwagen waren auf der Reise nach Dresden!“

„Er war Theilnehmer an der Extrapost und bezahlte seinen Theil so gut wie Jeder von uns; so hatten wir es Alle billiger,“ erläuterte der Banquier ruhig.

„Von Dresden wollte er seine Reise nach Wien fortsetzen, wo sein Vater Admiral beim Regimente Deutschmeister war,“ bemerkte Gesina.

„General,“ verbesserte Leopold die irrige Ansicht der Mutter. „Admiräle sind überhaupt in Oesterreich wenige und das Regiment Deutschmeister besonders wird nur zu Lande verwendet. Uebrigens wird er sich nicht blos bei einem Regimente aufhalten, wenn er eine solche Charge bekleidet.“

„Er machte Dir stark die Cour, Rißchen,“ fuhr seine Mutter lebhaft fort, ohne die Einrede des Sohnes zu beantworten. „Er wich keinen Augenblick von Deiner Seite. Wirklich, ein Verehrer, wie Du ihn so leicht nicht ernsthafter gehabt haben wirst!“

„Hoffentlich wird er hienieden nicht der Letzte sein!" versetzte die geschmeichelte Clarissa mit stolzer Freude, indem sie den glühenden Wangen Kühlung zufächelte.

„Er beschäftigte sich viel mit uns, das ist nicht zu läugnen!" rief Annette, die nur theilweise der Ansicht ihrer Mutter und Schwester war.

„Wir erwarteten zuletzt mit jedem Worte einen Antrag," fuhr Madame Gesina fort. „Gewiß waren es nur einige besondere Rücksichten, die ihn verhinderten, sich auszusprechen."

„Er wird erst mit seinem Vater haben Rücksprache nehmen müssen," sagte Clarissa. „Bei den Adligen sind solche Sachen Familienereignisse, die erst durch alle Stufen der Convenienz gehen müssen. Er wird sich nun auf den Weg zu uns gemacht haben, um das Ding zu Ende zu bringen."

„Hilf Himmel, das kommt schnell! Da müssen wir ja bald das Brautkleid bestellen!" rief Madame Molder erregt. „Er hätte sich auch etwas Zeit lassen, uns vorher von seiner Ankunft benachrichtigen können."

„Den Kranz soll Marie winden," fügte Leopold halblaut zu dieser gewandt hinzu, „denn sie pflegt immer die Rosen- und Myrthenstauden, damit sie gleich in Bereitschaft sind, wenn sie schnell gefordert werden."

Marie antwortete ihm mit einem lächelnden Blicke.

Durch eine besonders gnädige Laune ihres Onkels hatte sie die erwähnte Reise mitmachen dürfen und war daher, gleich den übrigen Reisenden im Postwagen eingeschlossen, Zeugin der Vorfälle jenes ereignißreichen Tages gewesen. Indessen hatte sie in der ziemlich lebhaften Unterhaltung des Grafen Schwalbe mit Clarissa nichts besonders Auffallendes gefunden, da diese ihm gegenübersaß; der Onkel und die Tante ließen sich häufig in sanfte Träume schaukeln und das enge Zusammensein im Wagen ruft bei den Wachenden oft ein eifrigeres Gespräch hervor, als es bei größerer Freiheit des Gehens und Kommens der Fall ist.

„Ich habe nie den Blick vergessen können, mit dem er mir zum Abschied sagte: »Leben Sie wohl, mein Fräulein, bis zu einem fröhlichen Wiedersehen!« — Wenn er mir mit diesem entgegentritt, so stehe ich für nichts — ich fürchte, ich kann ihm nicht widerstehen,“ schwärmte Clarissa.

„Auf jeden Fall müssen wir uns schleunig in Anzug setzen!“ rief ihre Mutter leidenschaftlich. „Die Ungeduld könnte ihn früh hertreiben und er uns dann so in den Morgenkleidern überraschen! Dies ist keine Toilette, die man bei einer Verlobung tragen kann.“

„Ich will geschwind mein hellrothes Gazekleid anlegen und das grüne Atlasband dabei in's Haar

flechten!" fügte Clarissa mit gleicher Aufgeregtheit hinzu.

„Hoffnung und Liebe!" sprach Leopold; „er wird sein Glück nicht tragen können!"

„Vielleicht geht das Ziel seiner Reise noch weiter, so daß sein Aufenthalt hier am Orte nicht von langer Dauer sein wird," sagte Marie, die einen bescheidenen Zweifel nicht unterdrücken konnte.

„Ihr seid Eine mit der Andern auf dem Holzwege," sprach Erasmus laut dazwischen. „Es ist der Alte, der hier ist; da seht: »General Schwalbe aus Wien.« — Der Junge war ja erst Lieutenant."

„Nun, so ist es der Vater, der anstatt des Sohnes kommt; dies giebt der Sache um so mehr Gewicht," sagte Gesina, die nach der schnell gewonnenen Ueberzeugung des gewonnenen Irrthums ihre Gedanken eben so rasch zu arrangiren wußte.

„Er wird für seinen Sohn das Jawort erbitten wollen," sprach Clarissa geziert. „Ich muß doch erst Bedenkzeit haben; so schnell lasse ich mich nicht kapern."

„Auf jeden Fall müssen wir uns schleunig in Positur setzen!" rief Madame Molder mit der früheren Lebhaftigkeit, „er kann jeden Augenblick kommen und der Alte ist am Ende noch wichtiger als der Junge. Geschwind, Marie, hole mir das hohe Kleid von dunkel-

grauem satin chêne, in dem ich immer so vornehm aussehe. Und vergiß auch nicht die weiße Blondenhaube; sie liegt oben in der großen Kommode!"

Marie eilte hinaus, um den Anordnungen ihrer Tante Folge zu leisten. Diese hob die Sitzung auf und auch die beiden Männer standen auf.

„Wir aber wollen erst die Sache bei der Gräfin in Ordnung bringen," sagte der Banquier. „Ihr Frauenzimmer könnt den Grafen wohl erst allein beschäftigen, wenn er so bald schon kommen sollte."

„O ja, recht gut, wir wollen schon sehen, daß wir für's Erste mit ihm fertig werden," nahm seine Gattin das Wort, indem sie ihren flüchtigen Schritt in der Nähe der Thür anhielt. „Er wird auch so bald nicht weichen. Mache Deine Sachen gut, Poldchen, so können wir heute etwas erleben."

Sie nickte ihrem hoffnungsvollen Sprößling einen graziösen Abschiedsgruß zu, welchen dieser mit einer verdrossenen Kopfbewegung erwiederte. Annette und Clarissa waren schon zu verschiedenen Seiten geflohen und Herr Erasmus sagte im Weggehen:

„Nun mache, daß Du in die Kleider kommst, Bursche. Ich komme in einer halben Stunde wieder und hole Dich ab, damit wir unsern Weg zusammen antreten

können. Das Putzen ist Deine Liebhaberei, aber mache es heute kurz, denn ich habe zum Warten keine Lust."

Leopold indessen schien nicht gewilligt, dieser Ermahnung unverzüglich Folge zu leisten. „Wenn ich nicht da bin, so muß er wohl warten, denn allein kann er nichts ausrichten," war die inhaltreiche Gedankenreihe des zärtlichen Sohnes, der als ein verzogenes Kind es nur zu häufig liebte, seinem eignen und nicht fremdem Willen zu folgen.

Er näherte sich der Thür, durch welche Marie hinausgegangen war und hielt einige Minuten lang das Ohr lauschend an die Spalte. Dann öffnete die Thür sich abermals und Marie trat durch diese.

„Das ist Recht, Liebchen," sagte er, indem er bemerkte, daß sie nicht mit den von der Tante gewünschten Gegenständen beladen war, sondern Hände und Arme frei hatte. „Du hast das Kammermädchen mit Haube und Kleid geschickt, denn Du hast Deine Zeit nöthiger, Du weißt Dich immer einzurichten und es Allen recht zu machen."

„Ich muß mich beeilen, denn es liegt noch viel vor mir heute," entgegnete das junge Mädchen, indem sie in der Absicht, den Frühstückstisch abzuräumen, an ihrem Vetter vorbeigehen wollte. Dieser aber hielt sie zurück

und suchte sie mit dem einen Arm zu umschlingen, indem er mit süßem Lächeln sagte:

„Nicht so hurtig, Täubchen! — Wir kommen so jung nicht wieder zusammen. Erst ein Küßchen, dann das Weitere!"

„O laß mich in Frieden, ich will nichts von Dir wissen!" rief Marie heftig ihn von sich stoßend, „halte mich nicht auf mit Deinen thörichten Reden!"

„Warum so bitterböse heute, Herzchen!" fuhr Leopold zärtlich fort, welcher ihren Schritten folgte. „Du weißt ja doch, daß Du ein für allemal mein Herzblatt bist und ewig bleiben sollst!"

„O pfui," rief sie noch ein Mal. „Du willst Dich mit Deinem Vater auf den Weg machen, um Herz und Hand einer hochgebornen Dame zu verlangen und vergißt Dich im schnöden Liebesgetändel mit einer Andern! — Dies macht Dir wenig Ehre!"

„Kind, so nimm doch Vernunft an!" rief er eifrig. „Diese Heirath ja gerade ist es, die Dir und mir zum Vortheil ausschlagen soll. Ich heirathe die Gräfin Seraphine und etablire ein elegantes Haus, die große Welt wird bei mir aus- und eingehen. Da kann meine Frau nicht allein fertig werden, die Honneurs zu machen. Wir suchen eine Gesellschafterin, eine Freundin; die sollst Du dann sein. Ich entführe Dich hier aus diesem

Hause, wo die Eine Dich noch mehr maltraitirt als die Andre, und nehme Dich zu mir — da sollst Du sehen was leben heißt.“

„Sieh,“ fuhr er vertraulich flüsternd fort, während Marie ihn mit einem erstaunten und unwilligen Blicke maß, „ich habe mir Alles schön ausgedacht. Nur ein ganz klein wenig lieb sollst Du mich haben, so — Du weißt, meine Frau braucht es nicht zu merken — und ich will Dich mit Geld überschütten, will jeden Deiner Wünsche erfüllen, will Dich in Gold und Seide kleiden, will Dir alle Tage Leckerbissen vorsetzen und Dich in einer schönen Equipage fahren, Alles, weil Du meine einzige, geliebte Marie bist! — Und was Du sonst wünschen kannst — Du magst gern in die Bücher gucken — wohlan, ich schaffe Dir Alles was Du willst! — Willst Du Dich in der Welt umsehen und Reisen machen — Du siehst uns bereit, mich und meine gnädige Frau Gemahlin, Dich zu begleiten und zu führen wohin Du willst. Willst Du Theater, Bälle und Concerte, ich bin es, ich, Dein unterthäniger Sklave, der Dir Alles verschafft, Alles Dir zuführt! — O, wir wollen ein Leben führen wie die Götter, Freude und Liebe sollen uns mit jeder ihrer Rosen bekränzen, ein Leben, wie Du es nie so herrlich Dir gedacht hast, ein Leben des Genusses, des Entzückens, ein Leben —“

„Der Schande!" unterbrach Marie hart den poetischen Erguß ihres Vetters, indem sie kalt auf seine funkelnden Augen und auf seine heißen Wangen blickte, und in dies eine Wort alle Verachtung und alle Erbitterung zu legen bemüht war, die ihre Seele anfüllte. Ungerührt blieb sie bei der glühenden Leidenschaft Leopold Molder's, deren Bestürmungen nicht zum ersten Male vor ihren Ohren tönten, denn es flammte auf dem Altar ihres Herzens ein Feuer, dessen Reinheit so lauter war, daß die entartete Seele ihres Drängers nicht fähig war, von dieser Empfindung auch nur ein entferntes Bild sich zu machen.

„Höre mich, Leopold," fuhr sie fort mit fester Stimme, indem das Roth der Entrüstung ihre Wange belebte, „und laß dies Eine Wort heute und für immer das Letzte sein, das zwischen Dir und mir über diesen Gegenstand gewechselt wird! — Ich stehe schutzlos da in der Welt; ich kenne alle Bitterkeit der Armuth, alle Herbheit der Dienstbarkeit, ein mäßiges Vermögen nur würde mich auf den Gipfel des Glückes heben — aber wenn Schmach und Hohn mich tausendfältig mehr noch überhäuften, als es geschehen ist, wenn ich noch auf endlose Jahre verurtheilt wäre, alle zahllosen Quälereien meiner jetzigen Lage auszuhalten, wenn Alles, Alles, noch zehnfach unerträglicher wäre, als es gegen-

wärtig ist — und wenn Du mir Krösus' Schätze bötest und Alles, was Reichthum und Wohlleben zur Verschönerung des Daseins zu ersinnen vermag — ich weise es von mir — ich will nichts gemein mit Dir haben — ich will arm und verlassen bleiben — ich verabscheue Dich wie die Sünde!"

Die Majestät der Tugend blitzte aus den blauen Augen Mariens und in ihren Zügen sprach sich unverkennbar der Ekel aus, der ihre unschuldvolle Seele gegen die Schmeichelrede des Verlockers erfüllte. Fest gewappnet war sie gegen das Gift der Verführung und der Adel des Bewußtseins umgab die lilienreine Stirn des einfachen Bürgermädchens mit einer Glorie, die das Wappenschild mancher hochgebornen Dame verdunkelte und sogar die redselige, gleißnerische Zunge ihres Liebhabers für den Augenblick verstummen machte, ohne daß sie es jedoch vermochte, die späte Blüthe der Scham über seine schmachvollen Absichten in seinem Inneren hervorzurufen. Sie verließ mit raschen Schritten das Zimmer. Er sah ihr eine Weile mit der Miene des Verdrusses nach; dann murmelte er vor sich hin:

„Sogleich geht so etwas nicht — wird schon mürbe werden — später — später!"

Als Erasmus Molder zu der von ihm anberaumten Zeit wieder in das Gemach trat, fand er seinen Stammhalter noch nicht daselbst anwesend, sondern mußte es sich gefallen lassen, noch eine halbe Stunde auf dessen Erscheinen zu warten. Seine angeregte Ungeduld machte sich jedoch, als dies endlich stattfand, nur durch einige wenige Worte bemerklich, die er mit der Miene eines bissigen Kettenhundes von sich gab:

„Endlich — wenn uns Allen nicht so viel an der Sache läge, so hätte ich Dich vor dem Spiegel sitzen lassen und mich um die ganze Geschichte nicht mehr bekümmert. Meinst Du, daß meine Zeit nicht kostbarer ist, als sie für Dich zu vergeuden?“

Leopold beantwortete diesen Erguß der väterlichen Zärtlichkeit nur durch ein schweigendes Hohnlächeln und ließ im Vorübergehn sein Auge nochmals auf dem Bilde weilen, welches der Spiegel ihm zurückgab. Wirklich ähnelten seine Gefühle bei dem Erblicken der eignen Persönlichkeit sehr den Empfindungen, von welchen Narcissus vor der Quelle bewegt wurde, denn er war der festen Ueberzeugung, daß sie in ihrem ganzen Auftreten vollkommen tadellos sei. Wir haben bereits erwähnt, daß Leopold Molder seinen Stolz darin setzte, die neueste Ausgabe des Modejournals in seiner Toilette lebendig darzustellen. Demzufolge hatte er seine lange, schmäch-

tige Gestalt mit einem schwarzen Frack und mit bunten, carrirten Beinkleidern umgeben, hierzu eine farbige, schön gestickte Atlasweste, so wie eine Halsbinde von überraschender Steifheit und Breite gefügt. Dieser Putz wurde noch gehoben durch eine goldgefaßte Tuchnadel, in der ein Diamant vom reinsten Wasser strahlte, so wie eine schwere, goldene Uhrkette sich vom Halse bis zur Westentasche erstreckte. Das fahle, hellblonde Haar war à la malcontent frisirt, auf welches ein kleiner grauer Hut schief gesetzt wurde. Die dem Vorbilde der Mutter nachstrebende, krummgebogene Nase wurde durch eine goldene Brille geziert, von welcher jedoch zu berichten ist, daß ihre Gläser nur aus der unschuldigen Mischung des Fensterglases bestanden, da die großen, hellblauen, kalbsartig vorliegenden Augen des Stutzers keineswegs mit der Schwäche der Kurzsichtigkeit behaftet waren. Sein langgezogenes, gelbbleiches Antlitz erhielt hierdurch, wie er glaubte, einen Ausdruck besonderer Eleganz, welche zu vermehren er in der einen, des Glacéhandschuhs beraubten, sehr beringten Hand ein dünnes, zierliches Stöckchen hielt, dessen Knopf die etwas unvollendete Physiognomie der egyptischen Hoheit Mehmed Ali's darstellte. Ganz besonders beliebt war bei Leopold Molder die Pantomime, mit diesem Stöckchen an das rechte Bein wiederholt zu schlagen, so wie er zugleich

gern den Kopf auf die Seite warf und einige beliebte Opernmelodien, jedoch nicht ohne eine Beimischung häufiger falscher Töne, pfiff.

Die beiden Herren Molder hatten endlich die Carrosse bestiegen, welche vor dem Hause ihrer harrte und rollten die prächtige Zeile hinab dem Ziele ihrer Fahrt zu. Vorüber an glänzenden Läden, welche dem Luxus und der Kauflust die überreichste Auswahl bieten, an schloßähnlichen Gasthöfen, an großartigen Privatwohnungen ging ihr Weg, auf welchem das volle Gewoge einer lebenvollen und reiselustigen Welt, theils zu Fuße, theils in Equipagen, Postkutschen, Fiakern oder Omnibus sich bemerklich machte. Aber diese wachsenden Gruppirungen erlangten von den beiden Herren fast keine Beachtung. Der Banquier lag gleichgültig in die Wagenecke zurückgelehnt, während sein Sohn die Mängel seiner eignen, ihm noch unvollendet erscheinenden Toilette durch wiederholte Anstrengungen zu vervollkommnen suchte. Endlich hielt ihr Wagen vor der Wohnung der Gräfin Hermine von Saldern.

Wir haben die flüchtige Bekanntschaft dieser Dame schon am Tage vorher in der Abendgesellschaft des Banquiers gemacht und finden sie in ihrem Boudoir wieder, welches mit allen jenen tausend Ueberflüssigkeiten ausgeschmückt war, welche der Luxus und die Mode für

eine Weltdame zu den Nothwendigkeiten des Lebens gemacht haben. Ein elegantes, weißes Negligé, dem eine Fülle der feinsten brüsseler Spitzen nicht fehlte, bekleidete die hohe, fast tadellos gebaute Gestalt der Gräfin, denn es hatte der Lauf der Jahre ihren vollendeten Formen nur ein mäßiges Embonpoint hinzugefügt. Ein blaues Band war der einzige Schmuck des Morgenhäubchens, welches die Fülle des noch immer schönen, dunkelbraunen Haares eher verrieth als verbarg.

Die Dame trat den beiden Herren mit jener vornehmen Freundlichkeit bei ihrem Eintritte entgegen, welche ein hervorstechender Zug ihrer Persönlichkeit war und sagte mit einer anmuthigen Handbewegung:

„Meine Herren, ich heiße Sie willkommen. Gewiß ist es ein gutes Omen für den Lauf des ganzen, heutigen Tages, daß der gütige Wirth vom gestrigen Abende der erste Fremde ist, dessen ich heute ansichtig werde.“

„Es freut mich, Sie wohl zu sehen, Frau Gräfin,“ entgegnete der Banquier, „doch kommen wir zu so früher Stunde, weil wir eine Geschäftssache mit Ihnen zu überlegen wünschen.“

Hermine von Saldern wußte aus wiederholter Erfahrung, daß Erasmus Molder im Gesellschaftssaale und bei der Behandlung von Geschäften zwei verschiedene

Menschen abgab. Sie verzichtete daher freiwillig auf alle angenehme Förmlichkeiten, da der Banquier diese im letztern Falle gern bei Seite setzte und deutete mit der Hand auf zwei Sessel, welche ihr gegenüber standen.

„Um alle Umschweife zu vermeiden und die Sache von allen Seiten richtig aufzufassen, Frau Gräfin," hob der Banquier mit gewichtigem Tone an, „zeige ich Ihnen an, daß mein Sohn Leopold Molder, Theilnehmer und Erbe der Firma Erasmus Molder und Compagnie, sich zu verheirathen beabsichtigt."

Die Gräfin neigte höflich einstimmend das Haupt, obgleich sie in ihrem Innern der Meinung war, daß diese „Geschäftssache" ihr wenig Interesse böte, da eine angelegentliche Beschäftigung mit dem zukünftigen Glücke Leopold Molder's ihr bisher nie in den Sinn gekommen war. Erasmus fuhr fort:

„Die Gräfin Seraphine von Saldern ist es, auf die unsere Wahl gefallen und wir wünschen, meine Gnädige, bei Ihnen und sodann auch bei der Gräfin Tochter unsere Werbung in bester Form anzubringen."

Bei den ersten Worten Molder's schon prägte sich der Ausdruck eines so unmäßigen Erstaunens in dem Gesichte Herminens aus, daß sie einige Sekunden lang einer vollkommenen Versteinerung zu erliegen schien. Dann überflog eine hohe Gluth ihre Wangen, ihr

schwarzes Auge blitzte stolz und drohend, und laut und heftig sprach sie, während sie die Oberlippe emporwarf:

„Ihr Sohn — Leopold Molder — ein angehender Papierkrämer — meine Stieftochter, die Gräfin Seraphine heirathen — mein Herr — welche fabelhafte Phantasiebilder haben Sie sich geschaffen — dies ist unmöglich!“

„Ich wüßte nicht, was die Sache so schwierig machen sollte,“ fuhr Erasmus ruhig fort, „bei Ihnen ist der hohe Adel — bei uns das schöne, runde Geld — denn die Gräfin Seraphine ist ohne Mittel, wenn ich das Ding recht kenne — ich denke, dies könnte sich sehr wohl ausgleichen!“

„Seraphine ist die Tochter der ersten Frau meines Gemahls, des verstorbenen Grafen von Saldern, der diese als eine Wittwe heirathete und ihr Kind aus früherer Ehe zwar mit seinem Namen beschenkte, doch aber sie nicht zur Erbin seines Vermögens einsetzte,“ sagte die Gräfin.

„Dies Letztere geschah mit Ihnen, Frau Gräfin,“ unterbrach sie Molder. „Sie sind mit dem besten Braten davon gegangen, ein Schelm, der es Ihnen verdenken wollte. Das Geld ist doch immer von Allem die Hauptsache!“

„Ich antworte Ihnen ein für allemal auf alle Ihre

Sottisen, Herr Molder," entgegnete Hermine, deren Entrüstung wo möglich noch stieg, „daß meine Stieftochter niemals durch ihre ungünstige Vermögenslage genöthigt sein soll, eine Mesallianz zu schließen, sondern daß meine Hand immer offen für sie sein wird, wenn sie auch keine gesetzliche Berechtigung dazu geltend machen kann."

„Dies haben Sie aber nicht nöthig, wenn Ihre Tochter eine reiche Partie macht und ihr Mann sie ernährt," bemerkte Erasmus trocken. „Sie können sodann Ihre Wohlthaten sparen und dies ist immer ein reeller Vortheil für Sie."

„Beendigen wir diese Unterredung, meine Herren," sprach die Gräfin aufstehend mit stolzer Kälte. „Ich habe Ihnen meine Ansicht der Sache erklärt und gehe nicht davon ab."

„Erlauben Sie mir noch einige wenige Worte, gnädige Gräfin," sagte der Banquier mit unerschütterlicher Fassung, „denn eine solche Angelegenheit verdient doch wohl, von allen Seiten mit Ruhe beleuchtet zu werden. Was würde sich denn so Ungehöriges in dieser Heirath finden, wenn die beiden Theilnehmer zufrieden sind? — Was nützt die Geburt ohne Glücksgüter? — Kein Mensch giebt heutiges Tages auf ein vergilbtes Stammbaumpergament einen Thaler; von allen Papieren ist ein solcher Zettel der werthloseste. Keiner bückt sich vor

ihm, denn das thut man nur vor Leuten, von denen man etwas gleich haben will oder mit der Zeit zu bekommen hofft. Die Zeiten sind vorüber, in denen man sich vor einem hohen Titel in schweigender Ehrfurcht neigte und eine solche Mitgabe ist weit eher eine Last als eine Freude, wenn nicht Einfluß oder Geld dabei sind. Und wodurch verschafft man sich die Macht, zu erlangen was man will, wodurch wird man gebietend und sehr werthgeschätzt? — Durch Geld. Wodurch wird man wichtig, angesehen, weswegen erhält man Schmeicheleien und Kratzfüße? — Des Geldes wegen. Wodurch verschafft man sich alle Freuden des Lebens? — Durch das Geld. Das Geld und immer das Geld. Was ist man ohne Geld auf Erden? — Ein Wurm, der im Staube kriegt, ein Sclave, der an der Kette zerrt!"

Hermine von Saldern schwieg. Trotz ihrer innerlichen Empörung konnte sie es sich nicht verhehlen daß eine schaurige, wenn auch nur theilweise Wahrheit in der Behauptung des Banquiers liege. Dieser fuhr in seiner beredten Auseinandersetzung fort:

„Es ist bei uns von der Mitgift nicht die Rede; wir verzichten im Voraus darauf, denn wir haben diese eine große Nothwendigkeit, dies Geld, was Andern fehlt. Ich denke sogar, die Welt wird es sehr vernünftig fin-

den, wenn die Gräfin Seraphine zugreift, wenn sich ihr etwas Vortheilhaftes bietet. Wenn Ihnen und ihr jedoch sehr viel am Titel liegt, nun, auch diesen kann man sich durch Geld verschaffen wie alles Uebrige. Ich lasse es mir ein paar tausend Gulden kosten — denke, ich habe sie bei einem unerwarteten Bankerotte verloren, was alle Tage vorfallen kann — und wir haben den Baron. So wird Ihre Tochter Frau Baronin von Molder gescholten werden."

Erasmus glaubte, mit dieser letzten, fröhlichen Aussicht die Gräfin durchaus bestochen und jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt zu haben. Diese aber schüttelte den Kopf und sagte halblaut:

„Es geht nicht — nimmermehr — dies kann nicht sein!"

„Und denken wir doch auch an die Brautleute," nahm Molder noch einmal das Wort, der entschlossen war, seine letzte Mine springen zu lassen; „dies liegt in der Billigkeit, denn sie sind es, die heirathen sollen, und nicht wir. Was wollen Sie mehr für Ihre Tochter? — Einen schmuckeren, gewandteren Burschen finden Sie nicht leicht; er ist in der großen Welt zu Hause und eben so sehr ein Geschäftsmann wie ein Weltmann, der alle ernsthaften Dinge auf seinem Comptoir abmacht und mit seiner Frau nur in Scherz und Freude leben wird."

Unwillkürlich hatten bei dieser lebhaften Schilderung die Blicke der Gräfin sich auf die Gestalt des Modejünglings gerichtet. Dieser anmuthige Gegenstand der Unterhaltung hatte sich längst von seinem Sitze erhoben, und war, unbekümmert um die Wendung des Gesprächs, an's Fenster getreten, um die Aussicht auf die gegenüber liegenden Häuser zu genießen. Da er seitwärts stand, so war seine Vorderseite halb sichtbar und Hermine bemerkte, daß er die goldne Zierde seiner Nase, die Brille, abgenommen und dagegen das eine seiner Augen mit einer Lorgnette versehen hatte, die an einer zweiten dicken, goldenen Kette um den Hals hing. Es mußte jedoch diese es sich gefallen lassen, ohne die Beihülfe der Hände des Besitzers sich blos durch ein angelegentliches Zusammenkneifen des Augenwinkels schwebend auf seinem Platze zu erhalten. Trotz des Ausdrucks gänzlicher Sorglosigkeit, den Leopold sich zu geben wußte, fiel es ihm dennoch ein, daß doch wohl noch von ihm die Rede sei. Er trat daher mit einer etwas eckigen Wendung auf die Gräfin zu und hob in einer fremdartigen, stark durch Nasentöne markirten Stimme an zu reden. Es ist zu bemerken, daß Leopold Molder diese Sprechweise als seine Sonntagssprache adoptirt hatte und sie daher gewöhnlich anlegte, sobald seine Toilette vollständig gemacht war, da er sie so gut

wie seine gewählte Kleidung und Tournure als eine unerläßliche Bedingung der Eleganz betrachtete.

„Würde es nicht am richtigsten sein, gnädige Gräfin, wenn man der Gräfin Seraphine selbst die Entscheidung über das Wohl und Wehe meiner geringen Person überließe? — Ich habe gleich gedacht, daß alle Auseinandersetzungen meines Herrn Vaters nutzlos sein würden, da ja doch der Betheiligten der letzte Ausspruch bleibt.“

„Dies ist wahr,“ entgegnete Hermine von Saldern kurz. „Ich werde Seraphine rufen lassen, so wird diese widerwärtige Sache schnell zu Ende kommen.“

Wenige Minuten vergingen im beredten Schweigen, während welcher der durch die Klingel herbeigerufene Lakei die Gräfin benachrichtigte. Diese, eine lange, magere Blondine von etwas gelblicher Haarschattirung, hatte sich kaum den Gegenstand des Gesprächs erläutern lassen, als sie sich, zum unwilligen Erstaunen ihrer Stiefmutter, zur Eingehung des Verlöbnisses und baldiger Heirath sofort bereit erklärte. Leopold hatte während der zwischen ihr und seinem Vater stattfindenden, ziemlich wortreichen Auseinandersetzung den Kopf auf die Seite geworfen und sich der angelegentlichen Beschäftigung unterzogen, taktmäßig mit seinem Stöckchen

an sein rechtes Bein zu schlagen. Die Gräfin Hermine sagte endlich:

„Ich begreife Dich nicht, Seraphine. Ich glaubte, daß Deine Grundsätze anderer Art wären. Du weißt längst, daß Du nicht nöthig hast, um Gotteswillen ein Unterkommen zu suchen — und Dein Herz kann unmöglich so sehr gerührt sein, um von Allem abzugehen, was Du durch Wort und That früher bewiesen hast.“

Sie wandte unwillkürlich ihre Blicke wieder auf Leopold, dessen äußere und innere Vorzüge ihr nicht so verlockend schienen, daß sie eine ernsthafte Herzensneigung hervorrufen könnten. Seraphine aber versetzte ruhig:

„Ich wüßte nicht, meine gnädige Mutter, warum ich diese vortheilhafte Partie von mir weisen sollte. Mein alter Adel hat mir bis jetzt noch nichts eingebracht und wenn Herr Molder sich baronisiren lassen will, so ist ja die letzte Schwierigkeit gehoben, die noch allenfalls obwalten könnte.“

„Das nenne ich vernünftig gesprochen, Gräfin Schwiegertochter,“ sagte Erasmus, vergnügt die Hände reibend, „Sie werden zu uns passen — sollen es auch gut haben, denn solide sind wir.“

„Und die Hauptsache bei Allem ist, gnädige Frau Mama,“ hob nun der zukünftige Baron in seinen

schönsten Nasentönen an, indem er das Spiel seiner rechten Hand endlich bei Seite setzte, „daß wir, Ihre Gräfin Tochter und meine Wenigkeit, uns gestern Abend schon ganz in der Stille einig geworden sind und die ganze heutige Verhandlung nur pro forma geschehen ist.“

„So bedaure ich, daß Sie meinetwegen Ihre kostbare Zeit verloren haben, meine Herren,“ sprach Hermine stolz, indem sie abermals von ihrem Sitze aufstand. „Ich bin nach Ihrer Erklärung Ihre Spielpuppe gewesen; hätte ich dies ahnen können, so würde ich Ihnen Ihre Mühe erspart und Ihnen dies Zimmer zu Ihrer alleinigen Verfügung gelassen haben. Ich hätte Sie alsdann längst von meiner Gegenwart befreit, da meine wiederholten Andeutungen, mich von Ihrer ungeforderten Gesellschaft zu befreien, bis jetzt von Ihnen nicht haben verstanden werden wollen.“

„Ich weiß doch auch nicht, Frau Gräfin, warum Sie so besonders in Harnisch kommen,“ fuhr der Banquier grob auf. „Ihre Stieftochter wird reich und hatte keinen rothen Heller, ich habe bisher dafür gehalten, daß dies eine angenehme Veränderung zu nennen ist, die namentlich nicht alle Tage vorkommt. Ueberdem kommt sie mit Ehren unter die Haube; auch das ist gut, denn wenn anstatt dessen von einer argen Thorheit die Rede wäre, die üble Folgen haben könnte, so wäre es

Zeit, ein Gezeter zu erheben. Manche adlige Dame würde gern einen Bürgerlichen nehmen, wenn sie einen dummen Streich gemacht hat und er den Schanddeckel abgeben will. Dann sind die reichen Banquiers herrliche Leute, vor denen man früher die Nase gerümpft hat — ha, ha!"

Die Gräfin Hermine schwieg einige Sekunden nach dieser rohen Auseinandersetzung, während ihr Auge am Boden haftete. Dann erhob sie es und sagte mit feindseliger Kälte:

„Ich kann den Willen der Gräfin Seraphine nicht beschränken, denn sie hat längst gelernt, ihren Weg allein zu gehen. Wenn Sie dies Haus besuchen wollen, meine Herren, so kann ich Ihnen die Zimmer meiner Stieftochter nicht verbieten, so lange sie noch hier bei mir anwesend ist. Dagegen erlaube ich es mir, Ihnen die meinigen ein für allemal verschlossen zu halten, da ich keine verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen Ihnen und mir anerkenne."

Sie verließ das Gemach mit einer stolzen Kopfbewegung. Erasmus sah ihr nach und sagte spöttisch:

„Hochmuth kommt vor dem Fall! — Einen Mohren kann man nicht weiß waschen und das adlige Volk ist nicht leicht zu bekehren. Aber dies kann sich noch Alles geben!"

Man kam überein, daß Leopold am folgenden Tage wiederkommen und Seraphinen abholen wolle, damit diese sich im bräutlichen Putze ihren neu gewonnenen Verwandten präsentiren könne. Die beiden Herren, der Bräutigam so wie der Brautwerber, empfahlen sich bis dahin und begaben sich auf den Rückweg.

Erasmus Molder und sein Sohn fanden bei ihrer endlichen Heimkehr den zurückgelassenen, weiblichen Theil ihrer Familie im schönsten Putze im Prunkzimmer sitzend, ohne daß jedoch der erwartete Besuch des Grafen Schwalbe bei ihnen eingetroffen war. Sogar Marie Huldrich hatte sich willig finden lassen müssen, ein festlicheres Kleid, als sie es täglich trug, anzulegen, ohne sich jedoch in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen stören zu lassen. Man würde doch den Grafen zu Tische bitten müssen, meinte Madame Molder, und es würde sodann nicht mehr als anständig sein, daß auch ihre Nichte sich als ein Mitglied ihrer Familie sich in einem eleganteren Anzuge blicken ließe.

Als indessen das Mittagsessen um eine Stunde später hinausgeschoben war, als es gewöhnlich sonst stattfand, als endlich die unpoetische Empfindung des Hungers den romantischen Schwung des größten Theils der

Familienmitglieder zu überwältigen begann und der Erwartete noch immer nicht erschien, da zog Gesina Molder ihre englischen Glacéhandschuhe ab und erklärte ihre Meinung dahin, daß der Graf wohl heute nicht kommen werde. „Wahrscheinlich," fügte sie sinnreich hinzu, „mag er uns nicht so ohne Weiteres in's Haus fallen, da er uns ja nur durch seinen Sohn kennt. Dies würde auch eigentlich etwas dreist gewesen sein."

„So hätten wir ihn also einladen müssen, zu uns zu kommen, dies wäre auch weit förderlicher für seine Absichten gewesen," fügte Clarissa hinzu, die trotz des Verdrusses über die vorgebliche Langeweile des Wartens unverzagt in ihrer Hoffnung war.

„Heute ist es auf jeden Fall zu spät, indessen können Reisende Gott weiß welche Verhinderungen in ihren festesten Vorsätzen haben, denn ihre Zeit wird auf so mancherlei Weise in Anspruch genommen," bemerkte Annette, die im Innersten ihres Herzens noch immer der Meinung war, daß sie es gelassen abwarten wolle wem eigentlich der erwartete Antrag des jungen Grafen gelten würde.

„Man muß doch auch einiges Entgegenkommen zeigen — wie wäre es, Erasmus," sagte plötzlich ihre Mutter, „wenn Du morgen hingingst und ihn zum Essen bätest? — Du könntest ihm sagen, es sei uns

die gesellige Liebenswürdigkeit seines Sohnes so sehr in der Erinnerung geblieben, daß wir uns des lebhaften Wunsches nicht erwehren könnten, auch die Bekanntschaft des Vaters zu machen. So hat er auf jeden Fall ein Entrée, wenn es ihm daran bei uns fehlen sollte."

Gesina blickte siegreich um sich, da sie die geäußerte Idee für durchaus originell und ihre Absichten für fördernd hielt. Clarissa fügte fröhlich in die Hände klatschend hinzu:

„Und morgen haben wir Seraphine auch; da haben wir gleich eine Gräfin, die wir ihm als mit unserer Familie verwandt vorstellen können. Es kann so gut ein Graf wie eine Gräfin zu uns gehören, wir können Alles gebrauchen."

Erasmus dachte selbstzufrieden, da es ihm heute gelungen war, so schnell der Stifter eines Ehebündnisses zu werden, so könne dies morgen eben so gut geschehen, und erklärte sich daher bereit, der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Er machte sich daher am folgenden Tage um die Mittagszeit auf den Weg, während Leopold in der Carrosse von dannen fuhr, um sich seiner Braut zu Füßen zu legen.

Bald hatte der Banquier das Hôtel zum Schwan erreicht und nach der Meldung seines Namens wurde

er bei dem Grafen Schwalbe zugelassen. Er fand in diesem einen rüstigen Fünfziger, dessen dunkles Haupt- und Barthaar theilweise ergraut war, während das ernste, faltenreiche Gesicht, so wie der helle Blick des klaren Auges jenen aristokratischen Stempel trug, den die Söhne des Mars sich so häufig eigen zu machen wissen. Ein bunter Uniformrock bekleidete die große, ziemlich stark gebaute Gestalt des Generals.

Dieser erwiederte gemessen die Verbeugung des eingetretenen Banquiers, nachdem er einige Papiere bei Seite gelegt hatte, mit deren Durchsicht er beschäftigt gewesen war und sprach:

„Was steht zu Ihrem Befehle, mein Herr?"

Erasmus Molder pflegte sich bei allen Gelegenheiten, wo ihn irgend eine mögliche Verlegenheit hätte befallen können, an seinen Reichthum und an seine Wichtigkeit an der Börse zu erinnern. Gestützt auf dies erhebende Bewußtsein trat er auch jetzt unverzagt einen Schritt näher und sagte mit einem Tone, so höflich, wie er ihn nur jemals in einem Salon hervorgebracht hatte:

„Herr General, ich komme in der angenehmen Voraussetzung, daß Ihnen mein Name nicht ganz fremd sein wird."

„Ich wüßte nicht, daß ich die Ehre gehabt hätte,

speciell von Ihnen zu hören, mein Herr," lautete die kalt höfliche Erwiederung des Grafen.

„Meine Familie und ich hatten das Vergnügen, im vorigen Jahre mit Ihrem Herrn Sohn, dem Grafen Johann Schwalbe, eine Reise nach Dresden zu machen," fuhr Molder fort.

„Dies kann leicht sein, mein Sohn ist in den letzten Jahren viel gereist," lautete die Entgegnung.

„Es war uns," sprach Erasmus weiter, „seine Bekanntschaft so sehr angenehm, daß wir Alle mit der freudigsten Ueberraschung den Namen seines Herrn Vaters unter den angekommenen Fremden gefunden haben."

Der Graf verbeugte sich.

„Mein gegenwärtiges Anliegen geht, gestützt auf diese angenehme Erinnerung, dahin, gnädiger Herr," fuhr der Banquier unverdrossen fort, „Sie um die Ehre Ihrer Gesellschaft für den heutigen Mittag zu bitten."

„Ich bedaure, Ihre Güte nicht benutzen zu können, mein Herr, ich bin bereits anderweitig eingeladen," lautete die Erwiederung.

„Dies kann auf Reisen leicht sich treffen," bemerkte Erasmus mit einer Art schlauer Familiarität, „man kann alsdann nicht immer wie man will. Ich erlaube mir, Sie für morgen in Beschlag zu nehmen."

„Auch hiermit kann ich nicht dienen," sprach der General bestimmt.

„So bitte ich Sie, mein Herr General, mir einen Tag zu nennen, an welchem meine Damen und ich des Vergnügens Ihrer Gesellschaft werden theilhaftig werden können," nahm Molder noch einmal mit seiner verbindlichsten Miene das Wort.

„Ich muß Ihre zuvorkommende Höflichkeit gänzlich ablehnen," antwortete der Graf; „mein Aufenthalt in dieser Stadt wird diesmal vielleicht nur einige Tage dauern und es ist über diese Zeit schon gänzlich verfügt worden."

Trotz seiner gewöhnlichen Selbstgenügsamkeit wußte Erasmus bei dem ganz unerwarteten Ausgang seines mit so lebendiger Hoffnung auf guten Erfolg begonnenen Unternehmens nicht gleich die passenden Höflichkeitsformeln wiederzufinden. Er zögerte einige Augenblicke in verlegnem Schweigen. Der General sah ihn während dessen fragend an, blickte auf die neben ihm liegenden Papiere und sagte sodann mit höflicher Kälte:

„Sie sehen, mein Herr, daß ich beschäftigt war. Darf ich mich erkundigen, ob noch ferner etwas zu Ihren Diensten steht?" —

„Ich bin Ihnen verbunden, Herr General," sprach der Banquier, der endlich das volle Bewußtsein seiner

innern und äußern Würde wiedererlangte und sein Betragen demgemäß einzurichten plötzlich beschloß. „Sie werden es verzeihen, daß ich es gewagt habe, Sie zu belästigen und Ihre kostbare Zeit auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen.“

Der General antwortete nur durch eine stumme Verbeugung und Erasmus Molder sah sich genöthigt, unverzüglich seinen Rückzug anzutreten. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen grollenden Aerger über das gänzlich fehlgeschlagene Vorhaben einstweilen in sich zu behalten und bald darauf den weiblichen Theil seiner Familie von der diesmaligen, gänzlichen Unhaltbarkeit ihrer chimärischen Hoffnungen zu unterrichten.

Das ewig wechselnde, ewig reiche Thema des menschlichen Herzens, seines Treibens, seiner Wünsche und Leidenschaften, bietet der Feder des Erzählers einen nie sich erschöpfenden Stoff. Unendlich, tausendfältig verschieden wie die Physiognomien der Menschen ist auch die Gestaltung ihrer Seelenkräfte und deren Erzeugnisse, die Gedanken und Thaten der Erdbewohner; die wechselnden Ereignisse, die durch sie hervorgerufen werden, und als eine feste, untrennbare und oft unsichtbare Kette an die Leiter der Ewigkeit reichen, schaffen in jedem Hause, in dem Sterbliche verkehren, einen Roman, der nur eines

kundigen Griffels bedarf, um an's Licht gefördert zu werden. Da ist kein Stübchen, in dem nicht die herbe Thräne der Sorge geflossen, kein Raum, in welchem nicht der bittere Seufzer des Kummers ertönt ist, kein Gang, in welchem nicht der stumme oder beredte Jubel der Freude das Herz eines Menschen hat aufjauchzen lassen. Aber auch Bosheit und Gemeinheit fordern ihren Schauplatz und lassen ihre schwarzen Spuren zum bleibenden Gedächtnisse des vereitelten oder gelungenen Unheils zurück. —

Der General und Baron von Altenfeld befand sich mit seinem Secretair Franz Raunstein in seinem Arbeitszimmer und es gab ein Haufen durchgesehener Papiere und Briefschaften, die vor dem jungen Manne auf dem Schreibtische lagen, Kunde von der angelegentlichen Beschäftigung, in welcher er und sein Vorgesetzter begriffen waren. Franz Raunstein besaß in seiner ganzen Erscheinung jenen offenen Empfehlungsbrief der Natur, dessen Schrift dem Bettler wie dem Fürsten gleich leserlich ist; es hatte sogar die kalte, weltsüchtige Seele des Barons diesem Einflusse nicht ganz zu widerstehen vermocht, den der junge Mann gewöhnlich auf seine Umgebungen hervorbrachte. Unter den Hunderten von Bewerbern, die sich zu dem Herrn von Altenfeld bei der vor einigen Jahren dort stattgefundenen Vacanz gedrängt hatten,

war Raunstein der von dem Baron Erwählte gewesen, aus dem einzigen Grunde, weil seine beigebrachten Zeugnisse nicht schlechter als die der Mehrzahl seiner Mitbewerber waren, weil keiner von diesen eine vorzüglich beachtenswerthe, dringende Empfehlung gehabt hatte und ganz besonders, weil der lebensfrische, freimüthige Ausdruck in seinem hübschen, blühenden Gesichte eine leise Erinnerung an Empfindungen in dem verknöcherten, umpanzerten Herzen des militairischen Diplomaten wach rief, die ihm wie ein längst entschwundener, glücklicher Traum der eignen frühsten Jugend im selbstsüchtigen Gewirre des Lebens längst verloren gegangen war. Unwillkürlich fühlte der verhärtete, scharfblickende Geschäftsmann, der kühle, glattgeschliffene Salonmensch, eine leise Ahnung jenes nie ganz auszulöschenden Zuges des Herzens, der uns Zuneigung zur Redlichkeit und Abscheu vor Hinterlist und Herzenshärtigkeit einflößt.

Dies unwillkürliche Vertrauen auf den Adel der Seele Raunsteins fand seine vollkommenste Rechtfertigung. Tüchtig und wacker in Geschäften, mit offenem Blick und hellem Kopfe wußte er bald mehr zu erfüllen, als beim Antritt seiner Laufbahn von ihm gefordert worden war. Unerschütterliche Rechtschaffenheit, eine gesunde Ansicht der Lebensverhältnisse und eine rege Thätigkeit bei der Förderung der Pflicht in jeder Be-

ziehung vereinigten sich mit diesen Vorzügen und es erkannte der Baron mit geheimem Stolze nach und nach immer mehr, daß seine vielerprobte Menschenkenntniß ihn auch diesmal in seiner glücklichen Wahl nicht getäuscht hatte.

„Es ist nun noch, nachdem diese Berichte beseitigt sind," fuhr Altenfeld in seiner geschäftlichen Auseinandersetzung gegen seinen Secretair fort, „die Abzählung der Gelder zu besorgen, für welche Sie einen Wechsel einlösen und diesen dann heute noch vor Mittag nach Wien senden müssen. Wir können die Sache gleich abmachen."

Ein Blick auf die Thür gab Franz das Zeichen, diese fest zu schließen, wie es die gewöhnliche Weise des Barons war, wenn eine bedeutende Geldabzählung vorgenommen werden sollte. Vermittelst eines nur ihm und seinem Secretair bekannten Mechanismus wurde durch den Druck einer geheimen Feder der bedeutend große Schreibtisch einige Schritte weggeschoben und eine große, eiserne, fest in den Boden geschrobene Geldkiste kam zum Vorschein, von deren Dasein ein Ungeweihter in ihrer gänzlichen Verborgenheit bis jetzt nicht die geringste Ahnung hatte haben können. Raunstein empfing den Schlüssel zu dem sehr umfangreichen, eisernen Behälter der heimlich verwahrten Schätze seines Vorge-

setzten und abermals bedurfte es der Benutzung einer geheimen Feder, ehe es gelang, das sehr feste Schloß zu öffnen. Der junge Mann hob mit Anstrengung den Deckel in die Höhe — aber fast hätten seine Hände ihn wieder zurückfallen lassen — er sowohl wie auch der Baron starrten mit entsetzten, gläsernen Augen auf den Inhalt des Behältnisses.

Entsetzenvolle Ueberraschung! — Nur einige werthlose Papiere lagen auf der einen Seite aufgehäuft — verschiedene hundert Thaler Zettel, so wie eine bedeutende Summe in baarem Gelde — fehlten!

Vergebens griff Franz auf den Grund der Kiste, vergebens nahm er den Haufen Papiere heraus und sah jedes einzeln durch — der schreckliche Thatbestand ließ sich nicht läugnen — kein Traum und keine Täuschung waltete ob — eine Menge Geldes in Papier und baarer Münze, Gold und Silber, die noch vorgestern in diesem ihrem gewöhnlichen Aufbewahrungsort gelegen hatten — fehlte!

„Ha, was ist das?“ rief der Baron, indem der Schweiß in großen Tropfen auf seiner Stirn stand, „was ist hier vorgefallen?“

„Ein Diebstahl muß verübt sein, dies leidet keinen Zweifel,“ sagte Franz zögernd.

„Ein Diebstahl,“ fuhr Altenfeld fort, „wie ist das

möglich! — Vorgestern war noch ein Bestand von fünfzigtausend Gulden hier — und jedes Schloß so fest — welcher Fremde hat den Mechanismus der Federn ahnen, wer hat nur das Dasein dieser so ganz von dem Tische verborgenen Kiste ausfindig machen können? — Niemals habe ich sie in der Gegenwart eines Fremden geöffnet!"

„Auf jeden Fall muß der Dieb die Gelegenheit des Hauses genau gekannt haben," entgegnete Raunstein, indem er den Blick forschend durch das Fenster auf den unten sich ausbreitenden Garten richtete. „Vielleicht auch hat er sich durch die vordere Hauptthür eingeschlichen."

„O, ich unglückseliger, geschlagener Mann!" rief Altenfeld, der alle Selbstbeherrschung verloren hatte und sich mit der geballten Hand vor die Stirn schlug. „Fünfzigtausend Gulden! Dies bringt mich an den Bettelstab! Das ist zu viel!"

Es wurde rasch an die Thür geklopft. Franz eilte sie zu öffnen; die Baronin trat herein. Sie war zufällig vorbeigegangen und hörte die laute Stimme ihres Gemahls, deren aufgeregter, leidenschaftlicher Ton bei der sonst fast nie vergessenen Selbstbeherrschung des Barons eine solche Seltenheit war, daß er sie sogleich mit der Ahnung der bängsten Besorgnisse erfüllte. Er rief ihr sogleich beim Eintritt entgegen:

„Adele, das Unglück ist über uns hereingebrochen,

ich bin ein Bettler! — Alles was ich mühselig erspart hatte, ist mir entwendet — und fremdes Geld dazu — gestohlen, gestohlen durch eine verruchte Hand — was soll ich anfangen — Gott steh' mir bei!"

Die Baronin wandte sich mit dem fragenden Blick der erschrockenen Neugier zu Raunstein. Dieser erklärte ihr in wenigen klaren Worten den Thatbestand. Sie sank auf einen Stuhl und bedeckte das erblaßte Antlitz.

„Adolf," sprach sie tonlos, „das Gericht beginnt, die Hand Gottes fällt schwer auf Dich — wo willst Du Schutz finden vor dieser Heimsuchung? — Wer kann Dir helfen?"

„Ha, das soll anders werden!" fuhr der Baron laut fort, indem er seine Rede bald an sich selbst, bald an seine Umgebungen richtete, „ich will ihn finden, den ruchlosen Thäter, den Schandbuben, ich will ihn finden und flöhe er bis an das äußerste Ende der Erde!"

Der Anblick der gänzlichen Vergessenheit seiner gewöhnlichen, kalten Haltung war so außergewöhnlich bei dem Baron, daß auch Franz im Uebermaße der Bewegung auf eine Weile verstummte. Zum ersten Male während der ganzen Zeit seiner Bekanntschaft mit ihm sah er die strenge, scharfe Form des Gesichts von allen Furien der Leidenschaft zerrissen. Das glühende Auge funkelte vor Zorn und Haß und die geballte Hand, so

wie der ungleiche Schritt und die wilden Geberden gaben das deutlichste Zeugniß der stürmischen Bewegung, der er sich mit unmäßiger Heftigkeit hingegeben hatte. Altenfeld sah sich einen seiner irdischen Götzen entrissen, an welchem sein eitles, hochmüthiges Herz mit aller der Gluth gehangen hatte, die einem edleren Gegenstande gebührt hätte. Er tobte und raste um seinen Verlust, ohne daß der Gedanke ihm kam, daß dieser Götze auf thönernen Füßen gestanden, daß er selbst, sein heißester Anbeter, nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle sei, in der man vergeblich nach einem Herzen gesucht haben würde.

Nochmals wurde ein leises Pochen hörbar. Unheimlich, geisterhaft, erschien es sogar der erschütterten Seele Raunstein's, der sich eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Als er ging, um an der Thür selbst den unwillkommenen Störer abzufertigen, stand ein Fremder vor ihm, in welchem wir Nordberg erkennen. Dieser trat näher, ohne den Blick unwilligen Erstaunens zu beachten, mit welchem Franz ihn maß, und ging auf Altenfeld zu.

„Ich habe eine Weile schon auf der Hausflur gewartet," sprach er in höflichem, jedoch gemessenem Tone, „indem ich einen Ihrer Diener zu treffen hoffte, welcher mich bei Ihnen melden sollte, Herr General. Diese Er-

wartung ist jedoch vergebens gewesen und da mein Geschäft dringend ist und vor Abgang der Post beseitigt werden muß, so werden Sie meine Zudringlichkeit entschuldigen."

Altenfeld erwiederte diese Anrede mit einer mechanischen Verbeugung. Nordberg zog ein Papier aus der Tasche, überreichte es ihm und fuhr fort:

„Es ist mir von Wien aus eine Anweisung anstatt baarer Zahlung von den Herren Gebrüdern Hallmüller, die manche Geldgeschäfte für mich besorgen, auf Sie, Herr Baron, zugeschickt worden, da diese Herren laut ihrer Behauptung in mehrjähriger Geschäftsverbindung mit Ihnen stehen. Werden Sie die Gewogenheit haben, diesen Wechsel zu honoriren?"

Der Baron streckte die Hand nach dem in Frage stehenden Papier aus. Sein Auge verdunkelte sich, sein Haar sträubte sich empor. Die Anweisung war in bester untadelhafter Form ausgestellt auf den General und Baron von Altenfeld, gehörig zum Stabe Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, gegenwärtig in Frankfurt anwesend; ihre Richtigkeit ließ sich nicht bezweifeln und nur zu gut kannte der Baron seine Verpflichtung zur ungesäumten Zahlung. Er lautete auf sechstausend Gulden.

Altenfeld schauderte. Sein stolzes, kaltes Herz er-

bebte. O der Schmach! O herbe Demüthigung! — Er war ein zahlungsunfähiger Schuldner wegen einer so unbedeutenden Summe einem Manne gegenüber, der mit der kalten, unbewegten Geschäftsmiene eines antheillosen Fremdlings vor ihm stand! — Nun erklärte er sich die unheimliche Empfindung, die ihn bei seinem ersten Erblicken beschlichen hatte, denn er war bestimmt gewesen, die Ursache einer so tiefen Kränkung für ihn zu sein, daß er, so schien es ihm, ihre Herbheit nie überwinden würde.

Statt der Antwort erfaßte er den Arm Nordberg's und zog ihn einige Schritte mit vorwärts. Er deutete auf den so schrecklich gelichteten Inhalt der Geldkiste und sagte tonlos:

„Ich kann heute nichts bezahlen. Fünfzig tausend Gulden sind mir schändlich gestohlen worden. Wenn Sie nicht Geduld mit mir haben wollen, so bin ich ruinirt. Thun Sie was Ihnen beliebt, aber bezahlen kann ich nicht, denn ich bin in diesem Augenblicke ein vollkommener Bettler — eignes und fremdes Geld ist mir entwendet worden — ich weiß nicht, wie ich es ersetzen soll!"

Ein eigenthümliches Mienenspiel überflog die blutlosen Züge Nordberg's. Ein düsterer wilder Strahl leuchtete in seinem Auge und in dem Zucken seiner

Oberlippe sprach sich Verachtung und Spott aus. Dann aber wandte sich sein Blick von den verstörten Zügen des Diplomaten und schweifte in dem Gemache umher, bis er auf der zusammengesunkenen Gestalt der Baronin weilen blieb. Diese hatte bis dahin kein Zeichen thätiger Theilnahme an dem Vorgegangenen gegeben. Bei der augenblicklichen Pause aber, die entstanden war, schien sie ihre Fassung wieder zu gewinnen. Sie stand auf, trat auf Nordberg zu und sprach mit zitternder Stimme:

„Mein Herr, was würde es Ihnen nützen, wenn Sie meinen Mann in's Verderben stürzen wollten? — Warten Sie einige Wochen, dies wird zu Ihrem und unserm Vortheil sein; bis dahin wird sich hoffentlich die ganze Sache arrangiren lassen."

„Ha, er muß heraus, der Dieb, der räuberische Schurke!" rief Altenfeld plötzlich, indem er in seine frühere Heftigkeit verfiel. „Ich will seinen verfluchten Kopf ausfindig machen — an den Galgen soll er und jede Strenge des Gesetzes soll zur Strafe seiner Missethat an ihm erschöpft werden!"

„Vielleicht würden Sie das Ganze oder einen Theil des Verlornen wieder erlangen, gnädiger Herr," sprach Raunstein, dessen klarer Blick die wahre Sachlage richtig beurtheilte und der endlich Raum zu finden hoffte,

durch dies Chaos der aufgeregten Leidenschaften um ihn her seine Meinung kund zu geben. „Wenn es gelänge, den Thäter ausfindig zu machen, so würde er zur Herausgabe zu zwingen und die Einbuße vielleicht nur unbedeutend sein.“

„Ja, ja, dies könnte möglich sein!“ rief Altenfeld, indem ein Strahl hastiger, angstvoller Freude sein Gesicht überflog. „Helfen Sie dazu, Raunstein, es soll Ihr Schade nicht sein, um Gottes willen, verlassen Sie mich nicht!“

„Es ist meine erste Pflicht, Ihnen zum möglichen Ersatze Ihres Verlustes behülflich zu sein, Herr Baron, und hierfür bedarf es einer besondern Vergütung nicht,“ entgegnete Franz ernst, der innerlich fortwährend erstaunt war, daß sein Vorgesetzter in eine so unmäßige Aufregung wegen eines für seine Mittel, wie es Raunstein schien, doch keineswegs so ungeheuren Verlustes gerathen konnte.

„Gut, gut, wie Sie wollen,“ sprach Altenfeld jetzt schnell weiter, „aber was fangen wir an, was sollen wir thun, um zu dem gewünschten Ziele zu gelangen?“

Eine Empfindung mitleidigen Staunens bewegte die Seele des jungen Mannes. Rath- und hülflos gleich einem Kinde sah er den Mann, der sich selbst, seine Meinung und sein Urtheil seit Jahren als unfehlbar

betrachtet hatte — und der unerwartete Verlust des Geldes allein war es, der ihn von seiner so lange behaupteten Höhe herabgeworfen hatte. Endlich nahm Franz wieder das Wort:

„Es wird am richtigsten sein, wenn sogleich von dem Geschehenen Anzeige auf der Polizei gemacht und ihre Hülfe zur Ausfindigmachung des Thäters verlangt wird. Es muß sodann unverzüglich Haussuchung bei Ihnen selbst und bei Ihren sämmtlichen Untergebenen oder sonstigen Verdächtigen unternommen werden, nach deren Ergebniß das Weitere verfügt werden wird. Ich will sogleich hingehen, um Ihre Befehle auszurichten.“

„Ich will Sie begleiten,“ fügte Nordberg hinzu. „Ich werde mit meiner Forderung einstweilen schweigen, bis diese dunkle Sache weiter aufgeklärt ist.“

„Und wenn auch,“ sprach Franz, indem er vor dem eiligen Weggange sich noch einmal an den General wandte, „wenn es auch unsern angestrengtesten Bemühungen nicht gelänge, zum erwünschtesten Ziele zu kommen, so sind Sie im schlimmsten Falle weder rath- noch hülflos, gnädiger Herr. Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß zwar diese Einbuße groß sein, jedoch bei Ihrer bedeutenden Stellung keineswegs Sie verhindern würde, sich auch nach derselben noch einzurichten. Fünfzigtausend Gulden sind ein bedeutendes Capital; dennoch

aber würde es Ihnen gelingen, mit Hülfe guter Freunde und erprobter Geschäftsmänner für den Augenblick Ihre Angelegenheiten zu ordnen und in etwa zehn Jahren die möglicherweise entstehende Schuldenlast abzutragen."

„Zehn Jahre — Gott steh' uns bei! Welch' eine unabsehbare Zeit der Folter in diesem kurzen Leben!" rief der Baron, die Hände zusammenschlagend. „Aber Fluch über ihn, Fluch über den ruchlosen Dieb!" fuhr er zähneknirschend fort, „der mir alles dies Ungemach bereitet hat! — Sein Verderben soll sicher sein und sollte ich den ganzen bettelhaften Rest meiner Habe darum geben! Ich will ihn in's Unglück stürzen und nicht ruhen bis er am Galgen baumelt!"

Raunstein und Nordberg entfernten sich nach diesem letzten Ausbruche der Aufgeregtheit Altenfeld's. Mit eiligen Schritten setzten sie schweigend ihren Weg durch die mehr oder weniger bewegten Straßen der Stadt fort. Bald führte er sie an der Judengasse vorüber, die eng und dumpfig sich zur Seite ausbreitete. Hoch und finster erhoben sich die schmalen, schwarzen Häuser, vor denen feste Thüren und lange Vorplätze sichtbar waren.

„Ha," sprach Nordberg, indem er den Blick im Vorüberschreiten erhob, „jeder dieser Steine birgt die Geschichte eines gräßlichen Wehs, denn blutige Thränen,

unsäglicher Jammer und giftiger Hohnspott haben sie zusammengefügt."

„Die Geschichte dieser Gasse," versetzte Raunstein, ohne seinen eiligen Schritt anzuhalten, „ist ein Schreckensgemälde, welches wenig zu dem freundlichen Gepräge paßt, das der gegenwärtige Charakter der guten Stadt Frankfurt ist."

„Man erschlug Hunderte dieses gequälten Volkes," fuhr Nordberg fort, „nur aus dem Grunde, weil sie den besten Theil der Stadt inne hätten, bis sie endlich nach Neu-Egypten gewiesen wurden, wie man diese Straße nannte. Man zündete die Häuser über ihren Köpfen an und stieß im Volkstumult ihre Weiber und Kinder in die Flammen, so daß Viele aus Verzweiflung selbst sich in's Feuer stürzten. Auch in friedlichen Zeiten begrüßte man sie mit Schimpfwörtern, wenn sie ihre Gasse verließen oder warf sie mit Steinen, wenn sie heimkehrten."

„Doch hat eine vielvermögende Dame, die Mutter der Rothschilde," sagte Franz, „immer bis auf diese Stunde ihre bescheidene Wohnung in dieser Gasse behauptet, wo sie zuerst ihr Haupt niederlegte in Frankfurt, während ihre Söhne in ihren palastähnlichen Häusern Fürsten bewirthen und in ihrem Hauptbuche fast

die sämmtlichen Kronenträger Europas als Debitoren stehen haben.“

„Noch ein Haus findet sich in dieser Gasse von einer andern, jedoch nicht geringeren Merkwürdigkeit. Es stand in ihm die Wiege Ludwig Börne's, jenes mißkannten Freundes der Freiheit, der an seinem Schmerz über sein nicht belohntes Streben langsam in der Fremde verbluten mußte.“

Er hielt inne. Nach einer Weile fragte er den jungen Mann, seit wie langer Zeit er in den Diensten Altenfeld's stehe und ob Frankfurt schon die Heimath seiner Kindheit sei.

„Allerdings ist Frankfurt mein Geburtsort,“ entgegnete Raunstein, dessen freimüthiger Sinn keinen Grund fand, über seine näheren Verhältnisse bei der sichtlich geäußerten Theilnahme Nordberg's Schweigen zu beobachten, „doch habe ich einen Theil meiner Kindheit in Wien verbracht. Mein Vater stand als Major in österreichischen Diensten, starb indessen schon vor neun Jahren, und meine Mutter folgte ihm bald. Die Ueberbleibsel des kleinen Vermögens, welches Beide besaßen, reichten hin, mir einen spärlichen Unterhalt während meiner Studienjahre zu bieten. Als ich diese beendigt hatte, kam ich mit guten Empfehlungen von dem Grafen, General Schwalbe, der ein früherer Gönner meines

Vaters war, an den Herrn von Altenfeld versehen, hier in Frankfurt an und ich war glücklich genug, bei diesem sogleich Anstellung und seit einem Jahre auch Besoldung zu finden."

„Das Gehalt für die Secretaire im Privatdienst pflegt auch im besten Falle nicht bedeutend zu sein," bemerkte Nordberg hingeworfen, „da die jungen Beamte immer auf die Zukunft vertröstet werden und mit dieser Hoffnung bei der magern Gegenwart zufrieden sein müssen."

Raunstein seufzte.

„Für mich allein reichen die dreihundert Thaler meiner gegenwärtigen, jährlichen Einnahme hin," sagte er nachdenklich, „denn meine Bedürfnisse sind mäßig. Doch ist es mein heißester Wunsch, bald weiter zu kommen, um nicht blos für mich allein sorgen zu können."

„So hegen Sie also schon hausväterliche Gedanken?" fragte sein Begleiter mit fast unmerklichem Lächeln. „Sie denken sehr früh an die Freuden der Häuslichkeit."

Franz erröthete leicht und antwortete nicht. Einige Minuten später nahm Nordberg wieder das Wort:

„Erinnern Sie sich vielleicht eines Capitain Felton, der mit Ihrem Vater bekannt war?"

„Felton, Bertold Felton, o gewiß!“ versetzte der Gefragte lebhaft. „Er war der beste Freund meines Vaters, obgleich wohl um zehn Jahre jünger als dieser. In meinen Knabenjahren habe ich ihn häufig gesehen; er hat mich die ersten Anfangsgründe aller irdischen Weisheit, das Buchstabiren und das Schreiben, gelehrt und unterwies mich auch später noch in manchen nothwendigen und nützlichen Dingen. Dann auch wußte er mir zu Belohnung des Fleißes, an dem es zuweilen etwas gebrach, gar anmuthige Mährchen zu erzählen und kein Gefährte war mir lieber als Bertold Felton, wenn er die bunte Uniform von sich gelegt hatte und sich freundlich herabließ, meine kindischen Spiele zu theilen. Noch sehe ich ihn vor mir, den hübschen, stattlichen Mann, dessen Augen so lebhaft strahlten, als wenn Scherz und Frohsinn nie aus ihnen weichen könnten und dessen blühendes Angesicht von Lebenslust und Gesundheit lachte, als hätte nie ein Kummer es beschattet oder getrübt! — Wissen Sie vielleicht jetzt mir etwas Näheres von ihm zu sagen?“

„Er war ein früherer, oberflächlicher Bekannter von mir,“ antwortete Nordberg ruhig, „doch weiß ich gegenwärtig nichts Genaueres von ihm und dachte, dies vielleicht bei Ihnen zu erfahren.“

„In den letzten drei Jahren vor dem Tode meines

Vaters sah ich ihn nicht mehr," fuhr Raunstein trübe fort. „Mein Vater sprach selten von ihm und endlich hörte ich, er sei nach langem Siechthum gestorben. Ich habe ihm manche kindliche Thräne nachgeweint und noch heute erfüllt mich die Erinnerung an ihn mit der lebhaftesten Theilnahme."

Sie waren nun vor dem Polizeigebäude angelangt und in Kurzem war die Meldung des Geschehenen bei der Behörde vorgebracht. Es wurden sogleich die nöthigen Schritte unternommen und der Thatbestand selbst durch eine Commission an Ort und Stelle untersucht. Aber weder diese noch die geforderte Haussuchung ergab ein befriedigendes Resultat. Keine Spur fand sich, die irgend einen Leitfaden zu weiterer Entdeckung hätte geben können. Im ganzen Hause des Baron Altenfeld wurde jedes Behälter, jeder Schrank, jede Commode und jede Kiste durchsucht; die sämmtlichen Habseligkeiten aller seiner Untergebenen, vom Secretair bis zur Küchenmagd herab, erfuhren ein gleiches Schicksal, aber nirgends war irgend etwas Außergewöhnliches zu finden. Man entfernte sich endlich mit dem Versprechen, alle Maßregeln der genauesten Ueberwachung fortgesetzt in der ganzen Stadt so wie in deren Umgegend anzuordnen, da man durch diese am leichtesten eine Spur der gestohlenen Sachen zu entdecken hoffte. Es sollte zu-

gleich eine bedeutende Belohnung für Denjenigen verheißen werden, der mit einiger Wahrscheinlichkeit den Thäter würde bezeichnen können.

Vierundzwanzig Stunden nach dieser schreckenvollen Ueberraschung waren verflossen und allmälig war es dem General von Altenfeld gelungen, im Verlaufe dieser Zeit wieder die äußere Fassung zu gewinnen, auf deren Behauptung er einen so großen Werth setzte, ohne daß indessen sein erbittertes Herz irgend eins jener geringen Rachegefühle verbannt hätte, welche es gegen den Vollbringer des Diebstahls empfunden hatte. Nur ein hin und wieder eintretendes, unstätes Umherwerfen der Augen war die einzige Spur der heftigen Gemüthsbewegung, die er erlitten hatte und größtentheils noch jetzt empfand. Zu seiner Ueberraschung wurde ihm nach der Frühstücksstunde Herr Leopold Molder gemeldet.

Der Erbe der Firma Erasmus Molder und Compagnie zeigte sich zwar wie gewöhnlich in seiner so besonders auserwählten Toilette, da er ohne diese nie es unternommen haben würde, sich einem Diplomaten von Auszeichnung zu präsentiren, doch erfüllte ihn der Gegenstand seiner gegenwärtigen Bemühung so ganz, daß

er seine geckenhaften Manieren für eine kurze Weile wenigstens theilweise bei Seite legte und sich begnügte, nach einem tiefen Bückling mit Hut und Stock auf den Baron zuzuschreiten, der ihm mit einer gemessenen Verbeugung und mit einer kurzen Frage entgegentrat.

„Ich bin so frei, Ihnen so früh schon beschwerlich zu fallen, Herr General," hob Leopold an, ohne jedoch den gewählten Ton seiner Redeweise gänzlich aufzugeben, „da ich hoffe, Ihnen in einer Angelegenheit von Wichtigkeit meine Dienste anbieten zu dürfen."

Altenfeld antwortete mit einer kurzen Verbeugung.

„So wie ich gehört habe," fuhr Molder fort, „so hat die stattgefundene Haussuchung hinsichtlich des bei Ihnen geschehenen Diebstahls kein befriedigendes Resultat geliefert."

„So ist es," lautete die Antwort.

„So hoffe ich, Sie auf einen Umstand aufmerksam machen zu können, der vielleicht bis dahin übersehen ist," versetzte Leopold.

„Wäre es möglich — wie könnte dies sein?" rief Altenfeld überrascht.

„Sie haben," sprach Molder weiter, „auch die sämmtlichen Effecten Ihrer Untergebenen durchsuchen lassen, die sich in Ihrem Hause und außer demselben befinden. Haben Sie indessen in Erwägung gezogen, daß einer

Ihrer Unterbeamten ein Zimmer als Sommerwohnung in Sachsenhausen besitzt und ist dies in der allgemeinen Durchsicht mit inbegriffen gewesen?"

Der Baron sann nach; nach einigen Minuten sprach er gleichgültig:

„Es ist wahr, ich glaube gehört zu haben, daß Raunstein eine Wohnung in der Vorstadt außer seinem Logis in der Stadt besitzt. Allein wozu dies?"

„So nehme ich mir die Freiheit, Sie zu erinnern, gnädiger Herr, auch in diesem genannten Zimmer Nachsuchung anzustellen. Ich kenne es genau, denn ich habe selbst im vorigen Sommer einige Monate dort gewohnt, um eine Brunnenkur ungestört gebrauchen zu können. Es findet sich dort ein Tapetenschrank, der als ein verborgener Aufbewahrungsort manches Geheimniß bergen kann."

„Mann — was sagen Sie — Herr Molder!" rief Altenfeld mit wahrem Schrecken. „Wissen Sie, gegen wen Sie eine schreckliche, wenn auch indirecte Beschuldigung aussprechen? — Meinen Secretair Raunstein wollen Sie verdächtigen, der stets die Offenheit und Treue selbst war, den ich nie einer Lüge überführt habe während dreier Jahre? — Nie würde es mir einfallen, auch nur den geringsten Verdacht gegen ihn zu erheben."

Leopold Molder zuckte die Achseln; dann sagte er:

„Ein Mann wie Sie, Herr Baron, der seit Jahren die Welt kennt, weiß, daß das Aeußere des Menschen nichts weniger als der Spiegel seiner Seele ist. Sie werden sich längst nicht mehr durch den Schein täuschen lassen. Lassen Sie die Thatsachen sprechen, so werden Sie am leichtesten in dieser dunkeln Sache Licht erhalten. Ich will keineswegs eine bestimmte Beschuldigung erhoben haben, denn möglich auch ist es, daß sich an dem bezeichneten Orte gar nichts findet, doch habe ich Sie zur umsichtigsten Vorsicht auffordern wollen.“

Der Baron schüttelte nochmals den Kopf.

„Giebt es nicht unter den vermißten Geldern etwas, das sich durch eine besondere Bezeichnung unterscheidet?“ fragte Leopold.

„Allerdings; es waren einige bairische Kronthaler von einem besonders alten Gepräge darunter, wie ich es sonst nirgends getroffen habe und die ich als eine Antiquität verwahrte,“ entgegnete nachdenklich der Baron.

„Wenn sich also diese zeigen, so wird auch der übrige Geldwerth bald aufzufinden sein; übrigens hege ich, wie ich es bereits bemerkt habe, durchaus keine bestimmte Voraussetzung irgend einer Art, gnädiger Herr, da ich den Herrn Raunstein nur oberflächlich kenne,

sondern habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Sie auf einen vielleicht vergessenen Umstand aufmerksam zu machen. Deuten Sie auf keinen Fall meine Dreistigkeit übel und richten Sie Ihr Verfahren nach Ihrem geneigtesten Ermessen ein," fügte Leopold hinzu, indem er sich mit einem abermaligen tiefen, eckigen Bückling zum Gehen anschickte.

„Ich bin Ihnen auf jeden Fall zum Dank verpflichtet und erkenne Ihren guten Willen mir zu dienen," antwortete Altenfeld höflich, indem er ihm einige Schritte bis zur Thür folgte.

Er versank in Nachsinnen. Längst hatte er sich gewöhnt, wenige Tugenden im Menschen vorauszusetzen und so wie er selbst stets seinem eignen Vortheil gemäß handelte, so erwartete er dies auch bei Andern. Aber Franz Raunstein, dieser Jüngling, der den offensten Stempel der Wahrheit und Treue auf dem jugendlichen Antlitze trug, dessen Worte und Handlungen immer und unverändert durch den liebenswürdigsten, edelsinnigsten Freimuth charakterisirt wurden, war es möglich, konnte er der Vollbringer einer ehrlosen, verbrecherischen That sein, konnte er eine schändliche Verrätherei gegen seinen Vorgesetzten geübt haben, der ihm Brot und Lohn gegeben und der in ihm fast den einzigen Menschen gefunden hatte, den er eines ziemlich unbeschränkten Ver=

trauens würdigte? — Schon der bloße Verdacht gegen diesen Jüngling schien ihm eine Sünde — das verhärtete Herz des Weltmenschen erbebte bei der Betrachtung, daß auch der letzte Rest des Glaubens an menschliche Tugend und Treue aus seiner erkälteten Brust schwinden würde, wenn dieser schmähliche Verdacht zur Wahrheit werden könnte. Aber gerade dieser Verdacht war durch die hingeworfenen Worte Leopold Molder's geweckt worden, dessen Diensteifer er der Geschäftsverbindung zuschrieb, in welcher er selbst seit Jahren schon mit dem alten Molder gestanden hatte; das Gift des Argwohns war in seine Seele gestreut und traf in ihr einen nur zu fruchtbaren Boden zur ungehinderten Entfaltung.

Als nach einer Stunde Franz Raunstein zu ihm in's Zimmer trat, gab er diesem die Weisung, sich unsäumt vor das Bockenheimer Thor zu begeben, um bei einem der dort wohnenden Mitglieder der Diplomatie einen Auftrag von Wichtigkeit auszurichten. Von dort möge er sich unverzüglich zu Herrn Erasmus Molder begeben und sich einige bezeichnete Papiere einhändigen lassen, deren Wichtigkeit so bedeutend war, daß der Baron sie, seiner eignen Erklärung nach, nicht durch eine andere Hand überbracht haben wollte.

Raunstein folgte der erhaltenen Weisung und machte

sich sogleich auf den Weg. Lockend lag ihm der letzte Theil des Auftrags vor, denn obgleich das Zusammentreffen mit Erasmus Molder ihm, nach den von diesem erhaltenen Erklärungen hinsichtlich seines Heirathsplans mit Marie Huldrich, nie angenehm sein konnte, so verletzte jedoch dieser nie die Pflichten gemessener Höflichkeit gegen ihn, wenn er als Gesandter und Stellvertreter des Baron von Altenfeld kam. Franz sollte das Moldersche Haus betreten, sollte den Fuß unter das Dach setzen, unter dem auch Marie weilte; war es nicht möglich, daß ein glücklicher Zufall sie ihm nahe bringen, vielleicht gar einige freundliche Worte aus ihrem holden Munde ihm zu Theil werden konnten, die ihm auf Wochen der Entsagung Trost und Freude sein sollten?

Die Mittagsstunde war vorüber, als Raunstein endlich wohlgemuth in die Hausthür des Banquiers trat. Drei Stunden mochten etwa verflossen sein, nachdem er den Baron verlassen hatte. Aber seine geheime Hoffnung, seiner Geliebten ansichtig zu werden, schien nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Weder auf der Hausflur, noch in einem der nahegelegenen Zimmer, deren Inneres Raunstein's spähendes Auge zu erreichen vermochte, war etwas von Marie sichtbar. Er langte endlich in dem Arbeitszimmer Erasmus Molder's an, wel-

ches an eins der häufig benutzten Wohnzimmer der Familie stieß. Einen Augenblick aber säumte er mit der Kundgebung seines Auftrags, als er einen schon vor ihm angelangten Gast, in welchem er Nordberg erkannte, in der Unterhaltung mit dem Banquier begriffen fand.

„Die Sache bedarf einer weitern Beleuchtung, wir müssen sie noch ferner überlegen," sagte dieser zu Nordberg gewendet, nachdem er Raunstein flüchtig begrüßt hatte.

„Ich bin nicht so sehr eilig," erwiederte Nordberg, „und werde mit Vergnügen warten, bis Sie die Angelegenheit des Herrn Raunstein's erledigt haben, ehe wir die meinige wieder aufnehmen."

Er wollte an's Fenster treten. Erasmus fühlte sich indessen heute von einer Hinneigung zu dem Höflichkeitsgeiste des weiblichen Theils seiner Familie besessen und sagte, indem er die Thür in das anstoßende Zimmer öffnete:

„So hoffe ich, Herr von Nordberg, daß Sie meinen Damen das Vergnügen Ihres Besuches so lange schenken werden. Sie sind schon einige Zeit der Gegenstand ihrer freundlichen Theilnahme gewesen und finden heute auch meine zukünftige Schwiegertochter, die Gräfin Seraphine von Saldern, bei ihnen."

Nordberg konnte nichts Anderes thun, als dieser außerordentlichen Artigkeit Folge leisten. Aber längst war Raunstein's Blick in den geöffneten Raum des Familienzimmers gedrungen, war es mit der Schnelligkeit und Scharfsichtigkeit des Falken durchflogen — und weilte dann mit dem Entzücken der endlich befriedigten, heißen Erwartung auf den lieblichen Zügen Mariens. Diese beantwortete den fast unmerklichen, doch ihr so wohl verständlichen Gruß seines im Feuer der Liebe strahlenden Auges mit einem leichten Lächeln, welches ein sanftes Erröthen noch verschönte.

Aber noch war der Austausch der Zeichen einer standhaften und zärtlichen Herzensneigung dieser beiden verbundenen Seelen nicht beendet, noch hatte sich die Thür nach Nordberg's Eintritt nicht geschlossen, als plötzlich eine Störung eintrat, die auch von keinem der Anwesenden nicht mit der außerordentlichsten Ueberraschung empfunden wurde. Ohne eine der gewöhnlichen Regeln der Höflichkeit, ohne Gruß und ohne Meldung traten zwei Männer herein, deren Ankunft nie noch einen Strahl der Freude in den Herzen der Betheiligten hervorgerufen hatte, denen nie die holden Zeichen des Willkommens von irgend einem Gastfreunde entgegengetönt waren, wohin sie den wandernden Fuß setzten. Es waren zwei Constabler, Häscher des Ge-

richtes, die ihre unheimliche, gefürchtete Erscheinung kund gaben.

„Wir sind beauftragt von dem löblichen Polizeigerichte zu Frankfurt," hob der Eine näher tretend an, während der Andere an der Thür stehen blieb, „auf das Verlangen des Generals und Baron von Altenfeld seinen bisherigen Secretair Franz Raunstein wegen dringenden Verdachtes des Diebstahls an Geld und Papieren zu arretiren."

Franz trat einen Schritt zurück. Es war ihm, als trögen ihn seine Sinne, als verwirre ihn ein wüster Taumel.

„Wie ist das möglich?" fragte er endlich.

Der Polizeimann zog statt aller Antwort ein Papier hervor und überreichte es dem Angeklagten. Kein Zweifel konnte obwalten. Es war ein Verhaftsbefehl in vollständiger Form Rechtens von der Polizeibehörde auf ihn selbst, Franz Raunstein, ausgefertigt.

„Ich kann mich Ihnen nicht widersetzen," sagte er kopfschüttelnd nach einer Pause, die er der sorgfältigen Prüfung des Inhalts gewidmet hatte, und gab das Papier zurück. „So unerklärlich mir die Sache ist, so kann ich mich ihr für den Augenblick nicht entziehen."

Der Scherge zuckte die Achseln und dachte, daß dieser Angeklagte noch mehr Vernunft zeige, als man-

cher Andere, der sich weit hartnäckiger sträube. Dann sagte er laut:

„Aus besonderer Rücksicht für die näheren Verhältnisse, die bisher zwischen dem gnädigen Herrn von Altenfeld und dem genannten Franz Raunstein bestanden haben, hat der Erstere ausdrücklich darauf angetragen, daß der Arrest des Gefangenen bis weiter nur in dessen eigner Wohnung, jedoch unter strenger Bewachung, stattfinden solle."

Die lebhafteste Neugier aller der näher oder ferner sich befindlichen Anwesenden war durch diesen unerwarteten Vorfall erregt worden. Die sämmtliche Damenwelt des Hauses, Madame Gesina Molder und die gräfliche Braut mit eingeschlossen, erschienen auf der Schwelle der Thür. Eine zum Tode erschrockene, zitternde Gestalt war schon einige Secunden früher mit flüchtigem Fuße hereingetreten und hatte eine Stuhllehne als Stütze ergriffen, um sich vor der Gefahr des Umsinkens zu schützen. Es war Marie Huldrich, deren geängstetes Ohr mit dem geschärften Sinn der erschrockenen Liebe den ganzen Umfang des Unheils aufgefaßt hatte, welches über ihren Geliebten hereinzubrechen begann.

„Herr Raunstein, welche Geschichten sind dies?" rief endlich Gesina laut, die den nobeln Grundsatz hegte, daß, sobald Jemand arm oder hart bedrängt sei, man

sich mit ihm nicht zu geniren brauche. „Sie, der Sie bis auf diese Stunde das unbeschränkteste Vertrauen des Herrn Barons genossen, der Sie seiner Güte schon so viel verdankten, Sie zeigen sich wie ein schmählicher Dieb und Betrüger gegen ihn? — Dies ist wahrhaft erstaunlich! Wer hätte dies von Ihnen denken sollen?"

„Ja," sprach die Gräfin Seraphine einstimmend, „dies ist wirklich eine ganz überraschende Neuigkeit!"

„Wirklich," sagte Clarissa mit ihrer oft gezeigten Ziererei, „ich bewundere Ihre Keckheit, Herr Raunstein, mit der Sie noch vor drei Wochen mich in der Soirée des Herrn von Altenfeld zum Tanz aufforderten. Sie sollten Ihre Leute ansehen, ehe Sie sich an sie machen; hätte ich dergleichen Abscheulichkeiten entfernt ahnen können, so hätte ich mich schönstens für die angebotene Ehre bedankt."

„Auch bin ich wirklich erstaunt, Herr Secretair," fügte Nettchen hoffärtig hinzu, „daß Sie alltäglich vor unserm Hause Fensterpromenade zu machen wagten und nicht ruhten, bis Sie endlich einen Gruß bei Einer von uns angebracht hatten. In der That, ein solches Betragen kann auch die Unschuldigsten compromittiren und wenn man sich mit großartigen Plänen zur ungesäumten Verbesserung seiner Vermögensumstände trägt, so sollte man denken, daß man nicht Raum für solche

kleinliche, galante Beziehungen in seinen Gedanken hätte."

„Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich doch an die Sonnen!" fuhr Erasmus grob dazwischen. „Ich habe es dem Patron gleich angesehen, daß er auf leichtfertigen Füßen einherging, als er mit seiner impertinenten Dreistigkeit bei mir eintrat und mich mit allerlei frechen und abenteuerlichen Zudringlichkeiten behelligte. Es gehört mehr zum Fortkommen in der Welt, als eine treuherzige Miene und eine glatte Zunge, mein Herr! Der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht. Nun denke ich, Sie werden Ihre hartnäckigen Freiersgedanken ein für allemal fahren lassen und sich einstweilen ruhig verhalten."

Aber alle diese Schmähungen verhallten fast ungehört vor dem Ohre Dessen, an den sie gerichtet waren. Sein Herz war von einer einzigen unendlichen Besorgniß erfüllt und dies Gefühl machte ihn unempfindlich gegen alle Beleidigungen, von denen er von so verschiedenen Seiten überhäuft wurde. Er wandte sich zu dem Gegenstande seiner zärtlichsten Empfindungen und sagte in einem Tone, der die ganze, unaussprechliche Trauer seines Herzens aussprach:

„Marie, glaubst Du auch an dies Mährchen? — Hältst auch Du mich für einen Dieb?"

Aber es bedurfte nicht dieses schmerzlichen Aufrufes, um der aufopfernden und liebeerfüllten Seele des Mädchens die unbeschränkteste Kundgebung ihrer Empfindungen zu entreißen. Sie warf sich an die Brust des Jünglings und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Niemals, niemals!“ rief sie unter convulsivischem Schluchzen. „Und wenn die Beschuldigungen aller Menschen, die da leben auf der Erde, sich gegen Dich erhöben und wenn die schwärzeste Unthat selbst gegen Dich spräche — immer würde ich sie für eine schändliche und gottlose Verläumdung erklären! — Ich glaube an Dich, wenn auch jeder Schein gegen Dich spricht; ich baue auf Dich immer und unverändert, denn Du bist für mich die Treue und Wahrheit selbst und eher würde ich an der göttlichen Tugend zweifeln als an Dir.“

Wie ein sänftigender, himmlischer Balsam fielen diese Worte in die bekümmerte Seele des jungen Mannes. Wie die Verheißung eines zukünftigen, unendlichen Glückes hallten sie wieder in ihr und erfüllten sie mit einem Freudenjubel, der die Bedrängnisse der Gegenwart als leichte, vorübergehende Schattengebilde an dem Horizonte seiner Zukunft erscheinen ließ und es war ihm, als wenn nach leichter Dämmerung schon

das Gold des Morgenroths sich strahlend hinter ihnen erhöbe. —

„Das fehlt auch noch, Marie, bist Du denn ganz unklug? — Ich dachte, Du hättest endlich die Thorheit ganz aufgegeben, da ja nun so lange schon nicht die Rede davon gewesen ist! — Welch' ein unschickliches Betragen! Was soll unsere liebe Gräfin Seraphine davon denken? Hast Du denn aller Scham den Kopf abgebissen und wirfst Dich einem fremden, hergelaufenen Menschen so ohne Weiteres an den Hals, der noch dazu als ein Dieb und Betrüger dasteht? — Suche Dir doch wenigstens ordentliche Leute aus, wenn Du dergleichen Thorheiten durchsetzen willst!" ließ sich die aufgeregte Stimme der Banquiers-Frau heftig scheltend gegen ihre Nichte vernehmen.

Franz drückte noch einen letzten Scheidekuß auf die Lippen seiner Geliebten und folgte schweigend den Polizeisoldaten. Auch Marie verließ ohne eine Erwiederung das Zimmer, indem sie die entgegengesetzte Thür, die in einen Gartensalon führte, hastig aufriß. Zu ihrer Ueberraschung gewahrte sie, daß ihr Vetter Leopold Molder von derselben zurücktaumelte und also nicht unwahrscheinlich die wenig ehrenvolle Rolle eines Lauschers am Schlüsselloche bekleidet hatte. Sie hielt den Schritt an und maß ihn mit ihren Blicken.

„Leopold,“ sagte sie endlich mit dem Tone der kältesten und tiefsten Verachtung, „dies ist Dein Werk!“

Dieser hatte sogleich bemerkt, daß das junge Mädchen mit einer mechanischen Handbewegung die Thür hinter sich zugeschlagen hatte. Weit entfernt daher, sich aus der Fassung bringen zu lassen, griff er mit der Hand in die Brusttasche, langte einen zusammengefalteten Brief hervor und sprach mit frechem Lachen:

„Die Hand wirst Du kennen und die Aufschrift auch, denke ich. Nun lies auch noch einmal die Bekenntnisse Deines liebenden Herzens, die Du vorgestern Deinem ehrenwerthen Geliebten so überfließend geweiht hast. Du redest gar zärtlich und erbaulich darin, doch wisse, daß ich Dir sage, daß Du Dich in der Adresse versehen hast.“

Marie ergriff das Papier, doch bedurfte es nicht seiner genaueren Durchsicht, um sie von dem ihr nur zu wohl bekannten Inhalte zu überzeugen. Gleich bei seinem ersten Erblicken erkannte sie mit Schrecken einen Brief wieder, den sie zwei Tage vorher an Raunstein geschrieben und in welchem sie den ganzen Erguß ihrer Zärtlichkeit gegen ihn niedergelegt hatte. Es konnte kein schlagenderes Beweisstück für ihr noch bestehendes Verhältniß mit Raunstein geben. Leopold fuhr hämisch

fort, während seine großen, wasserblauen Augen tückisch leuchteten:

„Du dachtest Dich gar wohl vorgesehen zu haben, doch bin ich noch schlauer als Du. Der Gärtnerbursche hatte Dir für Geld und gute Worte versprochen, ihn auf die Stadtpost zu bringen, denn er kann Dir so wenig wie ein Anderer etwas abschlagen, wenn Du mit Deiner Sirenenstimme darum bittest. Er hatte ihn aber auf ein paar Minuten auf die Gartenbank gelegt, während er wegging, seine Jacke auszuziehen. Ich kam des Weges; sogleich fiel mir das kostbare Document in die Augen und ich wies Deinen holdseligen Postillon d'Amour zur Ruhe, indem ich ihm sagte, daß ich selbst zur Post ginge und den Brief getreulich aufheben wolle. Du siehst, daß ich redlich Wort gehalten habe."

„Und Du warst ehrlos genug," erwiederte Marie schnöde, die sich zu fassen begann, „das Siegel einer fremden Hand zu erbrechen und ein fremdes Geheimniß verrätherisch auszuspioniren."

„Nun wirklich, Du machst feine moralische Unterscheidungen jetzt," spottete Molder weiter. „Einem starkverdächtigen Dieb wirfst Du Dich an den Hals und auf den Erbrecher einer unschuldigen Oblate schiltst Du grimmig, weil eine Sache dadurch an den Tag kommt,

die Du zu verheimlichen gedachtest. Glaubst Du denn, daß ich jemals mich bedenken würde, mit einer solchen Lappalie Umstände zu machen, wie es der Liebesbrief eines Mädchens ist?“

„Es wurde also Deine Eifersucht so sehr erregt durch die Entdeckung meiner Liebe zu Raunstein, daß Deine Bosheit sogleich Mittel fand, ihn in's Verderben zu stürzen, indem Du sein einziges Gut, seinen ehrlichen Namen, zu Grunde richtetest?“ sprach sie mit kalter Verachtung weiter.

„Ich habe den Baron Altenfeld aufmerksam gemacht,“ versetzte Leopold gleichgültig, „daß die Sommerwohnung seines Secretairs bei der angeordneten allgemeinen Haussuchung übergangen worden sei. Er hat das Vergessene nachholen lassen und man hat in einem Tapetenschranke, dessen Thür an der äußern Seite nicht von der Zimmerwand zu unterscheiden ist und sich nur durch eine verborgene Feder öffnen läßt, drei bairische Kronthaler von einem auffallenden alten Gepräge gefunden, welche von dem Baron als besonders bemerklich unter dem entwendeten Geldeswerth angegeben worden sind. Natürlich wird Dein herzlieber Buhle jetzt sehr ernsthaft von einem hochlöblichen Polizeigerichte angehalten werden, die fehlenden Kleinigkeiten auch noch herbeizuschaffen und dann schließlich wohl ein wenig

in's Zuchthaus wandern. Obdach und Kost hat er dort und Du siehst daher, daß er auf diese Weise wohlversorgt ist und seine alten Tage in Frieden und Ruhe hinbringen kann."

Marie schauderte. Der kalte, bittere Spott ihres Peinigers zerriß ihr Herz; sie verhüllte das erbleichte Angesicht.

Leopold betrachtete sie mit einem lauernden, durchdringenden Blicke. Dann fuhr er mit widerwärtigem Grinsen fort:

„Und wie lieb und zärtlich Du mit dem angehenden Sträfling bist! Du nennst ihn Deinen „ewig Theuern", Deinen „über Alles Geliebten", Du versprichst ihm Treue bis über das Grab hinaus, die ganze Welt ist Dir nichts ohne ihn und Du willst Dich in Deiner Standhaftigkeit nicht erschüttern lassen, wie es auch immer kommen mag. Gottlob! Nun kannst Du von Deiner Wahrhaftigkeit glänzende Proben ablegen und er kann sich an Deiner Zärtlichkeit einen Trost nehmen, wenn es ihm zuweilen etwas ungemüthlich in seiner neuen Wohnung vorkommen sollte."

Die innere Herzensqual des Mädchens erreichte bei den schrecklichen Betrachtungen, die in ihr aufstiegen, einen solchen Grad, daß sie sich der Verzweiflung näherte. Sie machte sich endlich in einem lauten Aus-

bruche Luft, indem sie die Hände sinken ließ und mit dem ergreifendsten Ausdrucke einer wahren Trostlosigkeit ausrief:

„O Gott, o Gott, was soll geschehen? Was können wir anfangen?"

Aber diese redenden Zeichen einer entsetzlichen Seelenangst waren weit entfernt, das selbstsüchtige und ehrvergessene Herz Leopold Molder's zum Erbarmen zu stimmen. Mit geheimer, schändlicher Freude sah er, daß sein Werk wohlgelungen sei, daß er das Mädchen dahin gebracht hatte, wohin er sie haben wollte, indem er ihre Seele mit dem unsäglichsten Schrecken erfüllte. Nach einer Pause hob er wieder an:

„Da kommt es so ganz von ungefähr an den Tag, daß Du außerordentlicher Tugendspiegel seit langen Monaten schon Deine Liebschaft mit Deinem Schatze fortsetzest und gar heiß und zärtlich mit ihm verkehrst und gegen Andere, die Dir doch auch nichts zu Leide thun wollen, thust Du so spröde und bitterböse, daß ihnen wohl am Ende die Geduld reißen kann. Ich dachte, Du hättest endlich Vernunft gelernt, und kehrtest Dich nicht weiter an den alten Courmacher, da mein ehrsamer Herr Vater dem Raunstein so fernig zu Hause half, als er um Dich ansprach. Dies ist eine helle Thorheit, denn Ihr habt Beide nichts. Was stehst Du

an dem Bengel, der nun doch in's Loch muß? — Schlage ihn Dir aus dem Sinn, denn Freude wirst Du doch nicht mehr mit ihm haben. Besinne Dich und sei freundlich, so kann noch Alles gut werden."

Marie suchte ihre Thränen zu trocknen.

„Aber wie ist dies möglich," sprach sie endlich, „wie können diese Kronthaler in Raunstein's Wohnung kommen?"

Er lachte hell auf und sagte:

„Kind, Du amüsirst mich. Weil er sie gestohlen hat, so sind sie da und weil er sie ganz vorzüglich gut verstecken wollte, so legte er sie in den Tapetenschrank, dessen Dasein kein Mensch vermuthen sollte, wie er glaubte. Man ist nun natürlich sehr neugierig, wo er die andern Schätze verborgen hat, denn schlau hat er es sicherlich angefangen, das traue ich ihm gern zu."

Marie Huldrich hatte die Schwäche überwunden, die sie für einige Minuten zu überwältigen drohte. Sie richtete sich auf und sprach mit der ganzen Hoheit der Wahrheit und Tugend:

„Leopold, elender Heuchler, führe mir nicht solche Mährchen vor! — Du bist der Lügner, Du der Betrüger — so fest, wie ich von Deiner Tücke überzeugt bin, so bin ich es von Raunstein's Unschuld! — Er hat nie an die Entwendung des kleinsten Gutes gedacht,

welches der Besitz eines Andern war und die größten Versuchungen würden ihn kalt lassen, wenn er das untadelhafte Bewußtsein seiner Brust auch nur auf Secunden trüben sollte! Du weißt so gut wie ich, daß es so ist. Aber ich frage Dich, wie ist es geschehen, daß diese Zeugnisse jenes ungegründeten Verdachtes in seine Behausung gelangen konnten?"

„Die fernere Untersuchung wird es ergeben," sagte er kalt.

„Ha," fuhr sie aufgeregt fort, „meine anfängliche Ahnung trog mich nicht! Leopold, Du bist sein Verderber, Du hast Mittel gefunden, diese Thaler in den Schrank zu bringen!"

„Deine Scheltworte lasse ich zu einem Ohre hinein, zum andern hinausgehen!" antwortete dieser gleichgültig. „Wenn Du übrigens glaubst, daß ich Dir nützlich sein kann, Liebchen," setzte er mit schlauem Lächeln hinzu, „so wirst Du mich immer finden können. Sei nicht gar zu halsstarrig und wirf den Kopf nicht zu schnöde in die Höhe, dies thut Deiner Schönheit Abbruch, deren lebhafter Bewunderer ich nach wie vor bin und bleibe!"

Marie schwieg. Eine heftige Empörung versagte ihr die Worte. Mit einem Blicke unaussprechlicher Verachtung verließ sie das Zimmer und fühlte sich

erst etwas beruhigt, als sie sich aus der Nähe ihres Vetters entfernt hatte.

Die Kunde von dem in dem Hause des Barons Altenfeld stattgefundenen Diebstahl, so wie von dem dringenden Verdachte, der gegen seinen Secretair durch die in dessen Logis aufgefundenen alten Münzen entstanden war, die der General als besondere Kennzeichen und mögliche Wegzeiger zur fernern Entdeckung bei der Behörde angegeben hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Auch die Damen Molder säumten nicht, sich durch die ungeschminkte Mittheilung des vor ihren Augen stattgefundenen Begebnisses bei ihrer ganzen Bekanntschaft nach Kräften interessant zu machen. Es erging hierbei dieser außerordentlichen Geschichte, wie es nach der Erzählung Johann Fürchtegott Gellert's sich mit der Historie von den großen Ohren des Kindes Lucindens zutrug, denn „der Städte und der Dörfer Plage," die „verwünschte, gemeine Sage," steigerte ihren Bericht mit lawinenartigem Anwuchse bis in's Unerhörte und Fabelhafte, so daß er bald zum unglaublichen Mährchen sich gestaltete. Auch die Gräfin Seraphine, die, bei wenigen äußern Reizen zu jener zahlreichen Mittelsorte von Menschen gehörte, die weder

gut noch böse zu nennen sind und nach jedem augenblicklichen Eindrucke sich als Freundin oder Widersacherin eines Angegriffenen zeigen, säumte nicht, Jedem, der es hören wollte, eine redselige Mittheilung des Erlebten zu machen. Der Antheil, den sie an dieser Begebenheit nahm, beschäftigte sie so lebhaft, daß sie nach ihrer vor dem Abend erfolgten Zusammenkunft sich sogleich zu ihrer Stiefmutter begab, um dieser die Neuigkeit des Tages mitzutheilen. Es bedurfte hierzu dieses außergewöhnlichen Impulses, denn noch hatte die Gräfin Hermine sich in strenger, feindseliger Abgeschiedenheit von ihrer Stieftochter seit deren so sehr von ihr gemißbilligten Verlobung gehalten. Nach und nach aber begann diese Seraphinen etwas unbequem zu werden und weltgewandt bedachte sie, daß die wohlwollende Theilnahme ihrer Stiefmutter ihr bei ihrem Brautstande und bei ihrer bevorstehenden Vermählung doch wohl von großem Nutzen sein könne, da die goldene Stütze des Reichthums aus deren sonst nie ihr verschlossen gewesener Hand ihr gespendet werden konnte, wenn es gelänge, sie zu versöhnen. Schneller noch, als sie es gehofft hatte, gelang es ihr, durch eine lebendige Mittheilung des Geschehenen das Interesse Herminens zu erregen und dadurch, indem sie ihre anfängliche, frostige Kälte besiegte, eine Vergessenheit des bestehenden Miß-

verhältnisses zwischen ihnen hervorzurufen, die, wie sie hoffte, bald zu einer gänzlichen Aussöhnung führen sollte. —

Der Baron von Altenfeld hatte den letzten Theil des Tages in einer sonderbaren, ihn selbst überraschenden Aufregung hingebracht. Nach dem Ergebnisse der Untersuchung in Raunstein's Wohnung fühlte er sich anfangs von einer schreckartigen Freude überrascht, daß der Mensch, den er am wenigsten unter Allen eines solchen Treubruchs fähig gehalten, nun doch als dessen im höchsten Grade verdächtig erschien. Dann aber loderte eine dämonische Freude in seinem Innern auf, daß an diese Entdeckung sich die mögliche Hoffnung auf eine baldige Wiedererlangung des so schmerzlich vermißten Reichthums knüpfte. Er erinnerte sich der Rachegelübde, die er gegen seinen Widersacher geäußert hatte und es war das lebendige Gedächtniß aller der Pein, die ihm der gestrige Tag durch die erlittene, unsägliche Erschütterung gebracht hatte, der Stachel, mit welchem er in der Abspannung, die ihn als natürliche Folge seiner Aufgeregtheit heute befallen hatte, seine Seelen- und Körperkräfte belebte.

Die sommerliche Jahreszeit war noch so wenig vorgeschritten, daß mit der neunten Abendstunde auch erst die Dämmerung sich einzustellen begann. Altenfeld saß

mit scheinbarer Aufmerksamkeit über einem Buche gebeugt in seinem Cabinette, welches in seinem Hause sein gewöhnlicher Aufenthaltsort war, wenn nicht die Gesellschaftszimmer zum Empfange von Fremden geöffnet waren und dann auch seine Talente als Wirth in Anspruch nahmen. Die traulichen Freuden des Familienlebens waren niemals von ihm aufgesucht worden, da er nie ihren Werth zu schätzen gewußt hatte und nie würden die häuslichen Laren ihm das theuerste Gut gewesen sein, welches er vor allen andern aus Noth und Tod gerettet haben würde.

Rasch und heimlich wurde plötzlich die Thür aufgerissen. Der Baron erhob schnell das Auge und gewahrte bei dem hellen Lichte der schon angezündeten Wachskerzen eine weibliche Gestalt, die aber durch einen dunkeln Mantel, durch einen schwarzen Hut und dichten Schleier gänzlich verhüllt wurde. Sie trat einige Schritte näher und schlug den Schleier zurück. Altenfeld erkannte mit Erstaunen die Gräfin Hermine von Saldern. Er stand rasch auf und begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen feinen Artigkeit indem er sagte:

„Meine Gnädige, die Ueberraschung, die Sie mir durch Ihren so ungehofft gespendeten Besuch angedeihen lassen, ist so schmeichelhaft wie ungeahnet. Indessen kann ich nicht umhin, Ihnen mein schmerzliches Erstaunen zu

äußern, daß Sie, wie es scheint, ohne die nothwendige Bequemlichkeit der Begleitung eines Bedienten, sogar ohne die Benutzung Ihrer Equipage hier bei mir anlangen."

„Ich habe meinen Wagen zwei Straßen von hier entfernt halten lassen, da ich ohne das Mitwissen meiner Leute, ohne von den Ihrigen erkannt zu werden, zu Ihnen wollte", entgegnete Hermine.

Der Baron verbeugte sich, ohne ein weiteres Merkmal des Staunens zu verrathen und sprach:

„So werden Sie mir erlauben, die Dienste eines Bedienten in eigner Person bei Ihnen zu verrichten, gnädige Gräfin, da ich das ausdrückliche Gebot von Ihnen höre, einen solchen nicht in Ihrer Gegenwart dulden zu wollen. Sie werden mir gestatten, Sie von der unbequemen Umhüllung zu befreien."

Die Gräfin ließ es geschehen, daß der Baron selbst ihr Hut und Mantel abnahm und sie setzte sich auf den Divan, während er an Ihrer Seite Platz nahm. Auffallend war es, daß ihre Haltung jener vornehmen Ueberlegenheit entbehrte, die sie sonst so häufig nicht immer zum Behagen ihrer Umgebungen geltend machte. Ebenso war ihre gewöhnlich so gewählte Toilette heute nichts weniger als sorgfältig zu nennen. Ein Kleid von einfachem, schwarzem, seidenem Stoffe umgab ihre

wohlgebaute, imponirende Figur, während eine gleichfalls des überflüssigen Putzes entbehrende weiße Haube ihr dunkles Haar bedeckte. Die Züge des Antlitzes waren von einer leichten Blässe überzogen und augenscheinlich war es eine heftige Gemüthsbewegung, deren Spuren sich auf diese Weise bei ihr bemerklich machten. Nach einer minutenlangen Pause, während sie das Auge am Boden geheftet gehalten hatte, sagte sie:

„Alle diese unscheinbaren Umhüllungen habe ich angelegt, um unerkannt zu Ihnen gelangen zu können."

Altenfeld verbeugte sich noch einmal. Eine abermalige Pause entstand. Dann hob die Gräfin mit zitternder Stimme wieder an, indem eine dunkle Gluth sich über ihre feinen, sprechenden Züge verbreitete:

„Ich bin gekommen, um eine Erinnerung in Ihnen wachzurufen, Adolf, über welche mehr als zwanzig Jahre vergangen sind."

Altenfeld schwieg noch immer. Endlich sagte er finster:

„Wozu dies, Frau Gräfin? — Die Welt hat uns getrennt; warum wollen wir das Gedächtniß an eine Jugendthorheit wieder aufleben lassen, die wir glücklich genug waren zu vergessen?"

„Thorheit — ja wohl — die schrecklichste Thorheit meines Lebens!" rief die Gräfin dumpf. „Und doch

kann ich sie nicht vergessen, denn es ist mir nicht wie Ihnen gegeben, einen Stein anstatt des Herzens in der Brust zu tragen. Ich hatte sie übertäubt, die Erinnerung an das Geschehene, ich hatte mich gewöhnt an die Entbehrung des Unwiederbringlichen; aber jener Wurm, der an meinem Herzen nagte Tage und Jahre lang, immer wieder auflebend, nimmer rastend, hat sich mit Skorpionenbiß in dieser Zeit erhoben — Adolf, Sie waren es, der den Glauben und die Hoffnung meiner Jugend mit kalter, unbarmherziger Hand zerstörte, Sie warfen mich in das Grab der Verzweiflung, Sie raubten mir den Glauben an Tugend und Treue — denn alle Ihre heißen, unendlichen Liebesschwüre — waren eine höllische Lüge!"

Hermine hielt inne, denn das Uebermaß der Bewegung raubte ihr die Stimme. Der Baron runzelte die Stirn und sagte endlich rauh:

„Was wollen Sie, Hermine? — Sie und ich, wir liebten feurig, wie es die Frische der Gefühle in der Jugend mit sich bringt, wo wir noch keinen andern Götzen kennen, als die Liebe und Treue unserer Erwählten. Aber diese Phantastereien verlieren sich mit den Jahren, wenn die Vernunft oft auch etwas spät erst kommt. Sie waren achtzehn, ich vierundzwanzig Jahre alt, als wir uns trennten für die lange Lebens=

reise. Was blieb uns Anderes übrig, denn Keiner von uns besaß Vermögen oder eine Stellung in der Welt, die den Andern stützen und heben konnte."

Die Gräfin schauderte. Nach einer Pause versetzte sie dumpf:

„Sie vergaßen die erste Liebe bald, denn Sie durchreisten Länder und Städte und im bunten Getreibe eines bewegten Lebens, unter tausend wechselnden Eindrücken wurde Ihnen die Erinnerung an die ferne Zeit der Blüthe bald nur ein undeutliches Traummährchen. Ich blieb daheim und tröstete mich so gut ich konnte."

„Sie thaten wohl daran, denn das Gegentheil wäre unnütze Selbstquälerei gewesen," entgegnete er kalt.

Hermine hatte das Gesicht verborgen. Plötzlich aber erhob sie es; es war zum Tode erbleicht, unstät und wild rollte ihr schwarzes Auge.

„Adolf!" rief sie, indem sie krampfhaft seinen Arm faßte, „jenes Kind, jene unschuldige Frucht der Schuld und Leidenschaft — unser Kind — Adolf — wo ist es?"

Altenfeld schwieg. Die ruhige, kalte Oberfläche seines Antlitzes zeigte keinen Wiederschein der heftigen Bewegung, die Herminens Seele erschütterte. Gelassen erwiederte er:

„Ich schrieb Ihnen vor einer Reihe von Jahren, als Sie die nämliche Frage an mich richteten, daß Ihr Sohn gestorben sei. Warum jetzt wieder diese Erkundigung?“

„Ich glaube Ihnen nicht, nein, nein, es ist nicht so!“ rief sie laut. „Er lebt, er lebt, Sie haben mich lange getäuscht, Sie wollen mich noch täuschen. Ich lullte mein Bewußtsein in einen sündigen Schlummer, als ich diese Nachricht drei Jahre nach unserer Trennung von Ihnen erhielt; ich betäubte mein mahnendes Gewissen im eiteln Strudel des Weltlebens — aber lange schon ist es schrecklich erwacht — Adolf — um Gotteswillen — wo ist mein Kind?“ —

Die furchtbarste Seelenangst sprach sich in ihren krampfig verzogenen Zügen aus. Altenfeld verharrte im hartnäckigen Schweigen.

„Adolf, Adolf!“ rief Hermine noch einmal im herzzerreißenden Tone, indem sie zu seinen Füßen sank und seine Kniee umklammerte, „um der ewigen Barmherzigkeit willen, sprich, wo ist unser Kind? — Denk', daß eine Stunde kommt, wo Du schrecklicher noch gefragt wirst als von mir, was ist aus Deinem Kinde geworden — wo hast Du es?“

Keine Miene, kein Laut des Barons gab eine Antwort auf die dringende und beschwörende Bitte der

Dame. Endlich erhob sie sich und sprach ihren früheren Platz wieder einnehmend:

„Wenn mich nicht Alles trügt, Adolf, so habe ich ihn herausgefunden. Sie haben einen Jüngling bei sich aufgenommen, der alle Empfehlungen der Jugend und Herzensreinheit auf seinem lebensfrischen Antlitze trägt; Sie luden ihn in Ihre Zirkel, Sie empfingen ihn in Ihrem Salon, obgleich er nur die Stellung eines Untergebenen bei Ihnen bekleidete und kein Name von Auszeichnung ihn schmückte. Mein Auge öffnete sich; diese Auszeichnungen mußten einen besondern Grund haben, denn Sie sind stolz und vornehm, Adolf, und schätzen Den gering, der nicht zu unserer Kaste gehört — Adolf — dieser Jüngling — es war Ihr Sohn — und Sie konnten stolz auf ihn sein!“

Er brach in ein bitteres Lachen aus und sagte heftig:

„Und wenn er es wäre, o wirklich, er hätte seinem edlen Geschlechte Ehre gemacht! Ein Dieb und Betrüger! Gott verdamme den ehrlosen Buben!“

„Seraphine hat mir von dem Verdacht erzählt, der auf ihn gefallen ist,“ fuhr Hermine fort, „sie ist Zeugin seiner Verhaftung im Molder'schen Hause gewesen. So ist es wahr, Sie wollen die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn walten lassen?“

„Gewiß und wahrhaftig!“ rief er erbittert. „Ich habe es geschworen und werde mich nicht irre darüber machen lassen, wer es auch sei, der diesen Diebstahl begangen hat!“

Die Gräfin schauderte. Nach kurzem Stillschweigen nahm sie wieder das Wort:

„Sie haben ein eisernes Herz. Und wenn nun die ganze entwendete Summe Ihnen ersetzt würde, wenn der junge Mann Ihnen Alles zurückgäbe — würde dann nicht Ihr Sinn sich erweichen, würden Sie Ihre Anklage zurücknehmen und seiner schonen? — Antworten Sie mir, ich beschwöre Sie, Adolf, würden Sie nicht Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Ihnen kein Verlust aus dieser Schonung erwüchse?“

Altenfeld zauderte einen Augenblick. Dann sprach er:

„Dies könnte sein. Wenn ich erst die Mittel sähe, mich zu decken, so wäre es möglich, daß ich dem Thäter verziehe. Aber vollkommene Wiedererstattung ist die erste Bedingung.“

Die Dame erhob sich.

„Lassen Sie mich machen,“ sagte sie rasch. „Versprechen Sie mir, morgen keine weitern Schritte in dieser Sache zu thun?“

„Ich bin dazu bereit,“ lautete die Antwort.

Die Gräfin bekleidete sich schnell mit ihrer unschein-

baren Umhüllung und entfernte sich nach einem eiligen und kalten Abschiede mit leichten und raschen Schritten. Der Baron begleitete sie bis an die Zimmerthür und schaute ihr mit einem seltsamen Blicke nach.

Hermine befand sich wieder auf der Straße. Die Dunkelheit war hereingebrochen. Eine lange, unendliche Zeit war verstrichen, seit Hermine von Saldern den zierlichen Fuß allein, bei nächtlicher Weile, unter dem Schleier der Dunkelheit und des Geheimnisses, mit hastiger Eile über die Straße Frankfurts wandern ließ. Damals stand Hermine von Feldeck in der Blüthe der Tage; wenige Jahre waren vergangen, seit sie die Kinderschuhe vertreten hatte — und die Gluth einer leidenschaftlichen Zuneigung trieb sie zu Adolf von Altenfeld, der, ein mittelloser Lieutenant, in der Vorstadt ein verschwiegenes Kämmerchen gemiethet hatte, wo er mit seiner Geliebten sich einige ungestörte Zusammenkünfte verschaffen wollte. Wahr und glühend waren Herminens Gefühle, aber auch bethörend der Taumel der Leidenschaft, deren giftiger Samen die Reinheit ihres Herzens in wenigen Monden verwelkte. Sie vergaß Alles — Vernunft, Tugend, Sitte — um des Abgottes willen, dem sie einen Altar im Innern ihres Herzens er-

richtet hatte. Aber dieser Altar wurde zum Scheiterhaufen und verkohlte das Opfer der Tugend zu schnöder Asche, die der Sirocco des Lebens bald im jagenden Fluge verstäubte.

Adolf von Altenfeld liebte vor vierundzwanzig Jahren heiß, aber er liebte auf seine Weise, denn die Alles vergessende Entäußerung des Egoismus, welchen die wahre Liebe verlangt, hatte er nie gekannt. Die Jugend seines Herzens war schon in der Kindheit zu Grabe gegangen, ohne daß er mit ihr die Thorheiten seines Alters beerdigt hätte. Er liebte Hermine mit allem Feuer der Leidenschaft, ohne an das Ende zu denken; er weihte ihrer herrlichen Schönheit, ihrem glänzenden Geiste alle jene Anbetung, die sie so gewohnt war, im Kreise der sie umgebenden Männer hervorzurufen. Und als nun das nicht bedachte, das schreckliche und qualvolle Ende dieser Leidenschaft kam, als die Verhältnisse des Lebens ihre drohende Macht geltend machten und zwischen das verbundene Paar traten; als die schreckliche, schnöde, geisterniedrigende Frage nach Geld, nach vielem Gelde kam, um die unabweislichen Bedürfnisse des Augenblicks und der nächsten Zukunft zu decken — da raste und stürmte Adolf von Altenfeld vor ingrimmigem, herzzerreißendem Schmerze, da schwor er, daß Glück und Freude ihm auf ewig mit

dem Verluste seiner Geliebten entwichen sei — aber er machte keinen einzigen Versuch, sie, die Verzweifelnde, zu trösten und aufzurichten, die Hoffnung auf eine, wenn auch ferne, so doch freudenreichere Zukunft bei der Vergehenden anzufachen. Er fand es natürlich, daß das Unglück sie zermalmte, denn auch ihn beugte die Qual der Gegenwart darnieder, sie mußte die unseligen Folgen des Geschehenen tragen wie er — und Trennung war das herbe Gebot, das von seiner unerbittlichen Lippe tönte. Er nahm das Kind zu sich, welches Hermine in ländlicher Abgeschiedenheit heimlich geboren hatte und dachte großmüthig zu handeln, wenn er den Leichtsinn bei Seite setze, dem er sich bisher hingegeben, und seiner Geliebten die Last für das Kind ganz abnehme. Er nahm eine Versetzung an und schied auf ewig.

Auf ewig — denn nach langen, vielbewegten Jahren der Trennung kehrte nicht der glühende Liebhaber Herminens von Feldeck nach Frankfurt wieder, sondern es war der hochstehende Geschäftsmann, der kalte Weltmensch, der der verwittweten Gräfin von Saldern seine Huldigungen mit jener Förmlichkeit und höfischen Abgeschliffenheit zu Füßen legte, die bei ihm an die Stelle aller wärmeren Gefühle getreten war. Die Liebe war erloschen im Herzen des Barons, denn viel zu sehr

hatten ihn die vielseitigen Forderungen seiner bewegten Carriere in Anspruch genommen, als daß er ihr eine lebendige Aufmerksamkeit hätte widmen können. Ehrsucht und Gelddurst waren an die Stelle dieser stürmischen Jugenderschütterungen getreten — und heute, nachdem mehrere Jahre über das erste Wiedersehen verflossen waren, nachdem die geistige Trennung des Paares mehr noch sich geltend gemacht hatte, als damals die sichtbare, körperliche — war es zum ersten Male, daß ein Blick oder eine Miene von dem geglätteten Antlitze Adolfs von Altenfeld seine früheren Verhältnisse zu der einst so heiß Geliebten verrieth und überdem bedurfte es aller der verzweifelnden Dringlichkeit, welche Hermine gezeigt hatte, um ihm ein Wort über das Vergangene zu entreißen. Unsäglich war es, was dieser Schritt ihrer durch die Kälte des Barons so lange und so schwer beleidigten Weiblichkeit kostete, denn eine gleiche Abgeschliffenheit der Form hatte sie als ein ehernes Schild vor das Zucken ihrer Seele gelegt. Aber ein unwiderstehliches, mächtiges Gefühl, die Liebe in ihrer reinsten Gestaltung, in ihrer höchsten Entäußerung, die Liebe, die in die Brust des Weibes gelegt wird bei seinem ersten Erwachen zum Dasein, die, wenn auch lange schlummernd, doch endlich siegreich sich Bahn bricht und jede hemmende Schranke überwältigt — die

Mutterliebe war es, welche Hermine bewog, auch die bittersten Gefühle ihrer Seele wieder hervorzurufen, sich zu demüthigen vor jenem mitleidlosen Manne, dessen eisiger Kälte ihr empörtes Gemüth am liebsten immer und immer wieder die verächtlichste Gleichgültigkeit entgegengesetzt hätte, und an sein versteinertes Herz eine heiße Bitte zu richten, von deren Erfüllung oder Versagung das Wohl oder Wehe ihrer Tage abhänge, wie sie glaubte.

Edle und erhabene Eigenschaften schlummerten in der Seele Herminens, aber die Erkältung des Weltlebens hatte sie zu Boden gedrückt und der übermächtige Stolz ihres nicht vorurtheilsfreien Geistes war das wuchernde Gestrüpp, welches sich höher denn alle großen Eigenthümlichkeiten in ihrem Charakter erhob. Diesen thörichten, diesen hoffärtigen Stolz, sie hatte ihn nach bittern und schweren Kämpfen bezwungen — um ihres Kindes willen. Rein war sie als ein Geschöpf Gottes aus seiner Hand hervorgegangen, aber eitler Wahn, die künstlichen Forderungen des Lebens, seine thörichten Bestrebungen und seine heißen Leidenschaften hatten sein herrliches Gefäß durch den Hauch der Verderbniß verunreinigt und die Flecken eines schwarzen Rostes auf dem einst so reinen Spiegel ihrer Seele gelagert. —

Hermine von Saldern langte endlich vor dem wenig in die Augen fallenden Gebäude an, in welchem die Stadtwohnung Franz Raunstein's gelegen war. Die Gräfin war reich; der inhaltreiche Druck ihrer kleinen Hand bot einige Ducaten und diese blinkende Spende wurde gern von dem Polizeisoldaten entgegengenommen; mit dem goldenen Schlüssel des Mammons gelang es leicht, die festen Riegel der Thür des Zimmers des Gefangenen zu öffnen.

Franz war in Gedanken versunken gewesen. Der Abschied von Marie hatte ihm ein bitteres, herzbrechendes Weh verursacht, aber die Wunden der Erinnerung sind nicht unheilbar, wenn der unendliche Trost eines untadelhaften Bewußtseins über ihnen schwebt. Schwer, aber nicht trostlos lag das Kommende vor ihm; sein reines Gewissen war die Leuchte, mit der er durch die Dunkelheit drang, die dicht und wolkig sich vor ihm gelagert hatte. Allmälig verwandelte sich der grelle Strahl der Erinnerung an den betäubenden Schlag, den er erlitten, in ein liebliches Mondlicht gesänftigter Betrachtung und die Sonne der Zukunft begann ihm hell und strahlend aus dem Meere der Verwirrung aufzutauchen, das seine schwarzen, schäumenden Wogen um ihn gethürmt hatte.

Geistig und körperlich ermüdet durch die vielfältigen

Erschütterungen des Tages, durch die langen Märsche, welche ihnen vorausgegangen waren, da der Baron ihn, wie wir gehört haben, vor der stattgefundenen Katastrophe mehrfältig beschäftigt hatte, war Franz auf das schmucklose Kanapee hingesunken, welches eine der unscheinbaren Zierden seines einfachen Gemaches abgab. Eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher und dichterischer Werke war der einzige Gegenstand von einigem Werthe, der sich innerhalb der ganzen Ausstattung seines Zimmers fand. Nur zu augenscheinlich war es, daß diese Mäßigkeit der Bedürfnisse des Jünglings durch seine beschränkten Vermögensumstände dictirt war. Sein größter Schatz, ein wohlgetroffenes Miniaturgemälde auf Elfenbein von den Zügen Mariens, bewahrte er, jedem fremden Auge verborgen, auf seiner Brust.

Ein leises Lächeln umspielte die Lippen des Schlafenden, dessen Wangen von jenem rosigen Schimmer angehaucht waren, welcher so häufig das anmuthige Colorit unentweihter Jugendfrische ist. Das Gebilde eines lieblichen Traumes stand vor seinen Sinnen; Mariens Gestalt war es, die ihm in allem Glanze ihrer holdseligen Schönheit vorschwebte.

Plötzlich war es ihm, als wenn er eine leise Berührung auf der Stirn fühlte. Er schlug die lichtbraunen Augen auf und bemerkte zu seinem unendlichen

Erstaunen, daß die Gestalt einer fremden Dame über ihn gebeugt stand. Einige Secunden lang betrachtete er sie mit jener zweifelvollen Ungewißheit, welche einem schnellen Erwachen zu folgen pflegt. Sie richtete sich in die Höhe und erwiederte sein ungewisses Forschen mit einem Blicke, in welchem sich eine so liebevolle Wehmuth aussprach, daß er unerwartet schnell den Weg zu dem Herzen des jungen Mannes fand. Die schwarzen, strahlenden Augen der Dame waren feucht; Hermine von Saldern hatte geweint.

Franz richtete sich auf und schaute forschend um sich. Ein Mantel, so wie ein Hut und Schleier, lagen auf dem Stuhle zunächst der Thür; diese war geschlossen. Es mußte also die Dame schon einige Minuten wenigstens im Zimmer anwesend gewesen sein. Er erkannte endlich die Gräfin von Saldern, zu der ihn einige Male Aufträge des Barons geführt hatten und die er außerdem zuweilen in dessen gesellschaftlichen Zirkeln getroffen hatte. Rasch sprang er empor und rief:

„Gnädige Gräfin, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs? — Ich habe niemals zu hoffen gewagt, daß das Glück Ihrer Gegenwart jemals mein einfaches Zimmer heimsuchen würde!“

„Mäßigen Sie sich," antwortete sie halblaut, „ich wünschte nicht, daß man uns hörte."

Er sah sie fragend an. Mit leichtem Erröthen fuhr sie fort:

„Es ist eine dringende Veranlassung, die mich diesen außergewöhnlichen Schritt thun läßt; ich habe Sie aufgesucht, weil ein warmes und lebendiges Interesse für Sie in meinem Herzen lebt."

In Raunstein's Blicken malte sich ein so unzweideutiger Ausdruck von Verwunderung, daß er nicht zu verkennen war. Die Gräfin sprach rasch weiter:

„Sie begreifen dies nicht — lassen wir dies — ich komme um Ihnen zu helfen, wenn es möglich ist."

„Gnädige Frau," stotterte der junge Mann endlich, „ich bin Ihnen zum Dank verbunden, aber ich fasse es nicht, wodurch ich mich dieser unverdienten Huld würdig gemacht habe."

„Junger Mann," sprach Hermine gepreßt, „fragen Sie mich nicht. Nehmen Sie diese Hülfe an, als komme sie von oben und sei von dort für Sie bestimmt. Sehen Sie mich an; es ist kein leichtsinniges oder eitles Wohlgefallen an Ihrer jugendlichen Anmuth, welches mich zu Ihnen zieht. Bedenken Sie meine Jahre; diese verbannen jeden Gedanken an eine lächerliche Thorheit,

die man vielleicht bei meinem Beginnen voraussetzen könnte."

Die Gräfin sprach zum ersten Male von ihren vorgerückten Jahren, denn sie theilte die Schwäche ihres Geschlechtes, die ungern sich der Zahl derselben erinnert, wenn diese anfängt, etwas anzuwachsen. Immer noch hatte sie die Spuren der früheren Blüthe mit ängstlicher, jedoch wohlbelohnter Sorgfalt festgehalten und gepflegt. Franz betrachtete sie forschend und allerdings stieg auch bei ihm der Gedanke auf, als er die noch immer schöne Gestalt, die edlen, wenn auch nicht jugendlichen Züge, das lebendige Auge und das reine, dunkle Haar der Dame musterte, daß es nicht wohl möglich sei, bei dem Gedanken stehen zu bleiben, daß es eine alte Frau sei, die er vor sich habe.

In einem weniger bewegten Augenblicke würde diese Wahrnehmung der schweigenden, jedoch ehrfurchtsvollen Bewunderung des Jünglings dem Stolze der Gräfin vielleicht schmeichelhaft genug gewesen sein. Heute aber verbannte sie jede Regung der Eitelkeit und fuhr mit zitternder Stimme fort:

„Denken Sie, daß Sie dem Alter nach mein Sohn sein könnten. Betrachten Sie meine Theilnahme wie die zärtliche Sorge einer Mutter um ihr verwaistes

Kind. Denken Sie, es sei Ihre Mutter, die Ihnen Trost und Hülfe bringen will."

Ihre Stimme versagte. Sie hielt das Tuch vor die überströmenden Augen. Franz fühlte sich durch diese Zeichen eines bittern Herzeleids innig bewegt. So seltsam und unerklärlich ihm das Benehmen der Dame war, so erkannte er dennoch, daß ihr Erscheinen bei ihm durch eine warme Theilnahme für ihn hervorgerufen sei und daß er ihre Thränen als redende Zeichen dieser Theilnahme betrachten müsse. Er beugte sich herunter und führte die Hand der Gräfin schweigend, mit ehrfurchtsvoller Huldigung, an seine Lippen.

Hermine ließ es geschehen. Wie jubelnd pochte ihr Herz auf bei der ersten Aeußerung der Zuneigung, die ihr Sohn nach so langer, langer Entbehrung ihr spendete. Noch immer schallte sein kindisches Weinen vor ihren Ohren, mit welchem er noch in den Windeln die liebende Sorgfalt seiner Mutter gerufen hatte. Dieser Ton war niemals, weder in Glück noch Ungemach, weder in Freude oder Jammer, ihr fremd geworden. An ihn knüpften sich alle strafenden Erinnerungen reuiger Schuld. Sie hatte ihr Kind verlassen — vergebens hatte es um die Liebe seiner Mutter gejammert — nun fand sie es wieder, herrlich zum lebensfrischen Jünglinge herangereift ohne ihr Zuthun, ohne ihr Verdienst

— vor wenigen Minuten hatte sie zum ersten Male seine jugendliche Stirn mit ihren Lippen berührt — der Kuß der Mutterliebe hatte sie geweiht zum Kampfe mit dem Leben — und in diesem glücklichen, in diesem so lang ersehnten Augenblicke fühlte sie die Berührung seines Mundes — es gab sein ehrfurchtsvoller Kuß ihr die Versicherung, daß alle jene kindlichen Gefühle in seinem Herzen schlummerten, welche sie, ach! nicht ferner aufzurufen wagte.

Hermine bedurfte einiger Minuten, um sich zu fassen. Endlich sagte sie etwas ruhiger:

„Man hat eine schwere Anklage gegen Sie erhoben; ich habe nicht gefragt, ob sie wahr oder falsch sei, denn Ihre Kindheit wird vernachlässigt worden und Ihre Jugend unter Entbehrungen aufgewachsen sein. Sie werden bedeutende Schulden gemacht haben, die zu bezahlen man Sie drängte; die Versuchung ist Ihnen lockend entgegengetreten; leicht begreiflich finde ich es, daß Sie ihr unterlegen sind und sich zu einem Fehler haben hinreißen lassen. Wenn ich auch Ihr Verfahren nicht billige, so fühle ich doch, daß Sie in vielfältiger Hinsicht zu entschuldigen sind."

Raunstein schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Sie glauben dieser Verläumdung," sagte er traurig, „und wollen doch sich meiner annehmen? — Diese

Theilnahme einem Diebe — bedenken Sie, was Sie thun, gnädige Frau?" —

Sie machte ein Zeichen der Ungeduld; dann sprach sie rasch:

„Können Sie die fehlende Summe oder einen Theil davon ersetzen?"

„Nein, denn sie ist nicht in meinem Besitz," entgegnete er ruhig.

„Gut," fuhr sie fort, „ich habe vorausgesetzt, daß Sie nicht sogleich über sie würden verfügen können. Fünfzigtausend Gulden sind eine bedeutende Summe, aber behalten Sie sie, sie kann zu Ihrem ferneren Fortkommen dienen, wir werden später darauf zurückkommen. Wenn diese Summe morgen schon geschafft wird, so will man die Anklage gegen Sie zurücknehmen und ich hoffe, daß alles fernere Verfahren gegen Sie eingestellt werden wird. Das Wort des Barons bürgt mir dafür. Ich will mich bemühen, diese Summe morgen disponibel zu machen und dann sie in Ihrem Namen dem Herrn von Altenfeld zustellen."

Franz erhob rasch den Kopf. Aufregung und Rührung kämpften in seiner Seele.

„Gnädige Frau!" rief er mit tiefem Gefühl, „das wollten Sie für mich thun? — Aber nein, nein — dies kann nicht sein, nimmer werde ich Ihre Güte so

sehr mißbrauchen. Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebt, ich weiß nicht, wie es möglich gewesen ist, daß jene Zeugen des Verdachtes, jene alten Kronthaler, in meine Sommerwohnung gelangen konnten, denn das fremde Gut ist mir heiliger gewesen, als mein eignes, ich begreife nicht, welche höllische Machination hier im Spiele ist! — Nicht einmal kann ich mir denken, welcher Mensch so sehr mein Todfeind ist, um mich dadurch an den Rand des Verderbens bringen zu wollen. So viel ich weiß, habe ich niemals Jemanden wissentlich so sehr beleidigt, um ihn zu einem solchen Verfahren zu berechtigen."

Die hellen Augen des Jünglings leuchteten so klar und rein, er ließ sie so unbefangen auf der Gräfin ruhen, es redete die Sprache der Wahrheit und Redlichkeit so deutlich aus ihnen, daß sich auch in Herminens Herzen ein schönerer Glaube zu erheben begann, dessen Erwachen sie mit dem innigsten Frohlocken begrüßte.

„Wenn Ihre Unschuld sich erweisen läßt," sprach sie rasch, während ihre Wange von innerer Bewegung glühte, „so ist es um so besser, doch handelt es sich für den Augenblick um Ihre Freiheit und diese werden Sie, hoffe ich, ungesäumt erlangen, wenn das Geld als Bürgschaft für Sie deponirt wird. Mögen nun diese fünfzigtausend Gulden als ein Ersatz des Fehlenden

benutzt oder mögen sie als eine nicht gebrauchte Caution nach Ihrer erwiesenen Unschuld Ihnen zurückgegeben werden — sie sind die Ihrigen — als ein freies Geschenk sollen Sie sie aus meiner Hand empfangen."

Raunstein's Erstaunen erreichte einen solchen Gipfel, daß ihm für den Augenblick die Sprache mangelte. Noch hatte er diese nicht wiedergewonnen, als ein Polizeisoldat an der Thür erschien und der Gräfin andeutete, daß die gewünschte Unterredung nun beendigt sein müsse. Sie bekleidete sich rasch mit Hut und Mantel und verließ das Zimmer nach einem kurzen Abschiedsgruß. Franz blieb seinen Betrachtungen über das ihm unerklärliche Wohlwollen seiner neuen Gönnerin überlassen.

Als die Gräfin Hermine sich wieder auf der Straße befand, bedachte sie einen Augenblick, wie sie ihr ferneres Verfahren zur Rettung Raunstein's einzurichten habe, welche sie ungesäumt zu vollenden beschlossen hatte. Sie zog ihre Uhr hervor; eine Viertelstunde war schon über die zehnte Stunde verstrichen. Eine Droschke fuhr leer an ihr vorbei, rasch stieg sie ein und gebot, den Weg bis zur Zeile so schnell wie möglich

zurückzulegen. Sie hielt vor Erasmus Molder's Haus und verlangte, den Banquier in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen, ohne daß sie jedoch ihren Namen dem meldenden Bedienten nannte. Es war ihr bekannt, daß der weibliche Theil der Familie Molder in Begleitung des neugebackenen Brautpaares am heutigen Abend das Theater besuchen wollte und noch nicht heimgekehrt sein konnte; auf diesen Umstand baute sie die Hoffnung, ohne Aufsehen wenigstens erst bis in das Allerheiligste des Banquiers dringen zu können.

Erasmus Molder horchte anfangs bei der unerwarteten Meldung hoch auf, doch erhob sich bald der Gedanke in ihm, es verheiße ihm die unwillkommene Störung vielleicht einen guten Verdienst, denn bei allen Verhältnissen drängte sich ihm diese Betrachtung des Sollens und Habens als die erste und wichtigste auf. Er zeigte sich daher gewilligt, seine häusliche Ruhe auch bei dieser Veranlassung zu unterbrechen, ohne es jedoch nöthig zu finden, sein aus der uns bekannten Nachtmütze, aus dem baumwollenen Schlafrocke und den Bastpantoffeln bestehendes, patriarchalisches Costüm zu wechseln. Hermine von Saldern stand nach wenigen Minuten vor ihm.

„Darf ich meinen Augen trauen?“ rief er, als er sie erkannte. „Guten Abend, Frau Gräfin, was ver-

schafft mir die unerwartete Ehre, daß Dero hochgeborner Fuß sich so ohne Ceremonie unter mein niedriges, bürgerliches Dach verirrt, nachdem Sie vor acht Tagen erst gar unsanft und unumwunden erklärten, daß Ihr Haus mir und meinem Sohne ein für allemal verschlossen sein würde? — Ich bin höflicher als Sie — nun, warum nicht — Höflichkeit kostet kein Geld — und zeige Ihnen nicht die Thür."

Hermine hatte sich auf einige Grobheiten des Banquiers gefaßt gemacht, wie diese nach den ihm von ihr zugefügten Beleidigungen nicht anders zu erwarten waren. Wenn sie mit ihm verkehren wollte, so wußte sie, daß sie diese erst hinnehmen müsse und es war der Wunsch, ihre Angelegenheit zu einem günstigen Ende zu bringen, so dringend bei ihr, daß er alle andere Rücksichten schweigen hieß. Noch war die Buße der Demüthigung nicht zu Ende, die sie selbst ihrer stolzen Seele auferlegt, hatte sie sich gesagt. Sie hatte bei Adolf von Altenfeld angefangen und mußte bei Erasmus Molder endigen; keine der Dornen konnte sie unberührt lassen, die ihr gegenwärtiges Beginnen ihr bot. Ihre einzige Erwiederung dieses groben Empfanges war daher:

„Ich komme wegen eines nothwendigen und höchst dringenden Geldgeschäftes zu Ihnen."

Erasmus wurde aufmerksam.

„Ich gebrauche fünfzigtausend Gulden. Wenn Sie sich morgen früh um neun Uhr bei mir einfinden wollen, so werde ich Ihnen Obligationen auf eines meiner Güter in Baiern ausstellen und meine Frage geht dahin, ob Sie die genannte Summe morgen vor sechs Uhr Abends in baarer Zahlung mir zustellen können.“

Der Banquier horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Mit jener schlauen Gewandtheit, die ihm in Geschäften so sehr eigen war, erkannte er sogleich, daß der stolzen Gräfin von Saldern sehr viel an der Habhaftwerdung dieses Geldes gelegen sein müsse, da sie sich bewegen ließ, alle Regungen der Hoffart bei Seite zu setzen, um zum Ziele zu kommen. Ebenso sah er ein, daß sie sich unter allen Banquiers Frankfurts gerade an ihn wende, weil er ihre Angelegenheiten aus mehrfältiger Geschäftsverbindung genau kenne und daher ohne weitläufige Auseinandersetzungen am schnellsten im Stande sein würde, in der genannten, kurzen Zeit das Gewünschte herbeizuschaffen. So lockend ihm also auch der gemachte Antrag erschien, so wollte er doch sein so arg gekränktes Ehrgefühl nicht unterdrücken, welches ihn antrieb zu sagen:

„Und wenn ich nicht will, Frau Gräfin — wenn ich nicht Lust habe, nach Ihrer Pfeife zu tanzen, da

Sie mir, wenn es Ihrem hochadeligem Sinne so gefällt, gestern einen Fußtritt und heute eine Caresse geben — was dann?" —

„Es versteht sich von selbst," entgegnete die Dame, die sich auf Vieles gefaßt gemacht hatte, „daß die bei diesem Geschäft üblichen Vortheile in reichem Maße Ihr Theil werden sollen, wenn es glücklich zu Stande kommt."

Erasmus kannte seine Leute. Hier war eine Gelegenheit zu schneiden, dachte er. Hier konnte mit guter Manier und mit leichter Mühe ein Sümmchen gestippt werden, denn die Sache war so dringend, daß nicht auf einige Thälerchen mehr oder weniger für den Mittelsmann gesehen wurde. Doch beschloß er, seinen Vortheil auf jede mögliche Weise zu verfolgen und sagte daher lauernd:

„Und die Gräfin Seraphine — sie ist gegen Ihren Willen, meine Gnädige, heute und alle Tage in meinem niedrigen, armen Hause gewesen und hat das harte, bürgerliche Brot meines magern Tisches gegessen — dürfte ich vielleicht der kühnen Hoffnung Raum geben, daß dies hinfüro mit Ihrer Bewilligung geschehen dürfe?"

Hermine biß sich auf die Lippen. Aber der Kelch

mußte ganz geleert werden; es gab keinen andern Ausweg.

„Ich habe Seraphine heute wieder bei mir aufgenommen," sprach sie, „und denke, daß ich mich mit ihrem Heirathsproject nach und nach aussöhnen werde. Für heute und morgen beschäftigt mich die andere Angelegenheit dringender. Stellen Sie die Schuldverschreibung auf einundfünfzigtausend und liefern Sie mir fünfzigtausend; ich werde nicht fragen, wo dies eine Tausend geblieben ist. Die gewöhnlichen Procente werden Ihnen außerdem. Für dies Alles fordere ich nur, daß das Geld bis morgen Abend vor sechs Uhr bei mir niedergelegt sei."

„Wir wollen diese tausend Gulden der Gräfin Seraphine zur Aussteuer mitgeben," sagte Molder prahlerisch.

„Halten Sie dies wie Sie wollen," erwiederte die Gräfin. „Ich werde den übrigen Theil einer anständigen Einrichtung für meine Stieftochter besorgen."

„Und die Hochzeit," fuhr Erasmus fort, dessen Züge durch ein grinsendes Lächeln einen fast schauerlichen Ausdruck erhielten, „wir haben sie auf den nächsten Monat festgesetzt, die Ungeduld der Brautleute läßt uns nicht länger Zeit; würde Ihnen dies genehm sein?"

„Richten Sie dies nach Ihrem Gutdünken ein, mir ist Alles recht,“ entgegnete sie.

„Und dürfen wir hoffen, daß die hochgräfliche Schwiegermama das hochzeitliche Banket mit ihrer Gegenwart beehren, daß sie mein demüthiges Dach aufsuchen und mit mir zur Feier des Tages als hochbeglücktes, wohlbetrautes Jubelpaar oben an der Festtafel sitzen wird?“

Die Gräfin seufzte.

„Gut, gut,“ sagte sie Athem schöpfend, „ich bin auch hierzu erbötig. Dies Alles später; jetzt nur das Geld!“

Erasmus Molder brach in ein langes, schallendes Gelächter aus.

„Da sehen Sie, hochgeborne Dame, das ist der Wechsel des Lebens! — Vor acht Tagen war es, als Sie nicht wußten, wie Sie Ihren Ekel und Abscheu gegen den bürgerlich gebornen Bräutigam Ihrer Tochter, der dennoch baronisirt werden sollte, mit einem hochmüthigen Wortschwall uns zu erkennen geben wollten — und heute kommen Sie selbst, geheimnißvoll bei nächtlicher Weile, um mir anzuvertrauen, daß Alles Ihren hohen, ungetheilten Beifall hat und Sie sich in keiner Weise widersetzen werden. Und wodurch ist dies Wunder hervorgebracht worden? — Wieder durch das

Geld. Erkennen Sie jetzt, daß ich mehr Einsicht habe als Sie?? — Geld und immer Geld ist es, was die Welt will, wornach sie schreit und warum sie zetert! Nun, nun, im Ganzen sind wir Männer vom Gelde nicht so sehr zu verachten, denn bei uns ist der ungerechteste Mammon die couranteste Waare und wir sind die gehorsamsten Nachfolger unsers Herrn Jesu, denn wir sind es, die wir uns Freunde damit machen, wo wir ihn spenden!"

Hermine wandte sich mit Ekel ab. Trotz ihrer heldenmüthigen Selbstverläugnung begann sie zu fürchten, daß ihr Widerwille gegen die Familie Molder und mehr noch gegen die gemeinen Gesinnungen, die in ihr heimisch waren, sich so sehr steigern würde, daß sie nicht mehr im Stande wäre, ihn zu unterdrücken. Aber es standen ihr noch härtere Proben bevor an diesem Abende, als sie sie bisher überwunden hatte. Ein Geräusch wurde auf der Hausflur hörbar; die Tritte mehrerer Menschen wurden vernehmlich und gleich darauf wurde die Thür zu Erasmus Molder's Arbeitszimmer aufgerissen. Gesina Molder trat herein und ihr folgten ihr Sohn und ihre Töchter.

Als sie der Gräfin ansichtig wurde, ging sie dieser mit einer steifen Haltung entgegen, die sie für ein an=

standsvolles Zeichen gemessener Würde hielt, verneigte sich tief und sagte:

„Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, Frau Gräfin, daß wir Ihre Gräfin Stieftochter bei der Heimfahrt aus der Comödie vorerst in Ihrem Hotel abgesetzt haben.“

„Laß die Förmlichkeiten, Kind,“ rief Erasmus lustig. „Die Gräfin Hermine von Saldern ist jetzt unsere liebe Schwägerin, denn sie ist gekommen, um mir anzuzeigen, daß sie ihre unbedingte Einwilligung zu der Vermählung unsers lieben Pärchens giebt, daß sie den Hochzeitstag je eher je lieber wünscht, daß sie selbst auf ihm mit mir den Vorsitz führen will und daß sie obendrein Seraphinen eine prächtige Aussteuer giebt. Ist es nicht so, Frau Schwägerin?“

Hermine nahm alle ihre Fassung zusammen. Wohl empörte sich ihr aristokratisches Herz in seinen innersten Tiefen bei der rohen Familiarität, die sie von den ihr so widerwärtigen Menschen erdulden mußte; wohl erhob sich ihr beleidigter Stolz und rief ihr zu, lieber Alles gehen zu lassen wie es wolle, ehe sie die Annäherung der Gemeinheit dulde; wohl stieg die Gluth der Scham vor ihr selbst in ihr edles Antlitz — aber sie schwieg dennoch.

Mit einem artigen Lächeln erwiederte sie der Madame Molder:

„Von meiner Seite wird dieser Verbindung ferner kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Wenn ich die Herren Molder in einer etwas aufgeregten Stimmung neulich entließ, so bekenne ich, daß diese größtentheils in der gänzlichen Ueberraschung ihren Grund hatte, welche mir durch die so unvermuthet gewordene Kunde zu Theil wurde."

„Sie haben Recht, meine Gute, dies kann dem Besten passiren, aber ich will Ihnen zum Troste sagen, die Leutchen haben uns auch nichts vorher von ihrer Liebschaft mitgetheilt. Das ist nun so heutiges Tages, liebe Gräfin; in unsern Tagen war es anders, da herrschte noch Zucht und Ehrbarkeit unter der Jugend! — Erlauben Sie, daß ich Sie als meine geliebte Schwägerin willkommen heiße!"

Gesina Molder beendigte diese geistreiche und passende Rede, indem sie mit ausgebreiteten Armen auf die Gräfin zuging und dieser einen Kuß auf die Wange drückte. Diese ließ auch dies mit schweigender Resignation geschehen.

„Und nun, Leopold," sagte seine Mutter mit einem bedeutungsreichen Seitenblicke, „nun bist Du der Nächste;

nun komme auch Du und mache Deiner gnädigen Schwiegermama Deine Reverenz."

Der liebenswürdige Gegenstand dieser Anrede hatte es passend gefunden, auch in diesem spannenden Augenblicke kein sichtbares Zeichen der Ueberraschung kundzugeben, da er die richtige Schlußfolge zog, man müsse es der hochmüthigen Gräfin nicht weis machen, daß Einem etwas um ihren gnädigen Beifall zu thun sei. Er zeigte daher seine gewöhnliche, anmuthige Nonchalance, warf den Kopf auf die Seite und schlug mit dem Spazierstöckchen im Takte der so eben gehörten Ouvertüre an das rechte Bein. Als er die ausdrückliche Aufforderung seiner Mutter hörte, wandte er den Kopf, ging auf die Gräfin zu, machte einen Bückling, der aber durch seine wenige Grazie zu einem wahren Kratzfuße wurde und sagte mit seinen schönsten Schnarrtönen, indem er die Hand der Gräfin an seine Lippen drückte:

„Sehr erfreut, Frau Schwiegermama! — Ich bin herzlich gern gewilligt, Alles zu vergessen und Ihnen die kleine Replik von neulich zu verzeihen. Eine Hand wäscht die andere — können uns später noch gegenseitig nützlich sein."

Jetzt nahten sich auf einen inhaltreichen Augenwink ihrer Mutter auch Röschen und Nettchen, indem sie

gleichfalls die Hand der Dame küßten und ihre Freude über die günstige Gestaltung der Dinge auf eine affectirt feine Weise aussprachen. Endlich rief Erasmus in seinem bekannten Poltertone laut dazwischen:

„Und nun laßt es gut sein, Kinder. Nun sind die Ceremonien abgemacht; geht Alle mit einander in's Wohnzimmer und setzt recht gute Bissen auf; macht auch den Thee fertig, die Gräfin wird ihn nachher mit uns trinken. Für ein paar Minuten haben wir noch Geschäfte abzumachen, wobei wir Euch nicht brauchen können."

Man wußte in der Familie Molder, daß bei so bestimmt ausgesprochenen Weisungen ihres Oberhauptes kein Widerspruch stattfinden durfte. Alle entfernten sich daher schweigend; nur Gesina sprach mit gewählten Worten die Hoffnung aus, daß man nicht zu lange der Gegenwart der Gräfin beraubt sein würde.

„Und wann kann ich das Geld erhalten?" fragte Hermine, als sie sich endlich mit dem Banquier allein fand und mit den Gefühlen eines Gefesselten zu ihm aufsah, der, tiefer Athem holend, von einer einstweiligen Tortur befreit ist.

„Morgen wird das Ganze in Ordnung kommen können; die Sache wird ihre Schwierigkeiten haben,

aber der gute Wille kann viel thun," antwortete dieser an seiner Schlafmütze schiebend.

„So kann ich Sie morgen früh um neun Uhr in meiner Wohnung erwarten?" fragte sie noch einmal.

„Wenn ich nicht fürchten muß, Ihre Ruhe vor der Zeit zu stören, meine Gnädige; diese Schuld würde größer sein als diejenige, die Sie mit den fünfzigtausend Gulden gegen mich übernehmen wollen," sagte Molder mit plumper Galanterie.

Nach einigen ferneren Erörterungen über die Sache bot er ihr mit einer ceremoniösen Verbeugung den Arm, welche komisch gegen sein früher gezeigtes, grob polterndes Wesen, so wie gegen seinen mehr als einfachen Anzug abstach, und führte sie in das Theezimmer. Hermine hatte sich mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers ausgerüstet und gestand sich erst um Mitternacht mit heißen Thränen, daß sie nun endlich alle jene Pönitenzen überwunden habe, die der heutige Abend ihr gebracht hatte.

Hermine von Saldern war nicht das einzige weibliche Wesen, welches dem Schicksale Raunstein's eine so lebendige und thätige Theilnahme gewidmet hatte. In diesem nämlichen Molder'schen Hause, in welchem

die stolze Gräfin Beweise einer Selbstverläugnung am heutigen Abende ablegte, wie sie sie wenige Tage zuvor noch selbst für unmöglich gehalten hätte, schlug ein Herz für den Gefangenen, dessen treue, liebende Sorgfalt für ihn wachte und welches nicht weniger als Hermine von dem heißen Wunsche zu helfen, beseelt war. Aber diese Letztere verfügte über Tausende; um der Vortheile ihrer begünstigten Stellung willen hatte sie die freie Hand mit dem verödeten Herzen dem ältlichen Grafen von Saldern gereicht und auf jedes Glück der Liebe für das lange Leben verzichtet. Marie Huldrich war arm, aber ihr Herz konnte in seinen heiligsten Gefühlen schwelgen und nie noch war ihr diese Armuth drückender und quälender erschienen als heute, da sie sich durch sie der Mittel beraubt sah, ihrem Geliebten einen wirksamen Beistand zu leisten. Fünfzigtausend Gulden waren eine unerhörte, fabelhafte Summe für sie; aber sie dachte an ihre mühselig ersparten Nothpfennige; mit diesen, hoffte sie, würde sie seine Gefangenschaft erträglicher machen oder ihm anderweitig unter die Arme greifen können. Hatte doch eine leise, schmeichelnde Hoffnung ihr in der letzten Zeit gesagt, wenn sie einen der blanken Thaler nach langem Zwischenraume zu den andern legte, daß es für sie und für ihn sei, daß sie spare, da sie für den dereinstigen Hausstand sehr viel Geld gebrauchen

würde. Es war das Schärflein der Wittwe, welches sie dem Lieblinge ihres Herzens opfern wollte, denn der Schatz des Armen hat goldenen Werth; Entsagung und Selbstaufopferung haben ihm seine reiche Geltung verliehen.

Marie hatte nach der unverhehlten Kundgebung ihrer Gefühle für Franz bald die offene, schnöde Verachtung ihrer Verwandten in beleidigenden Gemeinplätzen, bald in höhnischen, stachlichten Anspielungen zu erdulden. Keine Schmach und keine Demüthigung, die Worte aussprechen oder Geberden bezeichnen, wurde ihr erlassen. Clarissa und Annette waren ihre erbittertsten Feindinnen, denn sie hatte das in ihren Augen untilgbare Verbrechen begangen, die wirkliche Geliebte eines hübschen, angenehmen, jungen Mannes zu sein, dessen Huldigungen die beiden Fräulein Molder mit ihrer gewöhnlichen Lebensklugheit als ihnen geweiht angesehen hatten. Aber alle diese verschiedenartigen, unlieblichen Aeußerungen eines gereizten Gefühls machten auch nicht den mindesten Eindruck auf Marie; ihre Seele war so ganz und ausschließlich mit dem einen Interesse beschäftigt, daß die schnöde Behandlung, die ihr zu Theil wurde, gänzlich ihres Stachels für sie entbehrte, da sie ihr eine nur sehr oberflächliche Aufmerksamkeit widmete.

Als daher Marie einige Stunden nach dem Weggange der Damen, die zur Abendbelustigung in's Theater fuhren, die nothwendigsten Geschäfte besorgt hatte, verließ sie gleichfalls die Schwelle ihres heimathlichen Obdachs. Ein leichter Strohhut und ein hellblaues, sommerliches Tuch machten ihre obere Bekleidung aus. Mit raschen Schritten erreichte sie den großen Hirschgraben und stand vor dem Hause, in welchem die von Moritz Heller bewohnten Zimmer gelegen waren.

Seit dem Zusammentreffen im Garten, nach welchem nun mehr als acht Tage verstrichen waren, hatte sie den Gefährten ihrer Kindheit nicht gesehen. Immer hatte sie ihm eine liebende Theilnahme gezeigt, denn seine verlassene, schutzlose Lage hatte von jeher ihr herzlichstes Mitleiden erregt und diese Jugendfreundschaft hatte sich auch bis jetzt bewährt, nur daß sie von Seiten des Jünglings, wie wir gesehen haben, lange schon in wärmere Gefühle übergegangen war.

Marie hielt sich nicht weiter bei ferneren Betrachtungen auf. Dringende Eile beflügelte ihren Fuß; sie bemerkte an den Fenstern Licht und ging ohne Aufenthalt über die Hausflur die zwei Treppen hinan. Sie klopfte rasch und leise und öffnete unmittelbar nach dieser Anmeldung die Thür. Moritz hatte den Deckel eines alten, abgenutzten Koffers geöffnet, den er zum Aufbe-

wahren gebrauchter Wäsche und sonstiger Lappalien zu benutzen pflegte und hielt einen leinenen Beutel in seinen Händen, dessen Inhalt allem Anscheine nach schwer war. Marie ging unverzüglich zu der Ursache ihres Kommens über:

„Moritz, Du hast vor drei Monaten vierzig Gulden von mir geliehen und versprochen, sie mir schon vor länger als vierzehn Tagen zurückzugeben. Ich komme heute, um sie bei Dir abzuholen, da Du sie mir nicht bringst, denn ich muß sie nothwendig gebrauchen."

Moritz war ihr näher getreten und hatte den Beutel, den er in der Hand hielt, auf den einfachen, groben Tisch gesetzt, der in der Mitte des Zimmers stand. Ledergepolsterte Stühle, ein hölzernes, bankartiges Ruhebett, so wie ein nur aus wenigen, harten Stücken bestehendes Bett, war das Mobiliar, welches das Gepräge der Dürftigkeit trug, die das Erbtheil ihres Besitzers so lange schon gewesen war. Seine grauen Augen weilten mit einem unheimlichen Gluthblick auf ihren angegriffenen Zügen.

„Vierzig Gulden, was ist das, liebes Kind?" sagte er. „Vielleicht hast Du Dir schon Sorge um den Bettel gemacht, denn ich sehe mit Kummer, daß Du gar ein wenig übernächtig und verweint aussiehst. Dies darf nicht sein und bin ich Schuld daran, so verzeihe

mir, denn es thut mir herzlich leid um Dich. Ich will Dir nicht vierzig, sondern vierhundert Gulden auf den ersten Abschlag geben."

Er griff in den Beutel und zog eine Menge Thalerstücke hervor, welche er bis zu dem Betrage von vierhundert Gulden abzählte. Marie sah ihm mit stummer Verwunderung zu.

„Jede Deiner Thränen soll fortan mit Gold aufgewogen werden," fuhr er fort, indem er sie mit düstrer Freude ansah. „Nimm diese Thaler, nimm sie alle, gute Marie, ich habe noch viel mehr und will Dir in Zukunft so viele geben, wie Du deren nur immer haben willst. Denn ich bin reich jetzt, reich, Marie; o sage mir, stehe ich Dir jetzt nicht an als Bräutigam?"

„Was willst Du, Moritz, ich begreife Dich nicht, was soll dies Alles? — Ich will nur die vierzig Gulden, die ich bei Dir zu fordern habe und weiter nichts," entgegnete das Mädchen, welche endlich Worte für ihr Erstaunen fand.

„Aber ich habe Geld nun, viel Geld," fuhr Moritz Heller eifrig fort. „Und warum juble ich, warum jauchze ich, daß ich es habe? — Deinetwegen, Marie. Du sollst es mit mir theilen, Du sollst meine Frau werden und in Glück und Freude bis an das Ende Deiner Tage mit mir leben."

Es begann die schreckenvolle Befürchtung in dem jungen Mädchen sich zu erheben, daß die vergebliche Hoffnung auf ihre Liebe, so wie der Gedanke an seine eigne Mittellosigkeit, von welcher sie nur zu gut wußte, daß sie ihn lange und ausschließlich beschäftigt hatte, so sehr aller seiner Seelenkräfte sich bemächtigt habe, daß das Gleichgewicht seiner Vernunft verrückt worden sei. Doch sah sie die glänzenden Haufen des Geldes vor sich, sah, daß in dem Beutel noch eine bedeutende Summe nachgeblieben sei, und konnte also an der Wahrheit wenigstens nicht zweifeln, daß Moritz unvermuthet in den Besitz einer namhaften Summe auf eine oder die andere Weise gekommen sei.

„Und dies ist noch lange nicht Alles," sprach er in seinem früheren, scheuen Flüstertone weiter, indem er sie beim Arm ergriff und sie an den geöffneten Koffer führte. „Ich sage Dir, Herzchen, ich bin reich jetzt, sehr reich und Du bist es, die meinen Reichthum theilen soll. Sieh, wir gehen in das schöne Baierland, denn hier am Orte mag es wohl nicht recht geheuer sein mehr und siedeln uns an, wo es uns am besten gefällt. Keiner Deiner hartherzigen Verwandten soll Dir mehr eine Thräne erpressen, keinen Seufzer sollen sie Dir mehr durch ihre Mißhandlungen entreißen — Du schlägst ihnen Allen ein Schnippchen und gehst mit

mir. Und wie ich Dich liebe — ach, Marie, heißer und zärtlicher als jemals zuvor, denn wie ich mich früher quälte, daß ich arm war, so habe ich nun jede Stunde gebrannt, es Dir mitzutheilen, daß ich reich sei und auch Deine Tage vergolden wolle. Ruhe habe ich nicht, bis Du mit mir vereinigt bist, aber dies soll nun auch nicht lange mehr währen."

Sie fand noch immer keine Worte, um ihr wachsendes Erstaunen auszusprechen.

„Aber lieben mußt Du mich," sprach er weiter, „o, das wird auch keinen Zweifel haben, denn Er ist arm und ich bin reich nun. Hier, hier auf dem Grunde des Koffers liegen meine Schätze in Papieren und Gold! — Und nun wird Dein Sinn verwandelt sein, liebes Mädchen, o gewiß, nun wirst Du Dich nicht mehr an den hochnasigen Secretair hängen, sondern ich werde der Beste sein, nicht wahr, mein Herzliebchen?"

Er hatte sich während dieser Rede herabgebeugt und zog aus dem Innern des Koffers verschiedene Goldrollen und Hundertthalerscheine hervor, die er den erstaunten Augen des Mädchens hinhielt. Aber ein gräßliches Licht begann plötzlich in ihrer Seele zu tagen, deren Scharfsinn durch Liebe und Sorge vermehrt war. Sie faßte den Arm ihres unheimlichen Anbeters, sah ihm durchdringend in das blutleere Angesicht, auf wel-

chem die Spuren krampfiger Aufregung nur zu deutlich verzeichnet waren und welches das dunkle Haar wüst umhing und sagte mit schrecklicher Stimme:

„Moritz — woher hast Du das Geld?“ —

Er fuhr zusammen. Dann lachte er hell auf und sprach:

„Wie Du mich erschreckst, ich will Dir gleich die reine Wahrheit sagen, denn warum sollte ich damit gegen Dich hinter dem Berge halten. Ich habe endlich meinen so lange vermißten Vater wieder gefunden, einen von der reichen, vornehmen Sorte, und dieser großmüthige Wohlthäter hat mir dies Geld gegeben, daß ich mir daraus ein Vermögen bilde und mir mein rechtschaffenes Fortkommen in Wohlleben und Freude schaffe. Das ist Alles.“

Er hatte es versucht, den Blick zu ihr zu erheben, doch schlug er ihn sogleich wieder scheu zu Boden. Scharf, durchdringend, als wolle sie die innersten Falten seiner Seele durchspähen, mit der mitleidlosen Forschsucht des kältesten Inquisitors, ruhten noch immer die Blicke des Mädchens auf ihm. Darauf sagte sie mit tödtlicher Kälte:

„Moritz, Du lügst; Du hast das Geld gestohlen.

Er machte eine heftige Bewegung des Schreckens. Der Schweiß rann in großen Tropfen von seiner Stirn.

„Und Du wähnst mich mit Liebesgetändel zu bethören," fuhr sie mit einem so schauerlichen Ernste fort, als spräche sie mit dem erbarmungslosen Munde der Nemesis, „Du willst mich zur Hehlerin, zur Genossin Deines Verbrechens machen? — Ehrloser Bube, ich verabscheue Dich wie das Laster — und ein Unschuldiger büßt die Frucht Deiner Schändlichkeit — und dieser Unschuldige ist der Geliebte meines Herzens!"

Moritz sah sie mit einem großen, wahnsinnartigen Blicke an.

„Ich weiß, was ich zu thun habe," fuhr sie mit athemloser Heftigkeit fort. „Ich werde Zeugniß gegen Dich ablegen und gerade Deine unsägliche Thorheit gegen mich soll der Leitstern sein, der das Gewirre dieser Unthat an's Licht bringen wird! Franz wird in Freiheit gesetzt, seine Unschuld wird hell und strahlend an den Tag kommen und Du, Du wirst zermalmt werden wie das Gewürm des Staubes! — Sieh in mir Deine erbittertste Feindin; als Deine unerbittlichste Widersacherin werde ich Dich anklagen heimlich und öffentlich, bis Alles offenbar sein wird!"

Sie wandte sich mit hastigen Schritten zur Thür. Moritz blieb wie versteinert stehen und starrte ihr betäubt nach. Die Thür schloß sich hinter ihr — als eine eherne Scheidewand für ewig zwischen ihm und ihr. —

Die Lampe, welche bei ihrer Ankunft den äußern Platz von den Zimmern erleuchtet hatte, war erloschen und Marie sah sich genöthigt zu versuchen, die vor ihr liegende Treppe im Dunkeln hinunter zu gelangen. Kaum hatte sie dies mit einiger Mühe bewerkstelligt, als sie an einen schweren Gegenstand stieß, der mit Geräusch umfiel und ihren Fuß leicht verletzte. Ein Schrei des Schreckens und des Schmerzes entfloh ihren Lippen. Plötzlich wurde die Dunkelheit ringsumher erhellt, indem die Thür des nur eine Treppe hoch gelegenen Zimmers sich öffnete. Ein Herr trat mit einem Lichte in der Hand heraus und sah aufmerksam um sich herum.

Marie erkannte, daß der Gegenstand, der auf sie gefallen war, aus einem nicht sehr großen, einbeinigen Tische bestand, der jedoch mit einer steinernen Platte versehen war, durch welches vereinte Gewicht die Schwere des Falls entstanden war. Der Fremde erkannte sogleich den Bestand des Vorgefallenen, und beugte sich herunter, um den Tisch aufzurichten und Mariens Fuß zu befreien, indem er sagte:

„Es sollte mir Leid thun, mein Kind, wenn Sie Schaden genommen hätten. Es ist eine große Nachlässigkeit, daß man die Erleuchtung hat ausgehen lassen, doch ist die Stunde nicht mehr früh und dies ist die einzige Entschuldigung der Versäumniß.“

Allein Mariens Gedanken waren lange schon nicht mehr mit der Ursache des erlittenen Ungemachs beschäftigt. Schnell hatte sie den vorübergehenden, körperlichen Schmerz vergessen und die ganze Aufgeregtheit ihrer Gefühle kehrte wieder, als sie in dem vor ihr stehenden Herrn jenen fremden Mann erkannte, der ein Zeuge der Verhaftung Raunstein's gewesen war.

„Sie haben es gesehen," rief sie, „Sie waren dabei, wie sie ihn fortschleppten, den Unschuldigen, Verläumdeten! — O, er darf nicht lange leiden, denn nun wird der ganze Trug an den Tag kommen, denn ich weiß es, ich, wo das Geld ist und wer es gestohlen hat!"

Nordberg, denn dieser war es, der vor ihr stand, sah sie mit einem aufmerksamen und forschenden Blicke an. Grell trat die Scene des Mittags vor seine Erinnerung. Mit wahrer und lebendiger Theilnahme weilte sein ernstes, dunkles Auge auf den lieblichen, wenn auch erblaßten Zügen des Mädchens.

„Liebe, Hoffnung, Vertrauen!" sprach er wie zu sich selbst, schwermüthig den Kopf schüttelnd. „Es sind die schönen Wahnbilder der Jugend, aber die selige Täuschung schwindet, wenn der giftige Mehlthau der menschlichen Bosheit auf sie fällt. Lange wird auch hier die Entblätterung der Blüthe nicht ausbleiben."

„Moritz ist es, Moritz Heller," fuhr Marie eifrig

fort, „der das Geld genommen hat. Er soll es herausgeben und dann kann Alles gut werden, denn wenn Franz nur wieder frei ist, so wird er auch schon wieder sein Fortkommen finden! Ihm kann es nicht fehlen, denn er macht sich beliebt allenthalben wo er ist!“

Noch immer stand Nordberg ohne zu antworten vor ihr. Mechanisch machte er eine Verbeugung und zeigte auf die geöffnete Thür. Sie folgte diesem Winke und trat in das Zimmer. Er folgte ihr und bot ihr einen Stuhl, nachdem er das Licht auf den Tisch gestellt hatte. Dann verschränkte er die Arme und blieb ihr gegenüber stehen.

Ernst und schwer waren die Gedanken, die ihn beschäftigten. Weiter und weiter war er vorgeschritten auf der dunkeln Bahn, die sein Fuß sich vorgezeichnet hatte. Ein furchtbares, düstres Werk war es, das er zu vollenden hatte. Vor dem bleiernen Fortschritte desselben floh das Erbarmen und es barg das Mitleid seinen thränenden Blick, denn es verzagte an der Hoffnung, als ein versöhnender Mittler zwischen die Unthat und den Rächer zu treten. Regungslos, unwandelbar, mit dem ehernen Schritte des Verhängnisses, ging er den Weg, den er sich vorgezeichnet hatte, mit unverrücktem, zermalmendem Blicke immerdar nur das eine

Ziel unwandelbar im Auge haltend, das er sich vorgesteckt hatte. Liebe, Hoffnung, Freude — waren in seiner Brust begraben; auch der Glaube lebte nur schwach und eintönig darin — über dem weiten, wüsten Leichenacker seines Glücks loderte wie ein feuriges Wahrzeichen ein Begehren und ein Wollen; hatte er dies vollbracht, so war die letzte Aufgabe seines Seins erfüllt. Was dann werden sollte, bekümmerte ihn nicht.

Er hatte leben gelernt unter Qualen des Körpers, unter Martern der Seele, für deren Inbegriff die Sprache zu arm in ihren wortreichsten Schilderungen ist. Er hatte sie überwunden — was kümmerte ihn die Zukunft? — Schlimmeres als die Vergangenheit konnte sie ihm nicht bieten.

Aber hier — hier sah er zwei Wesen vor sich, in deren Herzen der Frühlingsgarten der hoffenden Liebe rosig und grünend blühte. Ein Tempel des Vertrauens auf Menschenwerth waren sie geblieben trotz aller bittern Erfahrungen, die ihr jugendliches Dasein erlitten hatte; der Glaube an eine höhere Hülfe winkte ihnen als ein wahrhaftiger Erlöser von dem herben Mißgeschick, gegen welches sie kämpfen mußten. Und diese beiden Menschen — mußte er sie in sein finsteres Schicksal verflechten, mußte er die harte Probe des Elends über sie häufen, konnte er sie nicht unberührt ihren

Weg ziehen lassen? — Aber hier war das Verhängniß, dessen Rolle er selbst vermessen übernommen hatte, stärker als er gewesen; es lag außer seinem Plane, daß dieser Jüngling und dadurch auch diese Jungfrau so schwer von seinem Schlage getroffen waren.

„Ich habe gesehen," hob er endlich an, „daß Sie einen lebendigen Antheil an dem jungen Manne nehmen, der heute Mittag eine so arge Heimsuchung erdulden mußte."

„Den lebendigsten und wärmsten," sagte Marie schnell, welche in ihrer gegewärtigen Aufregung ihre sonstige Zurückhaltung bei Seite setzte, „denn ich bin seit sechs Monaten seine Braut."

„So lassen Sie mich hinzufügen, daß auch ich sein Freund bin und gern ihm in seiner gegenwärtigen Bedrängniß nützlich sein möchte," fügte er mit ernster Freundlichkeit hinzu.

Nur zu gern glaubte sie diesen Worten. Weit öffnete sich ihr Herz bei dem Lobe des Geliebten und mit funkelndem Auge sprach sie rasch:

„Aber ich sage Ihnen, Moritz Heller ist der Dieb. Mit einem raschen Griffe hat er seiner Armuth abzuhelfen versucht, die ihn so lange schon bedrängt hat. Es wird ihm sehr gut passen, daß Franz an seiner Statt für den Schuldigen gelten muß."

„Dennoch bleibt es ein Räthsel," sprach Nordberg sinnend weiter, „wie die alten Kronthaler in den Besitz Raunstein's gekommen sind. Wenn Heller das Geld genommen hat, so hätten auch diese in seiner und nicht in Raunstein's Wohnung zu finden sein müssen."

„Wie dies geschehen ist, begreife ich nicht," entgegnete Marie seufzend, „aber es ist noch ein Dritter thätig bei diesem Bubenstück gewesen, denn Leopold ist schlecht genug, ein solches zu begehen, wenn es seinen schändlichen Absichten förderlich sein kann."

Nordberg dachte nach und errieth leicht die Wahrheit.

„Also Leopold Molder," sprach er, „verfolgt einen eignen Plan, indem er Ihrem Verlobten zu schaden sucht?"

„Ja, ja!" rief sie erglühend, „aber ich will nichts von ihm wissen, alle seine schnöden Künste der List und des Betruges sollen nutzlos von mir abprallen, denn ich will ihn zu entlarven suchen und dann auf ewig vor ihm sicher sein."

Nordberg wußte genug und sagte ruhig:

„Wenn Sie so fest von der Schuld Moritz Heller's überzeugt sind, so wird es das Richtigste sein, daß Sie geradezu zu dem Ankläger Ihres Geliebten, zu dem Baron von Altenfeld gehen und ihn von Ihrer neuen

Entdeckung benachrichtigen. Er wird dadurch am ersten von seinem begangenen Irrthume zurückkommen."

„Dies ist auch meine Meinung gewesen," entgegnete sie lebhaft. „Ich will mich sogleich auf den Weg machen und dem Baron ungesäumt die Wahrheit hinterbringen. Dann, denke ich, wird Franz wohl morgen schon in Freiheit gesetzt werden."

Sie war aufgestanden. Nordberg sah nach der Uhr.

„Es ist für heute zu spät geworden," sprach er. „Es ist zehn Uhr vorüber und in dieser späten Stunde wird es Ihnen niemals gelingen, Zutritt zu dem Herrn von Altenfeld zu bekommen. Der Portier würde Ihnen vielleicht nicht einmal die Thür öffnen und auf keinen Fall würde der Baron seine häusliche Bequemlichkeit nun noch durch eine Fremde stören lassen, deren Name ihm vielleicht nicht einmal bekannt ist."

Marie seufzte schwer.

„So muß ich also bis morgen früh warten," sagte sie bekümmert. „Vor zehn Uhr werde ich nicht aus dem Hause kommen können und dies sind immer zwölf Stunden peinvoller Erwartung mehr für den armen Franz."

„Dies läßt sich nicht ändern," war die Erwiederung. „Es könnte möglich sein, daß Sie den Baron

selbst nicht träfen, denn ich habe erfahren, daß er eine Reise nach Wiesbaden auf zwei Tage beabsichtigt. In diesem Falle würde ich Ihnen rathen, anstatt seiner unverzüglich sich an die Baronin zu wenden. Diese wird in der Abwesenheit ihres Mannes sogleich die geeigneten Schritte thun."

„Ich danke Ihnen," versetzte das Mädchen sich zum Weggehen anschickend. „Ich werde Ihrem Rathe folgen; Gott gebe, daß der morgende Tag erst anbräche!"

„Erlauben Sie mir, Sie auf dem Heimwege zu begleiten," sprach Nordberg, indem er ihr den Arm bot. „Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie sicher vor dem Hause Ihres Oheims abzuliefern."

Sie sträubte sich ein wenig, nahm dann aber die angebotene Artigkeit an. Ohne Aufenthalt gelangten sie an das Ziel ihres nächtlichen Ganges. Sonderbar fügte es der Zufall, daß so eben die Gräfin von Salbern den endlichen Aufbruch ihrer peinvollen Visite begann, als Marie Huldrich vor der Hausthür eintraf. Die wiederholten, dringenden Höflichkeitsäußerungen ihrer Wirthe zwangen indessen die Dame, noch eine Weile zu warten, bis der Wagen angespannt sei und sie nach Hause bringen könne. Hermine nahm mit angenehmem Lächeln diese Artigkeit nach einigem Weigern an, welche sie innerlich verwünschte, da sie sich genöthigt sah, des-

wegen noch eine halbe Stunde ihren Besuch zu verlängern. Bei dem stattgefundenen Aufstande ging zufällig Annette dienstfertig über die Hausflur, als Marie hereintrat und durch die geöffnete Thür dem sich empfehlenden Nordberg noch einige halblaute Abschiedsworte zurief.

Annette horchte hocherstaunt bei dem Klange dieser Stimme. Doch war das Gefühl der Verachtung, welches sie seit heute Mittag gegen ihre Cousine hegte und welches in seinem vollsten Umfange kundzugeben sie auf's Eifrigste bemüht war, viel zu lebhaft in ihr, als daß sie sie irgend einer neugierigen Erkundigung gewürdigt hätte, so sehr auch die Schwäche Eva's sich in ihr zu erheben begann. Sie begnügte sich daher, ihr giftig zuzurufen:

„Ha, ha, Du führst Deinen erbaulichen Lebenswandel nun auch öffentlich fort, den Du so lange in der Heimlichkeit fortgesetzt hast! Jetzt läufst Du gar bei nächtlicher Weile mit Männern herum! — Erst bringst Du unsern einen Courmacher so weit, daß er schon vor Monaten um Dich anhält und hältst ihn dann mit schnöden Heuchelkünsten fortwährend an Dich, und nun denkst Du auch den Zweiten zu kirren, der nur Sinn und Augen für mich hatte! Nun, ich nehme freilich nicht zu solchen Mitteln meine Zuflucht, wie

Du sie anwendest und denke daher auch nicht zur büßenden Magdalena zu werden, die wir wohl bald in Dir sehen werden!“

Marie ging schnell vorüber, ohne die mährchenhaften Träume ihrer Cousine über die Menge ihrer Verehrer zu berichtigen. Das ausschließliche Interesse, welches sie beschäftigte, ließ sie antheillos alle Thorheiten übersehen, die vor ihren Augen stattfanden.

Wie es Nordberg vorausgesetzt hatte, so erhielt Marie Huldrich richtig am folgenden Morgen um zehn Uhr im Altenfeld'schen Hause die Antwort auf ihre Frage nach dessen Herrn, daß der General und Baron von Altenfeld schon drei Stunden zuvor nach Wiesbaden aufgebrochen sei. Ein diplomatisches Geschäft mit dem Hofe zu Nassau war die Veranlassung dieser schleunigen Ortsveränderung. Marie bat darauf um ein kurzes Gehör bei der Baronin, welches ihr auch bald bewilligt wurde.

Wir haben bis jetzt wenig Muße gefunden, uns mit der Darstellung der Einzelheiten des Charakters Adelens von Altenfeld zu beschäftigen. Wir wissen nur, daß sie nervenleidend war, mit kränklicher Reizbarkeit jedem äußern Eindrucke nachgab, daß auch geistige

Stärke nicht ihre hervorstechende Eigenschaft war. Theilweise mochten indeß diese Mängel in der Herzensgüte Adelens ihren Grund haben, die aber von der rauhen, harten Berührung ihres Lebensgefährten, der sich eine schroffe Abweisung jedes liebevollen Gefühls, jedes wärmeren Vertrauenszeichens, bei seiner Gemahlin zur unfreundlichen Gewohnheit gemacht hatte, sich meistens in das Innere ihrer Brust verschloß und sich durch Handlungen der Wohlthätigkeit oder freundlicher Gefälligkeit fast immer ohne sein Wissen kundgab. Außerdem war der Verstand Adelens klar und richtig und nicht ungewöhnlich war es, daß sie sich bei kleineren oder bedeutenderen Veranlassungen entschlossen und wenigstens für den Augenblick thatkräftig zeigte, wenn sie im Stande war, allein zu handeln und sich der Vormundschaft ihres Gemahls zu entziehen, dessen Gegenwart immer einen beengenden, freudestörenden Einfluß auf sie äußerte.

Die Baronin war in ein weißes Morgenkleid gehüllt und trat dem jungen Mädchen mit dem Ausdrucke jener ermuthigenden Freundlichkeit in Haltung und Miene entgegen, die so sehr geschaffen ist, die Herzen der niedriger Stehenden zu gewinnen. Das Zimmer war mit jener ausgesuchten Eleganz ausgestattet, die man auch in dem Cabinette des Barons sah. Marie fühlte sogleich die leise Befangenheit schwinden, die sie beim Ein-

tritte gefühlt hatte und näherte sich der Dame mit einer bescheidenen Verbeugung.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein liebes Kind?“ sagte diese, indem sie die kornblumblauen, jedoch etwas getrübten Augen mit dem ganzen Ausdrucke der Sanftmuth und Freundlichkeit, der ihr in glücklichen Stunden so sehr eigen war, auf der Angekommenen weilen ließ. „Ich höre, daß Ihr Anliegen dringend ist, darum wollen wir uns nicht mit nutzlosen Vorreden aufhalten. Nehmen Sie vorerst die Versicherung, daß ich Ihnen gern gefällig sein werde, wenn sich dies thun läßt.“

„Gnädige Frau,“ versetzte Marie, welche das leicht geröthete Antlitz mit dem Gepräge eines bescheidenen Freimuthes zu der Dame erhob, „Ihr gnädiger Empfang ermuntert mich, ohne Umschweif auf die Ursache meines Kommens überzugehen.“

Die Baronin nahm ihren eben verlassenen Platz im Sopha wieder ein und deutete zugleich auf einen ihr gegenüberstehenden, reichgestickten Lehnstuhl, auf welchem Marie sich niederließ. Dann fuhr diese fort:

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß Ihr Herr Gemahl vor wenigen Tagen auf eine schändliche Weise einen bedeutenden Theil seines Eigenthums verloren hat.“

Die Frau von Altenfeld blickte sie erstaunt an.

Dann legte sie die schmale, feine Hand an die Stirn und sprach sinnend, nachdem ein leichter Schauder sie durchzuckt hatte.

„Ja, ja, es ist ein betrübendes Ereigniß. Ich zittere noch, wenn ich bedenke, wie sehr diese Entdeckung meinen Gemahl erschütterte. Niemals fast habe ich ihn so außer Fassung gesehen. Es war schrecklich!"

„Doch ist man," fuhr das junge Mädchen unverzagt fort, „auf einer vollkommen falschen Fährte. Man hat Verdacht auf den Secretair des Herrn Generals, auf den Herrn Raunstein geworfen und es ist dieser Verdacht durch die Auffindung einiger alten Münzen bestätigt, die sich unter den entwendeten Summen befanden."

„So höre ich," war die Erwiederung.

„Doch aber bin ich gekommen, um Ihnen mitzutheilen, daß dieser Verdacht grundlos ist; Raunstein ist so unschuldig wie ein Kind!" sprach das junge Mädchen lebhaft weiter.

„Bedenken Sie was Sie sagen, liebes Mädchen," sagte die Baronin ernsthaft, jedoch gütig. „Es haben sich unzweideutige Beweise für diesen Verdacht gefunden; Sie können nicht eine offenbare Thatsache Lügen strafen. Und überdem hätten Sie besser gethan, sich

mit dieser Behauptung an meinen Mann zu wenden. Diese Sache geht ihn besonders an."

„Ach wie gern wäre dies geschehen!" rief Marie. „Aber gestern Abend war es zu spät und heute morgen habe ich nur Sie getroffen, gnädige Frau!"

„Er liebt es nicht, daß man sich um seine Angelegenheiten speciell bekümmert," versetzte die Altenfeld zögernd. „Sogar von mir würde ihm eine Einmischung unangenehm sein; warten Sie bis zu seiner Zurückkunft und theilen Sie ihm dann Ihre Entdeckungen mit."

„O nein, nein, dies kann nicht sein!" fuhr das Mädchen lebhaft fort. „Dann müßte Raunstein noch zwei Tage länger wie ein ehrloser Bube in der Gefangenschaft sitzen! Zwei Tage lang der Verlust der Freiheit für einen Unschuldigen! O gnädige Frau, bedenken Sie die Schrecklichkeit dieses Gedankens!"

Die Baronin lächelte. Nach kurzem Schweigen sagte sie:

„Und worauf stützen Sie Ihre Behauptung?"

„Ich habe den wahren Thäter entdeckt, zufällig, gestern Abend spät," antwortete Marie schnell. „Er wohnt im großen Hirschgraben zwei Treppen hoch und heißt Moritz Heller."

„Ueberlegen Sie noch einmal Ihre Worte, mein Kind," sagte die Dame von Altenfeld mit vermehrtem

Ernste, deren Interesse lebhaft erregt zu werden begann. „Sie sprechen unumwunden eine schreckliche Anklage aus; noch ist sie nur von mir gehört worden, noch können wir sie in Geheimniß und Vergessenheit begraben. Der gute Name eines Menschen ist ein köstliches Gut; wer ihn unbefugt oder lügnerisch antastet, begeht einen schändlicheren Diebstahl, als wenn er Gold und Juwelen entwendet!"

„Ach!" rief das junge Mädchen in Thränen ausbrechend, „der gute Name eines Mannes ist es, den ich gekommen bin zu retten! Franz Raunstein haben sie ihn genommen; ist es nicht eine heilige Pflicht, ihm dies theure Gut wieder zu schaffen, wenn wir dazu im Stande sind?"

„Sie haben Recht," entgegnete die Baronin lebhaft, welche mit gespannter Aufmerksamkeit die erregten Züge Mariens betrachtete, die so deutlich die Ueberzeugung dessen trugen, was sie erzählte. „Es ist Pflicht der Menschlichkeit, einem Unschuldigen zu Hülfe zu kommen, wenn es sein kann. Sprechen Sie weiter, theilen Sie mir mit, was Ihnen bekannt ist."

„Ich selbst habe den größten Theil des entwendeten Geldes in der Wohnung Heller's gesehen," fuhr Marie fort. „Es war meine Absicht, vierzig Gulden wiederzufordern, die ich ihm vor zwei Monaten geliehen

hatte; anstatt der einfachen Rückgabe dieses Geldes zählte er mir vierhundert aus einem Beutel, den er in den Händen hielt, auf den Tisch, er, der sonst kaum einen Thaler zur Verfügung hatte und oft am Dringendsten Noth litt! — Und dann führte er mich zu einem Koffer und zeigte mir ein dickes Packet von Thalerzetteln, desgleichen eine Menge Geld in Gold und Silber, welches er unter unscheinbaren Gegenständen verborgen hatte."

„Und sagte er Ihnen nicht, woher er diesen überraschenden Reichthum bekommen hätte?" fragte die Baronin.

„Er erzählte mir, er habe seinen lange vermißten Vater, einen reichen, vornehmen Herrn, wiedergefunden und dieser habe ihn so reichlich beschenkt; doch ist dies nur ein schnell ersonnenes Mährchen, dem ich nicht den mindesten Glauben schenke."

Adele von Altenfeld blieb einige Minuten im Nachsinnen versunken; dann fragte sie:

„Wie ist das Aeußere dieses Mannes, gegen welchen Sie einen so schwarzen Verdacht hegen?"

„Er ist jung, von mittlerer Größe, ist gewöhnlich mit schlechten, abgetragenen Kleidungsstücken bedeckt, hat schlichtes, oft etwas wirr hängendes, schwarzes Haar und graue, ausdrucksvolle Augen. Seine Züge sind unregelmäßig, seine Hautfarbe blaß und krankhaft."

„Wie ist mir doch," sagte die Baronin, indem sie wiederum sinnend die Hand an die Stirn legte, „ich glaube, daß ich diesen Menschen in der letzten Zeit häufig durch unser Haus habe gehen sehen. Er könnte vielleicht dessen Gelegenheit kennen."

Sie ließ sich noch einmal alle, auch die kleinsten Umstände ihrer gestrigen Begegnung mit Moritz Heller von dem jungen Mädchen wiederholen. Darauf sprach sie rasch:

„Hier muß gehandelt werden; es gilt kein Säumen. Ich werde sogleich den Polizeicommissair zu mir bitten lassen und Sie ersuchen, alle diese Umstände in seiner Gegenwart noch einmal vorzutragen. Eine abermalige, genaue Untersuchung muß sogleich angeordnet werden."

Sie zog die Klingel. Ein Bedienter erschien und empfing die Weisung, ohne Verzug eine Magistratsperson herbeizuholen. Während der halben Stunde, die bis zu seiner Ankunft verging, war die Frau von Altenfeld artig genug, Marien einige Erfrischungen reichen zu lassen, welche bei der heftigen geistigen und körperlichen Aufregung, in der diese sich befand, allerdings als eine angenehme Stärkung zu betrachten waren. Endlich erschien ein Herr in Polizeiuniform und auf den Wunsch der Baronin schrieb er sogleich die vorläufige Aussage Mariens nieder. Dann begab er sich

auf den Rückweg, um sogleich die verlangte Nachsuchung in Moritz Heller's Zimmer mit zweien seiner Leute vorzunehmen.

Lange blieb diese fruchtlos. Moritz läugnete hartnäckig das Vorhandensein irgend einer bedeutenden Geldsumme und behauptete, daß die Anklage Marie Huldrich's gegen ihn nur in einer vorsätzlichen, gehässigen Verläumdung ihren Grund habe, da sie durch seine Verdächtigung Raunstein zu befreien hoffe. Die Männer des Gesetzes aber, bekannt mit den Einzelheiten ihres Geschäfts, mit der wenigen Wahrhaftigkeit der Beschuldigten, ließen sich so leicht nicht irre machen. Die Durchsuchung des Zimmers wurde zum zweiten Male vorgenommen. Im Innern des Koffers fand sich durchaus kein verdächtiger Gegenstand; auch ein ärmlicher, abgenutzter Schrank war nur mit einigen alten Büchern und abgetragenen Kleidungsstücken angefüllt. Das Aeußere des Verdächtigen blieb ruhig, nur daß hin und wieder ein scheuer Blick nach dem Beginnen seiner Quälgeister geworfen wurde. Nun begannen sie, jeden der drei im Zimmer befindlichen Stühle umzukehren; Moritz' fahle Wange wurde noch blässer. Der Polizeicommissair machte bei dem dritten zunächst am Ofen stehenden Stuhle die Bemerkung, daß das Polster etwas dicker scheine als das der übrigen Stühle. Er winkte

einem seiner Begleiter; dieser zog ein Messer hervor und schnitt das graue Leinen ab, welches unter das Polster genäht war. Ein Haufen Stroh wurde herabgerissen, dann kam eine alte Brieftasche zum Vorschein; rasch wurde ihr Inhalt gemustert — eine Menge von Hundertthalerzetteln fiel heraus — auch einige schmuzige, lederne Geldbeutel von größerem oder kleinerem Umfange wurden sichtbar; verschiedene Goldstücke und ein Haufen von Silberthalern bis zu dem Belaufe von etwa sechshundert Gulden bildeten ihren Inhalt.

„Hoho, nun werden wir nicht lange mehr zu suchen haben, der Vogel ist gefangen! Uns entgeht so leicht nichts, wir haben verteufelt feine Nasen!“ rief der Mann des Gesetzes mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Selbstgenügsamkeit.

Der gefundene Geldeswerth wurde bis zur ferneren Ablieferung sogleich in Gewahrsam gebracht und Moritz mit einigen unsanften Worten und Bewegungen angehalten, sich in der Mitte der Constabler in das Polizeigebäude zu begeben, wo das erste, vorläufige Verhör sogleich stattfinden sollte.

Er verharrte fast ganz lautlos während dessen. Kein Wort war vom Augenblicke der unwiderleglichen Entdeckung des begangenen Frevels seinen farblosen Lippen entflohen, keine Bewegung der Widersetzlichkeit war von

ihm versucht worden. Stumm und starr gehorchte er mechanisch den an ihn ergangenen, handgreiflichen Aufforderungen zum Vorwärtsgehen. Sein Kopf war herabgesunken, sein Auge haftete am Boden. Da es nicht gelang, ihm eine Auskunft irgend einer Art zu entlocken, so wurde er bis weiter in das Stadtgefängniß in ein festes Gewahrsam gebracht. Alles fernere Verfahren sollte bis zur Rückkehr des Generals von Altenfeld ausgesetzt werden.

Diese erfolgte am folgenden Abende. Kaum hatte er die Reisekleider abgelegt, als seine Gemahlin auf ihn zueilte, um ihm unverzüglich einen Bericht von dem Geschehenen persönlich zu geben.

Auffallend war es, daß sich die Befähigung zum richtigen, energischen Handeln, von der sie am Tage zuvor einen so lebendigen Beweis gegeben hatte, sogleich bei der Baronin von Altenfeld verlor, sobald sie in die Nähe ihres Gemahls gelangte. Mit zitternder Stimme und unter häufigem Stocken erzählte sie ihm den Verlauf der Begebenheit, Mariens Erscheinen und Aussage, die Nachforschung der Polizeidiener und deren günstiges Ergebniß.

Doch schien es wirklich, als wenn die Handlungsweise der Frau von Altenfeld diesmal des ungetheilten Beifalls ihres Gemahls sich zu erfreuen habe; er

horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und der seltene Gast eines freundlichen Lächelns zeigte sich um seine Lippen.

„Wie mir berichtet worden," schloß sie, „so hat sich der größte Theil des vermißten Geldes also wieder gefunden und wird Dir in Kurzem zugestellt werden. Am meisten bei der ganzen Sache freut es mich, daß der junge Raunstein frei von Schuld ist. Gewiß, wir sind ihm eine glänzende Genugthuung für das ihm zugefügte Unrecht schuldig."

„Es kann immerhin möglich sein, daß er der Mitschuldige des Verbrechers ist und mit ihm unter einer Decke gespielt hat, um einen Theil der Beute für sich zu erraffen. Einen besondern Grund muß es doch haben, daß sich die Kronthaler so sorgfältig versteckt bei ihm fanden. Wir wollen nicht großmüthig vor der Zeit sein, denn damit könnten wir am Ende doch dupirt werden. Hierzu ist es noch immer zeitig genug, wenn die Untersuchung ganz beendet ist; diese wird diese dunkle Sache vollständig aufklären," erwiederte er.

„Und Du wolltest also," entgegnete Adele furchtsam, „den jungen Mann vielleicht noch Wochen oder Monate hindurch, so lange das gerichtliche Verfahren in dieser Angelegenheit dauern kann, im Gewahrsam halten lassen? — Dies würde sehr grausam sein, Adolf!"

„Beruhige Deine philanthropischen Zweifel, liebes Kind," sagte Altenfeld mit dem höhnischen Lächeln der Ueberlegenheit, welches er so häufig gegen seine Gemahlin annahm. „Franz Raunstein wird im Gegentheil wahrscheinlich schon morgen auf freien Fuß gesetzt werden. Er ist es gewohnt, Glück bei den Damen zu machen. Eine Hochgestellte Deines Geschlechts nimmt einen noch lebhafteren Antheil an ihm als Du; sie weiß ihren fürstlichen Reichthum nicht besser anzulegen, als indem sie ihn für diesen hergelaufenen Jüngling vergeudet; sie hat mir schon vorgestern eine Caution von fünfzigtausend Gulden angeboten, damit ihr Liebling gestern auf freien Fuß gestellt werde. Ein paar Tage länger hat sie sich übrigens mit ihm gedulden müssen, ich dachte, dies würde ihnen wohl Beiden nicht den Hals brechen!"

Die Baronin horchte hoch auf, doch wagte sie keine fernere Frage, denn sie wußte aus Erfahrung, daß diese nutzlos sein würde, wenn es ihrem Manne nicht gefiele, ohne Aufforderung in seinen Eröffnungen weiter zu gehen. Lange schon hatte das Wort der vertrauenden Liebe zwischen den beiden Gatten gefehlt; nicht einmal die kalte Gewohnheit des Austausches gefälliger Artigkeit unter vier Augen war ihr kärglicher Ersatz geworden.

„Ha,“ fuhr er fort, indem er mit großen Schritten auf- und niederging, während ein Lächeln satanischer Freude auf seinen strengen Zügen weilte und sein scharfes, dunkles Auge mit der vollen Wildheit der erregten Leidenschaft funkelte, indem er die Hände heftig hin- und herrieb, „ha, ich habe ihn, den Uebelthäter und er soll mir nicht entwischen! Keine Gnade, kein Erbarmen mit ihm! Den Galgen habe ich ihm gelobt und wenn ich ihn dahin nicht bringen kann, so soll er wenigstens in's Zuchthaus wandern und zeitlebens an den Baron von Altenfeld als an seinen größten Wohlthäter denken!“

Adele fühlte sich von einem Schauder bei der Darlegung der wilden und rachsüchtigen Gefühle ihres Mannes beschlichen. Endlich sagte sie:

„Weißt Du, daß der Angeklagte gegen das junge Mädchen, gegen diese Marie Huldrich, vorgegeben hat, daß er seinen lange vermißten Vater wiedergefunden hätte und daß die gewonnenen Reichthümer von diesem stammten?“

„Ein verbrauchter Kunstgriff,“ erwiederte er gleichgültig. „Dergleichen Mährchen werden von solchen schlauen Betrügern gewöhnlich aufgetischt, wenn sie mit ihrer übrigen Weisheit zu Ende sind. Dadurch läßt sich kein Vernünftiger mehr täuschen. Nun, wie heißt

eigentlich der saubere Patron, der mir diesen hämischen Streich gespielt hat? — Ich glaube, Du hast mir seinen Namen noch nicht genannt!"

„Moritz Heller," antwortete die Baronin.

Schrecklich und haarsträubend war es anzusehen, welche Veränderung diese beiden Worte in dem Aeußern des Barons hervorbrachten. Die Züge seines Angesichts blieben in einer grausenhaften Unbeweglichkeit; es war, als versteinerten sie zu Marmor. Gläsern, unbeweglich glotzend, quollen seine Augen aus ihren Höhlen, die eben noch mit der Gluth der gehässigsten Aufregung geblitzt hatten, und die Farbe des Todes überzog seine Wange. Zum ersten Male seit den zwölf Jahren ihrer so wenig beglückten Ehe gewahrte Adele von Altenfeld, daß ihr Mann einer körperlichen Schwäche zu unterliegen vermochte, daß es möglich sei, seine eisernen Nerven bis zum Umsinken zu erschüttern.

„Um Gotteswillen, Adolf, was ist Dir?" rief sie in Todesangst. „Moritz Heller heißt der Dieb, sage ich. Wie kann Dich die Nennung dieses unglücklichen Namens so erschüttern?"

Jetzt ging ein heftiges Zittern durch alle seine Glieder und es begann sich ein schauerliches Leben durch alle seine Glieder zu verbreiten. Diese vibrirten kram-

pfig, seine Augen rollten mit der Wildheit des Irrsinns, er schwankte und suchte eine Stütze, um nicht zu fallen.

Adele trat auf ihn zu und unterstützte ihn, indem sie seinen schweren, ungleichen Schritt bis zum Divan geleitete. Er sank darauf hin und verhüllte das Gesicht.

„Adolf," sprach die Baronin heftig zitternd, „mir wird Angst in Deiner Nähe, hier muß ein schreckliches Geheimniß verborgen sein. Kennst Du diesen Mann?"

„Adele," stöhnte er mit Grabestönen, „warum hast Du mir das gethan?"

„Ich glaubte, ganz nach Deinem Wunsche zu handeln," antwortete sie, während der Angstschweiß von ihrer Stirn perlte. „Es war Dir so viel an der Habhaftwerdung des Diebes gelegen und — an Deinem Gelde!"

„Das Geld — das Geld" — murmelte er mit hohler Stimme. „Mein Weib und mein Geld — machen mich zum Henker meines Sohnes!"

Er sank ohnmächtig zusammen. Die Baronin sah das schreckliche Räthsel gelöst, das sie vergebens zu durchdringen versucht hatte. Sie behielt noch so viel Geistesgegenwart, um heftig die Klingel zu ziehen. Die

herbeieilenden Dienstboten entkleideten den Bewußtlosen und legten ihn auf sein Bett.

In diesem fast besinnungslosen Zustande blieb der Baron zwei Tage. Dann endlich erwachte er zum theilweisen Gebrauche seiner Körperkräfte und er benutzte das wiedererlangte geistige Gleichgewicht zuerst dazu, daß er sogleich eine Erklärung an den Bürgermeister und Senator der freien Stadt schickte, der zeitweilig das Amt eines Polizeiherrn bekleidete, des Inhalts, daß er die Fortführung der in Anregung gebrachten Sache nicht weiter wünsche, daß er zufrieden sei, wenn ihm der aufgefundene Theil seines Vermögens zugestellt, dann das Ganze niedergeschlagen und der Angeklagte ungestraft entlassen würde.

Aber dieser Weg der Milde kam zu spät. Die Angelegenheit des entdeckten Diebstahls war zur Criminalsache geworden; nicht nur der Widersacher des Barons von Altenfeld sollte nach dessen Wunsch oder Willen bestraft oder entlassen werden — der Beleidiger der menschlichen Gesellschaft mußte gestraft werden — der Criminalrichter trat als der Rächer dieser Gesellschaft an dem Schuldigen, als der Schutz der unschuldig Angeklagten auf. Nicht nur die Schuld des einen Ver-

brechers, auch die mehre oder mindere Betheiligung der übrigen Verwickelten mußte an's Tageslicht gefördert und also die Sache in ihren kleinsten Einzelheiten verfolgt werden. Der Baron erhielt die bedauernd ablehnende Antwort, daß man sich aus den genannten Gründen verhindert sehe, seine Wünsche zu berücksichtigen.

Das großmüthige Opfer, welches Hermine von Saldern durch die schleunige Herbeischaffung der fünfzigtausend Gulden in so mancher Rücksicht gebracht hatte, gehörte zu jener zahllosen Menge irdischer Entäußerungen, die vergebens vollendet werden. Altenfeld hatte mit jesuitischer Schlauheit versprochen, daß er am nächsten Tage die Sache nicht weiter verfolgen wolle; da er verreisen wollte, so würde dies ohnehin nicht geschehen sein und gar anmuthig lockend erschien seinem habsüchtigen Geize das Anerbieten der Gräfin, welches ihm den Ersatz der so schmerzlich betrauerten Geldsumme auf jeden Fall verhieß. Um sie in ihrem Vorhaben noch mehr zu bestärken, widersprach er ihrer Voraussetzung, daß Franz ihr näher angehöre, mit keiner Sylbe und gelobte mögliche Schonung, wenn eine vollkommene Wiedererstattung des verlorenen Gutes ihm vorerst geworden sei. —

Alle ferneren Verhöre, die mit Moritz Heller angestellt wurden, hatten immer nur das Resultat, welches

auch schon aus dem zuerst vorgenommenen erwuchs. Der Angeklagte blieb fast ganz stumm und aller Kunst des Criminalrichters gelang es nur, ihm sehr seltene und nichtsbedeutende Antworten zu entlocken. Man erwählte endlich das Mittel, ihn seinem Ankläger gegenüberzustellen und es erhielt daher Altenfeld acht Tage später eine Vorladung vor das Gericht, um an der Verfolgung seiner Sache selbst thätigen Antheil zu nehmen.

Diese verflossenen acht Tage hatten hingereicht, um ihm seine äußere Fassung vollkommen wiederzugeben. Es war ihm gelungen, die körperliche Schwäche zu besiegen; sein erschüttertes Nervensystem erholte sich nach und nach wieder, denn noch war die eiserne Fassung dieses Mannes nur erschüttert, nicht gebrochen. Nach einigen Tagen verließ er das Bett und nahm seine gewohnten Beschäftigungen wieder vor. Die besorgten Fragen seiner Frau nach seinem Befinden fertigte er kurz ab und so groß war die Gewohnheit, sich einschüchtern zu lassen, bei der Baronin, daß sie nach einigen anfänglich leisen Anfragen keine fernere directe Forschung über seine nähern Verhältnisse zu dem Angeklagten wagte, sondern seufzend sich begnügte zu schweigen und zu warten, wie dies ihre trübselige Lebensgewohnheit seit einer Reihe von Jahren Demjenigen

gegenüber gewesen war, den die Natur und das Recht ihr zum Berather und Beschützer gegeben hatte.

Die Herren des Gerichtes hatten ihre Plätze an einem Tische genommen, der mit einer großen, grünen Decke belegt war. Das Gerichtszimmer hatte zwei Thüren; die eine führte in das Innere des Gebäudes, die andere führte den von Außen Hereinkommenden zum Eingange.

Franz Raunstein wurde zuerst hereingelassen. Noch immer war nicht ermittelt worden, auf welche Weise die Kronthaler in seinen Besitz gekommen waren und es war ihm daher das goldene Gut der Freiheit noch immer nicht unbeschränkt zurückgegeben worden. Bald darauf fuhr auch der Baron in seiner Carosse vor und betrat das Gerichtszimmer; dann endlich erschien in der Begleitung zweier Constabler auch Moritz Heller, welcher seinen Platz in einiger Entfernung von ihm mitten vor dem Tische einnahm. Die einzige Spur, welche das Aeußere des Generals von der erlittenen Erschütterung trug, bestand in einer leichten Bläße, die sich auf seinen Zügen fand. Sonst waren diese vollkommen ruhig, seine Haltung ungebeugt. Er sollte öffentlich erscheinen, sich der Welt zeigen — dieser einzige Gedanke war genug, um ihn zu vermögen, jede Schwäche der Natur zu unterdrücken und sich wieder als der ge-

wandte, unerschütterliche Weltmann zu zeigen, als welchen man ihn immer zu sehen gewohnt war. Er hatte seine stattliche Figur mit der Generalsuniform bekleidet, die er bei besonderen Gelegenheiten anzulegen pflegte.

Er hatte sich einige Schritte entfernt zur Linken des Angeklagten auf einen Lehnstuhl niedergelassen, welchen man aus der seinem Range gebührenden Rücksicht ihm sogleich zur beliebigen Benutzung angeboten hatte. Franz Raunstein stand an der andern Seite des Zimmers, gleichfalls einige Schritte von Moritz entfernt. Die Verhandlungen wurden eröffnet, indem Raunstein auf die an ihn gerichtete Frage abermals erklärte, daß das Dasein der gefundenen Kronthaler ihm unbekannt gewesen und noch jetzt vollkommen unerklärlich sei. Nun wandte sich der Richter nochmals mit der Frage an Heller, ob er sich des geschehenen Diebstahls schuldig bekenne.

Dieser hatte bisher wie bei seinem jedesmaligen früheren Erscheinen gebückt, den scheuen Blick auf die Erde geheftet gestanden. Jetzt erhob er plötzlich das Angesicht, dessen gewöhnliche Blässe heute zur Kreidefarbe geworden war; das wirre, schwarze Haar fiel von seiner Stirn zurück und die bisher so stieren, grauen Augen leuchteten in einem unheimlichen Feuer auf.

Jeder der Anwesenden fühlte sich von einer Ahnung eines kommenden Unheils bewegt.

„Ja," sprach der Angeklagte plötzlich laut, „ich habe diesen Diebstahl begangen, ich bekenne mich schuldig und unterwerfe mich dem Gesetze."

„Ihr Geburtsort? Alter?" — fragte der Inquirent weiter.

„Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt und in dem Dorfe Mühlheim geboren," fuhr der Gefangene fort, dem plötzlich die Schleusen der Beredtsamkeit geöffnet waren. „Meine Mutter habe ich nicht gekannt; mein Vater brachte mich noch in den Windeln zu meiner Pflegemutter, der Gärtnerin Hedwig Helsen in Sachsenhausen, wie diese es mir später oft erzählte. Er zahlte an sie bis zu meinem siebzehnten Jahre ein kleines Kostgeld, welches aber kaum hinreichte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse für mich zu bestreiten. Dann hieß es, ich sei erwachsen und müsse nun selbst für meinen Unterhalt sorgen. Meine Pflegemutter zeigte mir den Brief, der die letzte, kärgliche Sendung begleitete, doch war sie menschlich genug, ihren spärlichen Erwerb mit mir zu theilen und mir Obdach und Speise nicht zu versagen — menschlicher als mein Vater!"

Moritz warf einen Blick auf Altenfeld, der eine fürchterliche Anklage enthielt. Es glitt indessen dieser

an der unverändert glatten Physiognomie des Barons spurlos ab. Er hatte die Arme verschränkt und blickte gelassen auf den Fußboden.

„Dieser Vater," fuhr Heller fort, „würdigte mich nie eines Blicks, nie einer Nachfrage. Nur das jämmerliche Kostgeld, das jährlich an einem bestimmten Tage erfolgte, war das einzige Zeichen, daß noch eine spärliche, verschollene Erinnerung an mich in seinem Herzen lebte. Dumm und unwissend wuchs ich auf, denn es fragte Niemand', ob mein Geist gebildet, ob mein Verstand gereift sei zu weiterer Entfaltung. Ich stand meiner Pflegemutter bei in ihrem einfachen Broterwerbe und half ihr, das Gärtchen zu bearbeiten, welches ihr ihren kärglichen Lebensunterhalt gab. Endlich fiel es ihr ein, daß es entsetzlich sei, daß ich gleich einem Thiere des Feldes aufwüchse ohne Christenthum und Schulwissenschaft. Sie ging zum Schulmeister und versprach ihm jede Woche eine ausgesuchte Lieferung von Gemüse, wenn er mich den Katechismus und das Schreiben lehren wollte. Er versprach es, denn er war barmherzig — barmherziger als mein Vater!"

Wiederum hielt er inne. Altenfeld hatte sich nachlässig auf seinen Stuhl zurückgelehnt. Der Angeklagte sprach weiter:

„Als ich nun endlich körperlich erwachsen war, je-

doch mit kindischem, ungebildetem Geiste, wollte ich meinen Weg in der Welt antreten; ich wollte der harten Weisung folgen, die die letzte Zuschrift meines Vaters mir als sein Abschiedswort gegeben hatte, ich wollte mein Brot selbst verdienen. Ich bot mich an auf hundert Stellen, aber ich war arm und unwissend, ich besaß auf der ganzen Welt keine Fürsprache irgend eines Menschen; man wies mich ab, denn man konnte den nichtsnutzigen Bettler nirgends gebrauchen. Endlich starb meine Pflegemutter, indem sie mir den Namen meines Vaters nannte, den sie bis zum Tode zu verschweigen gelobt hatte. Ich ging zu meinem Vater voll froher Hoffnung, denn er war reich und vornehm; wie wäre es möglich gewesen, daß er sein Kind, welches ihn nie beleidigt hatte, ganz verstoßen könnte?“

Hier hielt der Gefangene wieder inne. Die Blicke aller Anwesenden weilten mit unverkennbarer Theilnahme auf seinen Zügen, in welchen ein schauerliches, geisterhaftes Leben zu walten schien. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Er verstieß mich dennoch. Die Mahnung des Bettlers nur um ein erbärmliches, kärgliches Almosen wurde hart und schmählich zurückgewiesen. Ich bat ihn um Arbeit, um Sold, wie er ihn seinen Bedienten gab, um das Brot, das er mir verweigerte, mühselig verdienen

zu können. Er konnte den unwissenden Dummkopf in Europa nirgends unterbringen, doch schlug er mir ein Mittel vor, welches seine väterliche Fürsorge sich als ganz besonders geeignet gedacht hatte, um meiner für immer los zu werden; er wollte mich nach Amerika überschiffen und mir dort einige Groschen auszahlen lassen, damit ich in den Wildnissen des Inlandes mein Leben fristete als Anbauer — oder auch erbärmlich in Hunger und Frost verkäme, wie es nun gerade sich so gepaßt hätte! — Diese schlaue Politik meines Vaters verwarf ich, denn es lebte ein Mädchen hier, die die Gefährtin meiner Kindheit gewesen war, die der Inbegriff aller irdischen Treue, alles himmlischen Glücks für mich war — dieses Mädchen, der theuerste Schatz meines Herzens — hat meinen Frevel aufgedeckt und mich als einen Dieb gestempelt!“

Die Stimme des Redenden war dumpf geworden. Er schwieg einen Augenblick; dann fuhr er auf die vorige Weise fort:

„Noch ein letztes Mal bestürmte ich meinen Vater mit Thränen der Angst, mit den Tönen der Verzweiflung. Er blieb felsenhart, unerbittlich. Das Entsetzen des Wahnsinns durchtobte meine Adern, ich stieß eine gräßliche Drohung aus. Aber noch waren es nur leere Worte, die mein irreredender Mund von sich gab, noch

war der Gedanke nicht zur Wahrheit geworden in mir. Ich trat zufällig bei einem Fremden ein, der mit mir in demselben Hause wohnt und der Nordberg genannt wird.“

Zum ersten Male bemerkte man, daß ein leises Zucken die Lippe des Barons bewegte. Es beschlich ihn wieder jenes unheimliche, ängstliche Gefühl, welches er beim ersten Erblicken Nordberg's empfunden hatte und welches er einer körperlichen Reizbarkeit zuschrieb. Heller fuhr fort:

„Ich klagte ihm mein Leid und ein unabsichtliches, hingeworfenes Wort von ihm erweckte den Gedanken in mir, daß ich die Hülfe, die mir so hartnäckig verweigert wurde, mir nehmen könnte. Ich kannte die Gelegenheit des Hauses meines Vaters aus meinen vielfältigen Besuchen bei ihm, die alle nur den einen Zweck hatten. Ich erstieg in der folgenden Nacht den Eichbaum, dessen Zweige sich dicht nach dem Fenster hinranken, welches zu dem Cabinette meines Vaters führte; auf diesem luftigen Sitze hatte ich manche Stunde der Dunkelheit verbracht, wenn ich erspähen wollte, ob mein Vater wirklich so sehr beschäftigt sei, daß er mir den Zutritt verweigern müsse, wie es mir von dem Bedienten gesagt war und hier auch war ich einst Zeuge, wie mein Vater, der sich unbeachtet glaubte, in später Stunde

seine Truhe aufschloß und seine Schätze einzeln musterte; ich lernte den Mechanismus des Schreibtisches, so wie die geheime Feder kennen, ohne deren Druck die Kiste nicht zu öffnen war; auch das Fach im Schreibtische bemerkte ich, in welchem die Schlüssel zu dem Geldkasten verwahrt wurden. Man hatte die oberste Scheibe des Fensters aufgelassen, wie es gewöhnlich in den Sommernächten geschah; ich steckte den Arm hindurch und öffnete das Fenster und schwang mich hinein. Den Schreibtisch schloß ich mit einem Dietrich auf, den ich in dem Nachlaß meiner Pflegemutter gefunden hatte und nahm mit vollen Händen, was mir anstatt des jammervollen Erbtheils der Armuth Liebe und Glück erkaufen sollte. In dem Dunkel der Nacht hatte ich bald meinen Schatz in Sicherheit gebracht. Wieder war ich am folgenden Abende spät beschäftigt, die errungene Beute durchzusehen, um genau zu wissen, wie hoch der plötzlich gewonnene Reichthum sich belaufe, als heftig an meine Zimmerthür geklopft wurde; kaum war ich im Stande, ihn rasch genug zu verbergen, um ihn einem Späherauge zu entziehen. Ich öffnete und Leopold Molder trat herein, welcher einen jener Dienste von mir verlangte, deren ich ihm für ein paar Kreuzer manche geleistet hatte. Ich sollte ihm früh am folgenden Morgen einen Brief besorgen, den er nicht durch seine Be-

dienten schicken wollte. Drei alte Kronthaler waren unglücklicherweise unter einem Buche auf dem Tische liegen geblieben; Molder gewahrte sie und machte mir den Vorschlag, sie ihm für Gulden auszuwechseln, wozu ich mich sogleich willig finden ließ, um nur von seiner Gegenwart befreit zu werden. Vierundzwanzig Stunden später stand ich wieder bei der nämlichen Beschäftigung; noch hatte ich mich keine Stunde lang von meinem Schatze getrennt und immer, wenn die Nacht herankam, erwachte eine unwiderstehliche Lust in mir, wieder und wieder den Belauf des erbeuteten Raubes zu prüfen. Diesmal kam *sie* zu mir, mit deren Erscheinen jedesmal die dunkelste Nacht zum hellstrahlenden Tage für mich wurde, die mein irdisches Glück, meine Hoffnung und meine Freude war! — Mein erster Gedanke war, auch sie glücklich zu machen, wie ich es geworden, denn auch sie war elend, weil sie arm war. Ich zeigte ihr meine Schätze mit unsäglicher Freude, ich beschenkte sie mit unendlicher Lust, ich verhieß ihr jedes Glück, was Reichthum und Liebe schaffen können! — Dies Mädchen, für das ich gesündigt hatte, mehr noch als für mich selbst, strafte mich mit harten Worten — und verrieth mich meinem bittersten Feinde — *meinem Vater!*"

Moritz Heller schwieg; die Worte erstarben in seiner

Brust. Zwei große Thränen quollen aus seinen Augen und schlichen seine blutlosen Wangen hinunter. Eine tiefe Stille herrschte im Gerichtssaale. Nach einer Pause fuhr er mit hohler Stimme fort:

„Seitdem hat das Verbrechen seine Frucht, der Besitz seinen Reiz für mich verloren! Was soll mir die Freiheit, was das Leben, da sie mich verstößt! — Aber ein Gefühl lebt in meiner Brust gegen diesen Mann, der sich der Baron von Altenfeld nennt und der mich Moritz Heller hat taufen lassen, dessen Mitleid ich vergebens angefleht, der mein Dasein elend hat verkümmern lassen, ein Gefühl des Abscheus und des Hasses! — Ihn, den Urheber aller meiner Qualen, ihn, diesen Rabenvater, will ich verfluchen bis zu meinem letzten Hauche und ihm wünschen, daß sein hochmüthiges Felsenherz so zermalmt werden möge, wie mein klägliches Leben es geworden ist!"

Er hatte sich vollständig gegen den Baron gewandt und die geballte Hand gegen ihn erhoben, während eine wilde Gluth in seinen tiefliegenden Augen sprühte. Es wäre unmöglich, den Ausdruck von Haß und Zorn zu beschreiben, der auf seiner wildverzerrten Physiognomie sichtbar war. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hafteten die Blicke aller Anwesenden bald auf ihm, bald auf Altenfeld. Dieser erhob sich jetzt. Weit entfernt

war er, die Spur irgend einer Bewegung auf seinem marmorkalten Antlitze blicken zu lassen; sein Körper war ungebeugt, sein Blick ungetrübt.

Ohne die heftige und anzügliche Rede des Angeklagten irgend einer Erwiederung zu würdigen, wandte er sich gegen den Criminalrichter und seine Assistenten:

„Meine Herren, es wird Ihnen in Ihrer vieljährigen Praxis häufig vorgekommen sein, daß der Scharfsinn verschmitzter Verbrecher sich in der Erfindung der abgeschmacktesten Mährchen besonders thätig zeigt. Hier ist ein handgreiflicher Beweis davon. Ich erkläre Ihnen unumwunden, daß ich von diesem Menschen nichts weiß, daß er mich allerdings unter mancherlei Vorwänden häufig angebettelt hat, so daß ich zuletzt meinen Bedienten Ordre gab, ihn ein für allemal abzuweisen und mich dadurch von seiner Zudringlichkeit zu befreien. Ein Gefühl eines thörichten und unangebrachten Mitleids veranlaßte mich einmal, ihm eine Unterstützung zur Uebersiedelung in die neue Welt anzubieten, da ich dachte, daß er dort sein Fortkommen finden könne und es immer gut sei, Europa von einem Vagabonden mehr zu befreien. Diese wies er jedoch hartnäckig ab, da er es vermuthlich für einträglicher hielt, mich en gros zu bestehlen, als ein mäßiges Almosen von mir zu neh-

men, dessen Anwendung Arbeit und Fleiß in dem fremden Welttheile gefordert haben würde."

Er sprach diese Worte mit der hochmüthigen Miene vornehmer Ueberlegenheit, deren er sich häufig bediente, wenn er sie für seinen Zweck passend fand. Er hatte seine Maßregeln genommen, denn er hatte die Aufdeckung seines Verhältnisses zu Moritz Heller von diesem selbst bei dieser Gelegenheit erwartet. Gern hätte er einen Skandal vermieden und um sowohl dies zu bewerkstelligen, als um der so plötzlich laut gewordenen Herzensregung Genüge zu thun, hatte er gewünscht, daß die Sache niedergeschlagen und der Verbrecher entlassen werde. Als er aber sah, daß dies Bemühen fruchtlos war, nahm er sich zusammen und erdrückte jede Regung des Mitleids oder der Theilnahme gegen den Angeklagten. Diese beschränkte sich auf den Gedanken, es würde vielleicht später auf irgend eine Weise gelingen, ihn heimlich aus seinem Gewahrsam entwischen zu lassen, denn allerdings sträubte sich ein leises, nie bisher gekanntes väterliches Gefühl in seiner Brust, seinen Sohn in's Zuchthaus wandern zu sehen und es waren alle jene gräßlichen Drohungen vergessen, die er früher gegen den Uebelthäter ausgestoßen hatte. Aber der Schein vor der Welt mußte gerettet werden und um dieses Scheines willen trug er seine eiserne Stirn

zur Schau, vor der jede Regung seines Gewissens oder seines natürlichen Gefühls schweigen mußte.

Aber mit lauter und schrillender Stimme schrie Moritz:

„Du verläugnest mich, unnatürlicher Vater! — Möge Gott Dich verdammen — aber ich will Dich zum Lügner machen!“

Er zog bei diesen Worten die Hälfte eines Silberstücks hervor, auf welchem das Wappen der Altenfeld theilweise geprägt war; zugleich hielt er ihm einen geöffneten Brief hin.

„Hier ist das Silberstück, von welchem Du gesagt, meine Mutter habe die Hälfte behalten und die andere mir als ein Zeichen der Wiedererkennung an einem schwarzen Bande um den Hals gehängt“ —

Ein leiser, feiner Schrei erscholl von der Seite her, wo die Thür gelegen war, die in das Innere des Gebäudes führte, doch war die Aufmerksamkeit aller Anwesenden so sehr durch den Baron und Heller gefesselt, daß man diesem Tone durchaus keine Aufmerksamkeit schenkte. Moritz sprach weiter:

„Und hier ist der letzte Brief, den Du an die Gärtnerin Hedwig Helsen geschrieben, in welchem Du mich ganz verstößest. Kannst Du Deine eigne Handschrift abläugnen?“

Altenfeld warf einen schnellen, scharfen Blick auf die dargebotenen Gegenstände und sagte gelassen:

„Ein Theil meines Wappens ist auf diesem Silberstücke gravirt, doch erkenne ich es nicht wieder, vermuthlich wird es mir früher gestohlen sein. Die Handschrift des Briefes hat allerdings einige Aehnlichkeit mit der meinigen, doch ist es deshalb nicht erwiesen, daß diese es sein müsse. Außerdem steht keineswegs meine Namensunterschrift, sondern nur der Buchstabe A. in dem Schreiben. Ich denke, dieser Mensch, der schlau genug zu einem nicht ungeschickt ausgeführten Diebstahle war, wird auch, um seine Fabel wahrscheinlicher zu machen, diesen Brief verfertigt haben, wenn er nämlich in der Kunst des Schreibens weit genug dazu gediehen ist!“

Die Männer des Gesetzes mußten es bestätigen, daß diese Bemerkungen Wahrheit enthielten. Der Baron nahm noch einmal das Wort:

„Meine Herren, ich habe mich Ihrer Aufforderung zufolge hier eingestellt, um mich Ihnen gefällig zu bezeigen. Uebrigens bemerke ich Ihnen, daß die Person eines im Civil- und Militairdienste Sr. Kaiserlichen Majestät von Oesterreich stehenden Beamten, der den Generalsrang bekleidet, nicht gehalten ist, vor dem Forum des Polizeigerichtes von Frankfurt zu erscheinen.

Ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich mit diesem Menschen nichts gemein habe, daß meine fernere Gegenwart bei irgend welchen Verhandlungen hier ganz unnütz sein würde und daß ich Sie ein für allemal ersuche, diese Sache den Weg des Rechtes gehen zu lassen, ohne auf unerwiesene Nebenumstände ein zu bedeutendes Gewicht zu legen."

Er verbeugte sich kurz und verließ das Gerichtszimmer. Nach seinem Abgange versank Moritz wieder in seine frühere Apathie, doch gab er auf die an ihn gestellten Fragen der Juristen kurze und hinreichende Antworten. Altenfeld langte bald in seiner Wohnung an und schlug, wie gewöhnlich, den Weg nach seinem Cabinette ein. Hier erwartete ihn seine Gemahlin, denn allerdings war die gegründete Besorgniß in ihr aufgestiegen, daß dies Zusammentreffen mit Demjenigen, den er ihr als seinen Sohn genannt hatte, ihm unter diesen Umständen abermals eine Bewegung veranlassen würde, die wiederum sein ganzes Nervensystem erschüttern und die nachtheiligsten Folgen für ihn haben könnte. Diese Befürchtung fand sie jedoch nicht bestätigt und er wies ihre besorgte Erkundigung mit wenigen kalten Worten ab. Noch hatte er die glänzende Uniform nicht abgelegt, mit der er sich bekleidet hatte, als das Geräusch eines rollenden Wagens auf der Straße hörbar

wurde und zur größten Ueberraschung der Baronin ungemeldet die Gräfin Hermine von Saldern hereintrat, welcher Herr von Nordberg folgte.

Das Angesicht der Gräfin war todtenbleich, ihr schwarzes Auge blitzte wild und feurig und der Ausdruck einer unmäßigen, jedes Zügels spottenden Leidenschaftlichkeit malte sich auf jedem ihrer Züge. Sie trat auf Altenfeld zu, faßte seinen Arm mit eisernem Griffe und sprach dumpf:

„Unnatürlicher Vater! Du hast Deinen Sohn verläugnet!"

Der Baron antwortete nicht, sondern maß sie mit einem Blicke, der Staunen und Unwillen ausdrücken sollte.

„Diesen Sohn, Du hast ihn im Elende verschmachten lassen," fuhr Hermine fort, „Du hast ihn zum Verbrecher gemacht, Du stießest ihn hinaus in Elend und Schande!"

„Und haben denn Sie, meine Gnädige," erwiederte er endlich höhnisch, „sich nicht vielleicht den nämlichen Vorwurf zu machen, mit welchem Sie gegen Andere so freigebig sind? — Haben denn Sie jemals mit besonderer Theilnahme sich Ihres hoffnungsvollen Sprößlings erinnert?"

Sie schauderte zusammen. Die Donnerstimme des

Gewissens sprach laut und schrecklich in ihr; sie verhüllte das Gesicht, dann aber hob sie es wieder empor und rief:

„Und die letzte, schmähliche Täuschung hast Du allen früheren hinzugefügt! Du machst mich glauben, daß ein Anderer, Fremder, mein Sohn sei — um Dir mein Geld zu Nutze zu machen!“

„Ich hätte es grausam gefunden, Ihr Interesse für einen hübschen, jungen Mann herabzustimmen, darum ließ ich Sie in dem Wahne, den Sie sich gar zu bereitwillig geschaffen hatten,“ entgegnete Altenfeld mit bitterem Spotte.

„Du hast mich betrogen,“ fuhr Hermine mit bebender Stimme fort, „betrogen in jedem heiligen Gefühle! Die Liebe des Mädchens hast Du mit Füßen getreten, die Liebe der Mutter machst Du zum Spott! — Sei verflucht auf ewig!“

Sie stürzte mit einer wilden Bewegung aus dem Gemache. Der Baron wandte sich um und schaute mit verschränkten Armen, jedoch mit unveränderter Miene, nach der andern Seite des Zimmers.

Hermine von Saldern war dem Zuge ihres Herzens gefolgt, der sie allmächtig trieb, der Entwickelung jenes düstern Gemäldes beizuwohnen, in welcher sie die Unschuld ihres Sohnes glänzend zu Tage gefördert zu

sehen hoffte. Durch Geld und gute Worte war es ihr gelungen, von der andern Seite in das Gebäude zu dringen und sich hinter jener Thür, die in das Innere des Hauses führte, ein heimliches Plätzchen zu erkaufen, auf welchem sie, da man die Thür angelehnt ließ, eine ungesehene Zeugin der ganzen Verhandlung war. Aber diese ihre ungeduldige Erwartung brachte ihr eine schreckliche Entdeckung — Franz Raunstein war nicht ihr Sohn — jener abgerissene, nichtsnutzige Bettler, jener schurkische Dieb — war das Kind ihrer Liebe und ihres Herzens! — Sie konnte nicht zweifeln, denn er selbst legte die untrüglichsten Beweise seiner Behauptung vor, deren Wahrheit Altenfeld zwar mit dem Munde abläugnete, die sie aber desto unwiderleglicher in ihrem Herzen erkannte. Die zweite Hälfte des Silberstücks war noch jetzt in ihren Händen; Jahre lang hatte es unbemerkt, halb vergessen unter unbeachteten Nebendingen geruht — sie hatte es zurückbehalten, als Adolf von Altenfeld das Kind aus ihren Armen nahm. Ein Schrei namenlosen, unaussprechlichen Wehs entrang sich ihrer Brust, als diese schauerliche Gewißheit, unwiderleglich, unausweichlich, ihr wurde!

Die Qualen dieser wenigen Minuten, die peinvollen Gemüthsbewegungen der nun folgenden Zukunft, welche der Lebensweg Herminens von Saldern in sich schloß,

waren schrecklich genug, um alle Thorheiten ihrer Jugend, um alle Mängel ihres gereifteren Alters abzubüßen. Eine entsetzliche, nie nachlassende Pönitenz wurde ihre fürchterliche Heimsuchung, deren endlicher, später Erlöser erst der Tod werden konnte.

Sie schwankte aus dem Nebenzimmer heraus. Sie drohte umzusinken, als plötzlich Nordberg zu ihr trat, den gleich ihr ein tiefliegendes, wenn auch anderartiges Interesse bewogen hatte, sich in der unmittelbaren Nähe der Gerichtsverhandlungen aufzuhalten. Nur mit dem einen, jede andere Betrachtung verbannenden Gedanken beschäftigt, nahm sie mechanisch seinen angebotenen Arm an und befahl ihrem Kutscher, in das Hotel des Herrn von Altenfeld zu fahren.

Nach ihrer Entfernung herrschte ein langes Schweigen. Dann trat Nordberg dem Baron einen Schritt näher und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

„Man beklagt das Schicksal dieses Gefangenen; nun wohl, er ist schuldig. Aber wenn er nun als ein Unschuldiger in jahrelanger, endloser Kerkerhaft hätte sitzen müssen, so wäre er glücklicher gewesen durch den Schatz des ungetrübten Bewußtseins — aber sein Ankläger, sein Verfolger war desto ruchloser!"

Er hielt inne. Der Baron antwortete nicht, sondern starrte noch immer unbeweglich auf die Wand hin. Nordberg fuhr fort:

„Was ist ein Gefängniß von wenigen Wochen? — Die göttliche Sonne der Freiheit ist das Licht des Lebens — unselig Jeder, der sie entbehren muß! — Aber sitzen zu müssen endlose Jahre hindurch ohne Luft, ohne Sonne — geschieden von Allem, was uns lieb und theuer war auf Erden — der Jammer unserer Geliebten, der Hohnspott unserer Feinde sein — leben, leben alle diese Jahre, deren jeder Tag eine Hölle der Langenweile, einen wüsten Taumel der gräßlichsten Empfindungen mit sich bringt, deren jede Nacht die tödtliche Qual der nie befriedigten Sehnsucht nach unsern Geliebten, die namenlose Pein des kochendsten Rachedurstes gegen unsere Feinde, den tausendfachen Tod der Verzweiflung in sich faßt, wo das Gespenst des Selbstmordes uns als eine lockende Versuchung entgegengrinst — ist der Gipfel irdischen Entsetzens!"

Die Stimme des Redenden klang dumpf und seine dunkeln Augen glühten in einem Feuer, welches einen Ausdruck in sich zu fassen schien, der nicht dieser Welt gehörte. Altenfeld's bisher so unbewegliche Gestalt wurde von einem leichten Schauder überrieselt, den man einem

Anfluge wieder eintretender Nervenschwäche zuschreiben konnte. Nordberg fuhr fort:

„Der Angeklagte ist verurtheilt durch den Spruch des Gesetzes — oder durch die meineidige Falschheit seiner Feinde! — Er ist verurtheilt zu sehr hartem Gefängniß, denn man hat in ihm einen ruchlosen Bösewicht erkannt, den man unter die dreihundert Räuber und Mörder stecken will, die die Bewohner des Felsenschlosses sind! — Man lacht seiner Thränen, man spottet seiner Betheurungen — er ist verurtheilt! — Und er durchfährt in der Mitte seiner Wächter wohlverwahrt, in Ketten, ein lachendes Thal, bis er am Fuße eines Berges ankommt, der sich im Osten erhebt, auf dessen Gipfel das Felsenschloß emporragt. Einst war es die Residenz der Beherrscher von Mähren — jetzt ist es das strengste Zuchthaus der österreichischen Monarchie. Und der Gefangene betritt seine Zelle — den Ort des Schauderns und des Entsetzens! Ein eisernes Band wird um seine Hüften gelegt und die Kette, die seine Glieder belastet, die seinen Füßen das Gehen zur unerträglichen Qual macht, wird an die Mauer befestigt, so daß er kaum an das Ende der Breterstätte gehen kann, welche der Hohn seiner Peiniger ihm als sein Bett nennt. Die ekelhafteste, erbärmlichste Kost ist seine kärgliche Nahrung, die er mit dem Fluche der Verdam-

mung auf den Lippen hinunterwürgt und die Schwäche und Krankheit ihm bald nicht mehr zu genießen erlauben. Man beraubt ihn seines Anzugs und legt ihm die Gefängnißkleidung an; lange Beinkleider, eine Seite grau, die andere rothbraun, ein Wamms und eine Jacke von diesen beiden Farben, Strümpfe von grober Wolle, ein Hemd aus unreinem Werg, der voll von Stacheln ist, ein weißer Hut, Stiefel von ungefärbtem Leder und ein Stück Leinwand um den Hals. — ist die buntscheckige, schreckliche Uniform, die ihm angelegt wird!"

„Sie schildern den Aufenthalt im Spielberge zu Brünn!" sagte der Baron, indem er mühsam die Worte hervorpreßte, als Nordberg einige Minuten schwieg. Dieser nahm wieder das Wort:

„Und Schweigen, das Schweigen des Grabes rund umher — grausenvolle, ununterbrochene, ewige Einsamkeit, in der das Herz vor innerm Entsetzen versteinert! — Aber nein — alle Monate kommt ein Polizeidirector, denn es könnte dennoch möglich sein, daß der Missethäter ungehorsam wäre! Man zieht ihm seine Kleider aus, man untersucht alle Nähte, man trennt die Strohsäcke auf und durchwühlt sie in der Furcht, es könne darin ein Papier oder sonst etwas stecken! — Ein kleines, engvergittertes Fenster giebt dem Tageslichte den spärlichen Durchgang, aber die Nächte, die unab-

sehbaren, schrecklichen Nächte erleuchtet kein Strahl — denn es ist dem Verbrecher nicht gestattet, Licht zu brennen! Jede Beschäftigung hört auf während des undurchdringlichen Dunkels, seine Gedanken allein sind die gräßlichen Gesellschafter des Gefesselten — seine Gedanken, seine Erinnerungen, seine Wünsche — die sein Gehirn von den Schauern des Wahnsinns erzittern machen!“

Der Baron athmete hoch auf; er riß den Uniformrock auf und rief:

„Es herrscht hier im Zimmer eine unerträgliche Beklommenheit! Ich gehe in den Garten, um frische Luft zu schöpfen!“

Er verließ hastig das Zimmer. Nordberg folgte ihm mit den Augen und ließ sich dann auf einen Stuhl nieder, indem er den Kopf in die Hand stützte. Eine Fluth schrecklicher Gedanken erfüllte seine Seele.

Adele von Altenfeld war während der ganzen Zeit, seit welcher ihr Alleinsein mit ihrem Manne unterbrochen worden war, nicht aus einer passiven Thätigkeit herausgegangen. Kein Wort entging ihrem Ohre, keine Bewegung der Redenden blieb unbemerkt von ihr. Das furchtbare Schicksal Herminens, der schändliche Egoismus Altenfeld's stand klar vor ihrem Geiste. Und durfte noch irgend eine Anklage der Schlechtigkeit gegen diesen Mann überraschen, den das Schicksal ihr zum

Gefährten gegeben hatte, da er so handgreifliche Proben von der Verstocktheit seines Herzens vor ihren Augen ablegte? — Ein unsägliches Grauen vor der Zukunft erfaßte sie, denn das Feld der Vergangenheit zeigte ihren Blicken eine lange Wüste; an ihren äußersten Grenzen erhob sich ein Bild, dessen Andenken jede Fiber ihres Innern erbeben ließ.

Unbewegt, lautlos war sie auf ihrem Platze in der Nähe des Fensters geblieben, den sie gleich anfangs eingenommen hatte. Jetzt verließ sie diesen, ging mit geräuschlosen Schritten auf Nordberg zu und sank vor ihm auf die Kniee:

„Bertold, Bertold Felton," stammelte sie, die gefalteten Hände zu ihm emporhebend, „fluche mir nicht!"

Nordberg fuhr empor. Das so lange so felsenfest bewahrte Gleichgewicht seiner Seele war erschüttert. Endlich sprach er verwirrt:

„Gnädige Frau, Sie beschämen mich — was steht zu Ihren Diensten?"

„Bertold," fuhr sie fort, ohne ihre Stellung zu verändern, „ich weiche nicht von diesem Platze, ehe Du mir sagst, daß Du mir verziehen hast."

Sie hatte das blasse, durchsichtige Antlitz zu ihm erhoben, ihr Auge fest auf ihn gerichtet; wie eine bü-

ßende Magdalena lag sie vor ihm — der Blick dieses Auges drang in seine Seele, seine unvergessene Sprache war ihm eine Erinnerung voll Schmerz und Freude. Aber sein Angesicht blieb unverändert, sein düster flammendes Auge weilte mit der rächenden Unerbittlichkeit der Eumeniden auf ihr.

„Er hat mich betrogen, schrecklich betrogen, dieser Mann!“ fuhr Adele tonlos fort. „Er sagte mir, Du seist gestorben, nachdem Du alle Schuld gebeichtet und Dein Läugnen tief bereut hättest, gestorben im Gefängnisse. Er log wie er so Viel gelogen — denn ich sehe Dich vor mir, Du bist da; wie es möglich ist, wie Du gelebt hast, wie Du aus dem Gefängnisse entkommen bist — ich frage nicht; ich weiß nur, daß Du lebst und hier bist! — Ich erkannte Dich gleich wieder bei Deinem ersten Auftreten; ich fragte mich, ob es möglich sei, daß die Todten auferstehen, daß ein Geist zum zweiten Male über die Erde schreiten und seine sterbliche Hülle wieder annehmen könnte, denn unmöglich war es mir zu denken, daß der Mann, den ich meinen Gatten nennen mußte, mich durch ein schlau ersonnenes Mährchen für einen höllischen Betrug geblendet hätte!“

Nordberg verharrte in seinem finstern Schweigen.

„Wie sollte ich leben ohne Dich, Felton?“ sprach die Frau von Altenfeld weiter. „Mein Herz war ge-

brochen, meine Seele war verwaist ohne Dich! — O, wenn ich sie zählen könnte, diese Fluthen von Thränen, die ich Deinem Andenken weihte, wenn es auch durch Schuld befleckt war! Für mich hattest Du die Reinheit der Engel, denn ich fand die Entschuldigung der Liebe für Dich in mir, daß ich, wenn ich auch Dein Verfahren nicht billigen konnte, doch vielleicht an Deiner Stelle eben so gehandelt haben würde. Dein Tod war das Grab meiner Seele. Aber ich war schwachen Geistes und konnte einer Stütze nicht entbehren. Adolf von Altenfeld, der auch Dein Freund gewesen war, nahte sich mir als ein schirmender Berather. Er erzählte mir von Deinen Vorzügen, er pries Deine Tugenden, die nur durch den einen, letzten Makel befleckt waren, er gestand mir die schrecklichen Kämpfe, das tiefe Bedauern, das es ihn gekostet hatte, als Feind gegen Dich aufzutreten; daß er aber nun Alles vergessen und verziehen habe, da Du der Erde entrückt und in eine Sphäre versetzt seist, wo in der himmlischen Verklärung die Schlacken der Schuld von Dir genommen seien — o, seine Zunge ist glatt und er redet schön, wenn er bethören will — es gelang ihm, sein Opfer zu berücken — ich wurde sein Weib!"

Nordberg biß die Lippen über einander; seine Zähne knirschten.

„Sein Weib," fuhr Adele fort, „während Du alle Qualen eines Lebendigbegrabenen im Kerker erduldetest. Bertold — wie lange hast Du geschmachtet?"

„Zwölf Jahre," antwortete er dumpf.

Adele schrie auf. Namenloses, angstvolles Entsetzen sprach aus ihren Zügen; sie beugte das Gesicht auf seinen Schooß herunter. Nach einer Weile hob sie noch einmal an:

„Und glaubst Du, daß nicht auch ich in einem Kerker schmachtete? — Reue, nie ablassende, namenlose Reue erwachte in mir, als ich wenige Tage erst Altenfeld's Namen trug! — O, nie, nie hätte ich seiner gleißnerischen Zunge glauben, nie einen falschen Götzendienst in dem Cultus meines Herzens aufpflanzen sollen; unwandelbare, unerschütterliche Treue hätte ich dem Andenken meines ersten Geliebten weihen müssen, rief es in mir. Kein Tag verging, an welchem nicht Dein Bild vor meinen Blicken stand; nie stieg das Dunkel der Nacht herauf, daß ich mich nicht erinnert hätte, wie die Finsterniß des Kerkers undurchdringlich Dich umgeben hatte, wie die Schauer des Todes in der einsamen Verlassenheit ohne Trost und ohne Beistand Dich erfaßt hätten. Bertold — siehst Du die vorzeitigen Falten, die meine Stirn umlagern, siehst Du den Schleier, der mein Auge getrübt hat, siehst Du die Farblosigkeit

meines Antlitzes, siehst Du die kränkliche Hinfälligkeit meiner Gestalt? — Bertold — Seelenpein ist es, die meine Gesundheit untergraben, meinen Körper zerstört hat — bittere, nagende Seelenpein um Dich!"

Er antwortete nicht. Adele hing mit der Qual der angstvollsten Erwartung an seinen Blicken.

„Mann!" rief sie endlich laut, indem sie convulsivisch seine Hand erfaßte, „Mann, den ich geliebt habe wie den Stern meines Lebens, Mann, den ich betrauerte so heiß und schmerzlich, wie je ein Mensch auf Erden beweint worden ist, um den ich Todesschmerzen erduldete, wie sie der Heiland am Kreuz erlitt — Du, den ich noch liebe wie Keinen — kannst Du mich verstoßen?"

Da erglühte ein Strahl einer sanfteren Empfindung in Bertold's Augen. Das Eis seines Herzens war gebrochen; ein unendliches, namenloses Mitleid erfüllte es. Die Erinnerung an die einst so heiß Geliebte, die so lange wie ein bitteres, zorniges Gefühl des Hasses in seiner Seele gelodert hatte, erhob sich wieder gesänftigt und verklärt in ihm. Zum ersten Male seit einer langen, unendlichen Zeit feuchtete eine Thräne seine Wimper. Er legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte mit leiser, brechender Stimme:

„Ich verzeihe Dir — um Deiner Liebe willen!"

Adele richtete sich auf. Sie führte Felton's Hand an ihre Lippen und drückte einen heißen, stummen Kuß darauf. Dann blickte sie ihn wieder mit angstvoller Besorgniß an und rief:

„Und mein Mann — sinnst Du auf sein Verderben?"

Bertold Felton antwortete nicht.

„O Gott, o Gott!" rief sie, „sei barmherzig, verzeihe ihm, wie Du es mir gethan hast!"

Jetzt aber wurde das Antlitz Felton's von einem so finstern Zornesausdrucke verdunkelt, daß Adele mit Schrecken gewahrte, daß die Stimmung seiner Seele eine plötzliche, gewaltsame Aenderung erlitten habe. Er ballte die Hand und murmelte:

„Ich kann nicht — ich kann nicht — die Mine wird in wenigen Minuten springen — und wenn ich es könnte, so will ich nicht!

Adelens Herz wurde von einem Gefühl entsetzlicher, unaussprechlicher Angst erfüllt. Noch einmal rief sie laut, mit herzzerreißendem Tone:

„Bertold, um Gotteswillen! Schone seiner — er ist mein Mann!"

„Und weil er Dein Mann ist," drang es über die festgepreßte Lippe Felton's, „ist er mein Todfeind. Weib,

Du kennst nicht den ganzen Umfang seiner Schandthaten; erst höre und dann richte!"

Nahende Tritte wurden hörbar. Die Baronin erhob sich. Die Thür öffnete sich und ihr Mann trat herein, welcher seinen Gang durch den Garten beendigt hatte. Wenige Minuten später meldete ein aufwartender Bedienter, daß der Graf Schwalbe, General in österreichischen Diensten, den Herrn von Altenfeld zu sprechen wünsche.

Die Viertelstunde, welche der Baron auf seine Gartenpromenade verwandte, hatte hingereicht, ihm seine gewöhnliche gelassene Haltung vollständig wieder erlangen zu lassen. Noch immer wußte er die Schwäche des Körpers zu besiegen und heftig war dann sein innerer Unwille bei dem Gedanken, daß die gereizten Nerven, diese verächtlichen, jämmerlichen Feinde, es vermöchten, einen so vielgewandten, geistesstarken Weltmann auch nur auf eine Zeit lang aus der Fassung zu bringen. Denn alle leisen Mahnungen des Gewissens, alle widerwillig sich kundgebenden Regungen des Herzens, wurden von dem Baron von Altenfeld mit der gemeinsamen Bezeichnung „Nervenschwäche" benannt, welche ganz zu unterdrücken selbst sein eiserner Wille nicht hinreichte, wie er es mit innerem Groll erkannte.

Wir haben die flüchtige Bekanntschaft des Generals

und Grafen von Schwalbe schon durch den lebhaften Antheil gemacht, welchen die Damen Molder, Mutter und Töchter, der Erinnerung an seinen Sohn weihten. Gleichfalls haben wir Erasmus Molder auf seinem wenig belohnten Besuche bei dem Vater begleitet und erwähnen nur noch zum Verständniß unserer Erzählung, daß der alte Graf Schwalbe mit Nordberg oder Bertold Felton, wie wir ihn zuletzt genannt haben, in Frankfurt eingetroffen war, hier sich aber sogleich von ihm getrennt hatte, da Felton es vorzog, unbemerkt in einem Privatlogis zu wohnen, während Schwalbe im Gasthofe zum Schwan blieb. Wenige Tage später reiste er weiter nach Wien, woher er jetzt wieder nach Frankfurt zurückgekehrt war.

Der Graf Schwalbe trug die österreichische Generalsuniform, in welcher wir ihn auch bei seiner ersten Erscheinung erblickt haben. Mehrere inländische und fremde Orden zierten seine Brust. Seine Haltung war stattlich und würdevoll, jedoch der Ton seiner Stimme, so wie die Art seines Benehmens sehr gemessen. Mit einer tiefen Verbeugung trat ihm der Baron entgegen:

„Ich freue mich sehr,“ sagte er mit seiner gewöhnlichen Artigkeit, „einen alten Kameraden begrüßen zu können. Mit Vergnügen erinnere ich mich meiner früheren Bekanntschaft mit Ihnen. Lassen Sie mich die

muthige Hoffnung aussprechen, daß auch mein Andenken nicht ganz bei Ihnen erloschen ist."

„Es sind zwölf Jahre verstrichen, seit wir uns zuletzt gesehen," erwiederte der Graf langsam, indem er die Verbindlichkeit Altenfeld's mit einem kalten Blicke beantwortete. Dieser nahm wieder das Wort:

„Richtig — ich erinnere mich — Sie verließen damals Wien und gingen in eine Garnisonstadt. Mich trieb der Wille des Hofkriegsrathes auch noch mehrere Jahre bald hierhin, bald dorthin und ich konnte nur als ein, wenn auch häufiger, so doch schnell wieder fortgetriebener Besucher bei meiner Frau sein, die ihre Wohnung in Wien behielt. Seit fünf Jahren nun hat man mich wieder hierher geschickt, wo ich schon als Jüngling mehrere Jahre mich aufhielt und ich habe mich einstweilen hier zur Ruhe begeben."

„Im Auftrage des Hofkriegsrathes ist es, daß ich Ihnen eine Mittheilung zu machen habe, Herr Baron," entgegnete der General.

Altenfeld sah ihn mit neugieriger Verwunderung an. Schwalbe zog ein Papier aus der Tasche und überreichte es ihm. Bei der Durchsicht seines Inhaltes schwand das Lächeln von den Lippen des Barons, welches bisher darauf geweilt hatte seit dem Eintritte des Grafen. Es war eine Vorladung des Hofkriegsrathes,

unverzüglich sich in der Gesellschaft des Generals von Schwalbe nach Wien zu begeben, da man ihm directe Mittheilungen zu machen habe. Altenfeld schlug das Papier zusammen und sagte nachlässig:

„Was will man von mir? Soll ich über irgend eine geheime Angelegenheit Aufklärung geben und reicht dazu mein schriftlicher Bericht nicht hin?“

„Es ist mir überdem aufgegeben worden,“ fuhr der General ernst fort, „Sie durch eine mündliche Eröffnung von dem gegenwärtigen Stande der vorliegenden Sache in Kenntniß zu setzen. Man zieht Sie zur Verantwortung wegen der meineidigen Unterschlagung einer Summe von zwanzigtausend Gulden Conventionsmünze.“

Der Angeredete warf einen seiner gewöhnlichen scharfen Seitenblicke auf den Grafen. Dann zuckte er die Achseln, schüttelte mit der Miene der Ungläubigkeit leise den Kopf und sagte hingeworfen:

„Ich begreife dies Alles nicht. Dies muß ein Mißverständniß sein. Man irrt sich in der Person.“

„Sie kennen jenen Prozeß, den Sie vor zwölf Jahren mit dem Capitain Felton hatten und der damals für Sie entschieden wurde,“ sprach Schwalbe weiter. „Man hat diese Sache gegenwärtig wieder aufgenommen und es stellt sich ein anderes Resultat heraus.“

„Diesen unangenehmen, widerwärtigen Prozeß wärmt

man wieder auf!“ rief Altenfeld entrüstet. „Was soll das bedeuten? — Er ist verjährt und der Eine der Betheiligten längst gestorben!“

„Die Revision ist möglich geworden,“ versetzte der General, „weil die Staatsobligationen sich wieder fanden, die heimlich von Ihnen an das Haus Erasmus Molder und Compagnie in Frankfurt verkauft wurden. Der geriebene Banquier hatte sie verwahrt und verkaufte sie meinem Agenten vor einem Jahre schon mit bedeutender Avance.“

Der Baron erblaßte. Schnell aber faßte er sich wieder und sagte gleichgültig:

„Ein Frankfurter Papierkrämer kann manche österreichische Staatsobligation besitzen, ohne daß ich sie ihm verkauft habe! — Soll doch das papierne Vermögen dieser mäkelnden Juden und Christen hier am Orte vierhundert Millionen Gulden betragen. Doch habe ich nicht in ihre Beutel geguckt, um es bewahrheiten zu können!“

„Dennoch ist der Beweis geführt, daß diese in Frage stehenden Obligationen die von Ihnen von Felton erhaltenen und später an Erasmus Molder verkauften sind, da der Capitain Felton die Nummern angab, die die früher in seinem Besitze gewesenen Papiere trugen. Erasmus Molder mußte schon vor einem Jahre sich vor

den Hofkriegsrath zu Wien stellen und dort mit einem Eide erhärten, daß die von mir ihm abgekauften Staatspapiere die nämlichen seien, die Sie ihm vor zehn Jahren schon verkauft hätten. Manche andere früher übergangene Umstände sind gleichfalls an's Licht gezogen und so ist eine genaue Durchsicht des Prozesses möglich geworden, in Folge derselben die Sachlage ganz verändert erschien."

„Aber ein speculirender Wucherer wie Erasmus Molder wird angekaufte Staatspapiere nicht neun Jahre lang liegen lassen! Dies Mährchen ist so unsinnig, daß es sich von selbst widerspricht!" rief der Baron ungeduldig.

„Sie verkauften sie ihm mit dreißig Procent Abzug," entgegnete der General mit unerschütterlicher Kälte, „unter der Bedingung, daß er ihren Verkauf nicht vor dem Verlaufe von neun Jahren unternehmen sollte. Uebrigens lag diese Zögerung überdem im Vortheile des Banquiers, da diese Papiere seitdem fast um das Doppelte ihres damaligen Werthes gestiegen sind."

„Aber Felton ist gestorben oder sitzt auf dem Spielberge in strenger Haft, welches dem lebendigen Tode gleicht!" rief Altenfeld. „Mit welchem fabelhaften Mährchen will man mich schrecken! Wie kann er gegen

mich aufstehen, da er längst von den Lebenden geschieden ist!"

„Er lebt, er lebt, um Dich zur späten, fürchterlichen Rechenschaft zu ziehen!" rief plötzlich eine Stimme, die das Blut in den Adern des Barons erstarren machte. „Zittre, Bube, das Maß Deiner Bosheit ist voll!"

Bertold Felton war aufgesprungen und trat dicht auf Altenfeld zu. Sein sonst so bleiches Antlitz war mit einer dunkeln Gluth überzogen, seine Augen sprühten flammende Blitze, während seine Bewegungen wild und heftig waren. Mit Donnerton fuhr er fort:

„Räuber meines Vermögens, meiner Liebe, meiner Ehre! Verräther an Glauben und Treue, gedenkst Du jener Zeit, als Du Dich heuchlerisch meinen Freund nanntest? — Ich übergab Dir mein Vermögen, aus welchem ich die Caution für meine beabsichtigte Heirath stellen wollte, wie ich Dir es vertraute, als der Befehl der Obern mich auf einige Monate mit einer Abtheilung Soldaten an die Grenzen des Reichs schickte. Und als ich nun wiederkam, liebetrunken, hoffnungsfreudig, und mein Geld von Dir wiederforderte, da behauptetest Du, keinen Gulden jemals von mir bekommen zu haben. Aber ich ließ mich nicht einschüchtern; ich forderte mein Eigenthum erst mit Güte, dann mit Zorn. Du reiztest mich durch bittere Spöttereien zur Tollheit

— ich versuchte, nach Dir zu schlagen — dies war ein Subordinationsfehler, denn Du warst Major, ich nur der Dir untergebene Capitain. Der Eid des Vorgesetzten, der die gestellte Forderung für eine Lüge erklärte, galt vor dem Militairgerichtshofe mehr als das einfache Wort des Capitains und er wurde als der vorsätzlichen Verläumdung seines Obern, aus Mangel an Beweismitteln für das Gegentheil, schuldig erkannt. Dann wurde auch der begangene Subordinationsfehler von Dir angegeben — und ich wanderte als Gefangener auf den Spielberg, in Oesterreichs fürchterlichsten Kerker, verurtheilt wegen des doppelten Verbrechens zu sehr hartem Gefängniß!"

Felton hielt inne. Der Baron antwortete nicht, sondern sah ihn wortlos mit stieren Blicken an. Felton sprach mit dumpfer, schrecklicher Stimme weiter:

„Elf fürchterliche Jahre saß ich hier. Da führte ein glücklicher Zufall einen alten treuen Freund zu mir, denn es war dem Grafen Schwalbe, der zum General gestiegen war, die Hauptinspection der Gefängnisse im Spielberg für dieses Jahr übertragen. Zum ersten Male drang ein Lichtstrahl in die schaudervolle Nacht meines Kerkers. Es gelang mir ihn zu überzeugen, daß ich, ich selbst, diese elende Grabesgestalt, dies leichenartige Gerippe, der Felton sei, den er in der Blüthe der Ju-

gend und Gesundheit gekannt hatte und den er jetzt längst einem künstlich ausgesprengten Gerüchte zufolge, was so viele meiner früheren Freunde getäuscht hatte, zu den Todten zählte. Vom Augenblicke an, daß dieser treue Freund die Darstellung des Ereignisses aus meinem Munde hörte, war er auch von der Wahrheit meiner Erzählung überzeugt, denn immer hatte er mich wahrhaftig erfunden. Er verließ das Gefängniß mit dem Versprechen des thätigsten Freundeseifers für mich. Er hat Wort gehalten, denn seinen unablässigen Bemühungen gelang es, die Beweise meiner Unschuld herbeizuschaffen und meine Freilassung gegen Uebernahme der Bürgschaft für mein sofortiges Erscheinen, immer wenn es von der Behörde gefordert werden sollte, zu erwirken. Die zwölfjährige Kerkerhaft wurde als eine Buße für den begangenen Subordinationsfehler hinreichend erkannt."

Seine Blicke weilten mit einem Ausdrucke unaussprechlicher, rührender Dankbarkeit auf dem männlichen, etwas gefurchten Antlitze des Generals, bei welchem das theilweise ergraute Haupthaar die Spuren seiner vorgerückten Jahre bestätigte. Ein leichtes, freundliches Lächeln des Grafen antwortete ihm. Nach diesem flüchtigen Intermezzo wandte er sich wieder mit donnernder Stimme zu Altenfeld:

„Und jetzt, Adolf von Altenfeld, sind wir gekommen, um Dich des Meineids und des Diebstahls zu bezüchtigen! — Wir eröffnen Dir, daß Du aller Deiner Würden beraubt, mit Schimpf und Schande aus den Reihen des Heeres gestoßen werden wirst, und daß der Stabsprofoß Dir Deine Orden nehmen und Dir die Uniform vom Leibe reißen wird! — Keine irdische Macht kann Dich retten, denn die schlagendsten Beweise sind gegen Dich geführt worden und Deine Vorladung vor den Hofkriegsrath geschieht nur pro forma, denn Dein Urtheil ist schon im Voraus unwiderruflich gesprochen!“

Altenfeld war auf einen Stuhl gesunken. Die Blässe des Grabes hatte sein Angesicht überzogen, sein Kopf fiel auf seine Brust herab, denn diesmal hatten seine Nerven eine Erschütterung erlitten, von welcher sie sich nicht zu erholen vermochten. Die Wahrheit, die ewige, allmächtige Wahrheit stand in ihrem Strahlenglanze vor ihm und nackt entschleiert vor seinen Blicken lag wie ein scheußliches Gerippe das Gewebe des höllischen Truges, welches er so fein gesponnen! — Und wie ein drohendes Schreckgespenst erhob sich vor ihm sein verstoßener, verläugneter Sohn, den er durch seine unnatürliche, grausame Härte zum ehrlosen Diebe gemacht hatte, zum Diebe, wie er selbst es

gewesen! — Und mit schmetterndem Posaunenschall tönte der Fluch des Weibes in seine Ohren, deren Jugend er mit dem Hauche des Lasters vergiftet und mit deren heiligsten Gefühlen er jetzt und damals einen schändlichen Spott getrieben hatte! — Und laut wiederhallte die stumme Klage jenes zweiten Weibes in seiner Brust, der er das Herz gebrochen, der er die Liebe und das Glück gestohlen und die er als seine Sklavin an seinen freudlosen Lebensweg gefesselt, denn ihretwegen, weil sie reich war und er sie für sich gewinnen, so gut wie er das ihm anvertraute Geld behalten wollte, hatte er Bertold in's Gefängniß gebracht! — Und schrecklicher noch als alles dies war ihm der Anblick Bertold's, der ihm das verjährte Verbrechen in seiner ganzen Scheußlichkeit vor Augen stellte! — Adolf von Altenfeld fühlte, daß er ein schwarzer, ruchloser Sünder sei, der dem eitlen Schein gefröhnt und die hohe Tugend der Wahrheit verspottet hatte!

„Und glauben Sie nicht, Herr Baron,“ nahm Felton auf's Neue das Wort, dessen rasende Heftigkeit sich in einen Ton kalten Spottes verwandelte, wie er sonst Altenfeld so sehr eigen gewesen, „denken Sie nicht, daß es Ihnen durch glatte Worte oder durch reiche Geldspenden gelingen wird wie so oft schon früher, Ihren Willen durchzusetzen und sich aus der Klemme zu

helfen. Ihr weniges Vermögen ist längst aufgezehrt, denn die gestohlenen zwanzigtausend Gulden haben sich Ihnen nicht als eine feste Unterlage eines künftigen Glücksbaus bewährt. Die Anweisung der Gebrüder Hallmüller auf sechstausend Gulden, die ich Ihnen vor mehreren Wochen schon präsentirte, ist noch immer nicht von Ihnen honorirt worden. Sie standen mit vier und dreißig tausend Gulden arg verkreidet bei diesem Banquier Molder, denn für ungeheure Wucherzinsen ließ er sich fort und fort zu Ihrem Nothnagel gebrauchen. Die Erbschaft eines Onkels, die für mich kurz vor die Zeit meiner Freilassung fiel, gab man mir nach derselben zurück und dies setzte mich in den Stand, diesem Ehrenmann die schlechte Forderung an seinen vornehmen Freund abzukaufen. Ich bin also Ihr Gläubiger nicht nur für die verjährten zwanzigtausend Gulden, sondern auch für die neuen Schulden von sechstausend und von vierunddreißigtausend Gulden. Es ist Ihnen bekannt, daß der wiedererlangte Theil der fünfzigtausend Gulden, die Ihr Sohn Ihnen gestohlen hatte, nicht hinreichen würde, um Ihren übrigen Verbindlichkeiten Genüge zu leisten!“

Der Baron neigte leise das Haupt. Felton fuhr fort:

„Also wie einen ehrlosen, meineidigen Bettler führen

wir Sie nach Wien! Werden Sie bald geneigt sein, uns wohl oder übel Folge zu leisten?"

„Eine Stunde noch zu den nöthigsten Vorbereitungen," seufzte er. —

Diese Stunde verstrich schnell. Der Graf Schwalbe verließ das Haus nicht, während Felton sich entfernte, um den Wagen des Letztern herbeizuholen. Bald lenkte der Baron seinen zitternden, wankenden Schritt dem Wagen zu. Kein Blick, kein Wort des Abschieds wurde seiner Gattin zu Theil, keine angstvolle oder freudige Hoffnung des Wiedersehns wurde von ihr ausgesprochen. In dumpfer Betäubung hatte sie der vorhergehenden Scene beigewohnt; sie unterwarf sich lautlos dem Schicksal, denn sie trug die unklare, unausgesprochene Ueberzeugung in sich, daß das unentrinnbare Verhängniß über sie hereingebrochen sei. Keine sanfte oder zärtliche Stimme erhob sich für ihren Gatten in ihrer Brust; nur ein wüstes Gefühl heftigen Abscheus gegen den entlarvten Bösewicht erfüllte sie, der der Quälgeist ihres Lebens gewesen war.

Schwer, erdrückend lag die Gegenwart auf den schwachen Schultern Adelens; öde, trostlos, erstorben sah sie die Zukunft, und als das Geräusch des davonrollenden Wagens in ihre Ohren tönte, legte sie die Hand an die Stirn und fragte sich, ob denn Alles, was sie

an diesem einen Tage erlebt, wirklich und wahr sei, ob nicht ein schrecklicher, wüster Traum sie mit einer grauenvollen Täuschung umgebe?

Am Abende des nämlichen Tages erhielt der hoffnungsvolle Erbe der Firma Erasmus Molder und Compagnie eine Vorladung vor das Polizeigericht der freien Stadt, am folgenden Morgen um zehn Uhr in eigner Person daselbst zu erscheinen. Bei dieser nicht ganz unerwarteten Eröffnung, da ihm die Kunde von der stattgefundenen Verhaftung Moritz Heller's längst zu Ohren gekommen, war es der erste Gedanke des jungen Herrn Molder, zu thun, als wenn ihn dies Alles gar nichts anginge und der Vorladung nicht Folge zu leisten. Diese mit seiner gewöhnlichen unverschämten Rücksichtslosigkeit so sehr übereinstimmende Denkungsart änderte er indessen später, denn bekanntlich kommt guter Rath über Nacht. Er bedachte während dieser, daß der erhaltene Befehl von einem Theil des Senates ausgehe, da das Polizeigericht aus einigen seiner Mitglieder zusammengesetzt war, daß nun wohl eigentlich die oberste Behörde der Stadt nicht mit sich scherzen lasse und daß, wenn er nicht freiwillig komme, man sein Erscheinen

schon auf anderweitige, weniger rücksichtsvolle Weise zu veranlassen wissen werde. Geschähe dies, so würde es einen ärgerlichen Skandal im Hause abgeben und sein Vater würde die ganze Sache erfahren, was ihm denn doch nicht so ganz angenehm war. Sein Bewußtsein sagte ihm deutlich, worin der fragliche Punkt bestände, über den er sich zu verantworten haben würde. Sollte er läugnen? — Kein Bedenken der Moral hielt ihn davon ab. Aber würde dies der Mühe werth sein? — Die Sache würde dadurch nur in die Länge gezogen und er genöthigt werden, mehrere Male den ärgerlichen Gang auf das Gericht zu thun. Was konnte ihm denn auch geschehen, wenn er die Wahrheit eingestände? — Eine Geldstrafe von einigen hundert Gulden wegen verläumderischer Angeberei eines Unschuldigen konnte ihm auferlegt werden. Und eine solche Bagatelle — sollte er ihretwegen sich Unbequemlichkeiten irgend einer Art aussetzen? — „Nein," lautete das Schlußwort des Selbstgesprächs, welches Leopold Molder bei der Vollendung seiner Toilette gehalten hatte, „ich gehe hin und sehe, daß ich den ganzen Bettel so schnell wie möglich vom Halse los werde."

Das Innere des Gerichtssaales hatte die nämliche Physiognomie wie am Tage zuvor. Franz Raunstein und Leopold Molder traten nach einander herein. Der

Letztere behauptete diesmal den Platz vor der Mitte des Tisches.

„Leopold Molder," sprach der Criminalrichter, nachdem die ersten gewöhnlichen Fragen nach Alter und Wohnort beantwortet waren, „der Angeklagte Moritz Heller hat ausgesagt, daß Sie in der Abendstunde des auf die Nacht folgenden Tages, in welcher der besprochene Diebstahl geschehen, drei alte bairische Kronthaler in seiner Wohnung gefunden und ihn überredet hätten, Ihnen diese Münzen gegen cursirende Gulden auszutauschen. Verhält es sich so?"

„Ja," war die kurze Antwort.

Es ist zu bemerken, daß Leopold Molder heute so wie immer sonst auf eine nach seinem Geschmacke ausgesuchte Weise gekleidet war, daß die goldene Brille und der Spazierstock mit dem türkischen Knopf nicht fehlten, so wie zugleich die goldgefaßte diamantene Tuchnadel und die schwere goldene Uhrkette sichtbar waren. Obgleich der junge Herr vollkommen entschlossen war, seine gewöhnliche Unverschämtheit auch vor den ernsten Jüngern der Themis nicht zu verläugnen, so trat er doch mit abgezogenem Hut mit einem tiefen Bückling herein, wobei er sich mit dem Gedanken tröstete, daß die vollendet arrangirte Frisur seines hellblonden Haarwuchses sich nun in der frühen Morgen-

stunde in das vortheilhafteste Licht zu stellen vermöge, da sie noch keine fernere Störung erlitten.

Der Inquirent fuhr fort:

„War es Ihnen bekannt, daß diese Kronthaler als besondere Merkzeichen der entwendeten Geldsumme bei der Polizeibehörde angegeben waren?"

„Ich hatte davon gehört, da ich zufällig einige Stunden vorher den Schreiber des Baron von Altenfeld, den Herrn Kaltschmidt, sprach und von ihm diesen Umstand erfuhr," antwortete der Gefragte nachlässig.

„So vermutheten Sie sogleich beim Erblicken der Thaler in der Stube Heller's, daß dieser der Dieb der ganzen Summe sein müsse?"

„Ich hatte darüber keine bestimmte Voraussetzung," erwiederte Molder.

„Und wohin begaben Sie sich mit diesen Thalern?"

„Ich ging zu dem Sommerpalais Franz Raunstein's in Sachsenhausen," entgegnete er, „da ich wußte, daß er die Nacht in der Stadt bleiben und also am Abend nicht herauskommen würde, und hielt mich dort eine Viertelstunde auf."

„Und wie gelangten Sie in dies Zimmer, da sein Bewohner abwesend und es daher vermuthlich verschlossen war?"

„Ich wohnte im vorigen Sommer dort," antwortete Leopold mit dem Anschein der völligsten Sorglosigkeit, indem er den Kopf auf die eine Seite warf, „und besaß noch zufällig einen Schlüssel, den ich mir damals zum Ueberfluß zu dieser Stube machen ließ. Mit diesem verschaffte ich mir sehr leicht den Eingang; die Wirthsleute waren abwesend und also gelangte ich hinein, ohne daß ein menschliches Auge meiner ansichtig wurde. Die drei Kronthaler legte ich in den Tapetenschrank, dessen Dasein ich mich recht gut noch erinnerte, und entfernte mich so heimlich, wie ich gekommen war. Am folgenden Morgen ging ich zum Baron von Altenfeld und machte ihn aufmerksam, ob auch bei der geschehenen Haussuchung die Sommerwohnung seines Secretairs durchgesehen sei und ob man im entgegengesetzten Falle das Vergessene nachholen wolle. Das Resultat dieser Untersuchung war zu erwarten."

Eine lebhafte Bewegung des Unwillens machte sich bei Raunstein bemerklich, doch folgte ihr sogleich ein Gefühl lebhafter Freude über seine nun ganz unzweifelhaft vorliegende Schuldlosigkeit. Der Inquirent fuhr gegen Molder fort:

„Es war also Ihre vorsätzliche Absicht, den genannten Franz Raunstein in den Verdacht der entwendeten Geldsumme zu bringen?"

„Allerdings," antwortete der Gefragte, indem er mit dem Stöckchen an das rechte Bein schlug.

„Und was bewog Sie zu diesem feindseligen Verfahren gegen ihn?"

„Ich hatte ein Hühnchen von längerer Zeit her mit ihm zu pflücken und wollte ihm ein für allemal eine Lection geben," versetzte Molder auf seine frühere Weise.

„Und wissen Sie," sprach der Richter weiter, „daß Sie sich durch diese Ihre unverhohlenen Aussagen der Nichtangabe des vermuthlichen Thäters und der vorsätzlichen, verläumderischen Verdächtigung eines Unschuldigen schuldig gemacht haben?"

„Das kann sein," lautete die unbekümmerte Antwort. „Ich läugne nichts und sage mehr aus als gefordert wird, da ich besonders wünsche, daß die Sache schnell zu Ende kommen möge."

„Vermögen Sie den Grund der Abneigung des Herrn Molder gegen Sie anzugeben?" wandte der Richter sich nun an Raunstein.

„Es ist mir nur der eine bekannt," entgegnete dieser mit leicht geröthetter Wange, „daß Herr Molder schon seit längerer Zeit auf eine wenig ehrenvolle Weise einem Mädchen nachstellt, welches meine verlobte Braut ist und welche ihn fortgesetzt schnöde abweist. Er hat mich durch sein heimtückisches Verfahren für den Vor-

zug bestrafen wollen, den sie mir vor ihm gegeben und indem er mein ganzes zeitliches Glück zu zerstören trachtete, suchte er zugleich mich als seinen Nebenbuhler unschädlich zu machen."

Leopold biß sich auf die Lippen. Eine kaum sichtbare Röthe überflog sein langgezogenes, gelbliches Antlitz. Zum ersten Male fühlte seine gewöhnliche Unverschämtheit sich ein wenig aus der Fassung gebracht. Er hatte sich gedacht, daß es nicht nothwendig sein würde, diesen Umstand besonders ausführlich zu berühren und war daher ein wenig überrascht.

„Also Verbrechen aus Eifersucht," bemerkte der Inquirent.

„Nun ja, wie Sie wollen," warf Molder hin, der seinen Aerger unter einer gleichgültigen Miene zu verbergen strebte, „eine unschuldige Liebschaft kommt alle Tage vor. Ich wollte das Feld für eine Weile allein behalten und suchte mich eines Nebenbuhlers einstweilen zu entledigen; das ist Alles."

„Sie können sich für heute entfernen," lautete die letzte Weisung, welche Molder aus dem Munde des Richters erhielt. Auch Raunstein wurde angedeutet, daß er für eine Weile abtreten könne. Leopold ging an ihm im Vorzimmer mit seiner gewöhnlichen Miene hochmüthiger Frechheit vorüber, die Franz mit einer

kalten Verachtung beantwortete. Nach einer Viertelstunde wurde dieser abermals in das Gerichtszimmer gerufen. Der Präses des Gerichtes hob an:

„Es stellt sich nunmehr durch die Aussage des Moritz Heller, so wie des Leopold Molder unzweifelhaft heraus, daß Sie in der in Frage stehenden Angelegenheit vollkommen ohne ihr Verschulden betheiligt worden sind. Es wird Ihnen eröffnet, daß Sie sofort auf freien Fuß gestellt werden, jedoch das Weichbild der Stadt für's Erste nicht zu verlassen haben, damit spätere, günstige Nachrichten Sie unverzüglich erreichen können."

Franz verbeugte sich. Ein Gefühl namenloser, unaussprechlicher Freude erfüllte ihn. Die göttliche Empfindung der Freiheit beseelte ihn, der Freiheit, die er ohne Fürsprache oder Aufopferung Anderer, blos durch die endliche Sichtbarwerdung der Wahrheit erlangt hatte. Endlich konnte er die zärtliche Sorge Mariens beruhigen, die untröstlich über seine verlängerte Haft war, wie sie es ihm in einem kürzlich erhaltenen Briefe gesagt hatte. Frisch und frei lag wieder der Lebensweg vor ihm. Warum sollte er sich durch eine vorübergehende Widerwärtigkeit beklemmen, warum seinen fröhlichen Jugendmuth einschüchtern lassen?

Wie würde Marie mit ihm jubeln, wie sein Entzücken theilen, nun, da er endlich, endlich ihr zurückge-

gegeben war. Und jene Dame, deren ungeforderte, wenn auch in ihren Wirkungen nicht erfolgreiche Huld ihn so unvermuthet überschüttet hatte, was konnte sie, der er nur bei den Soiréen Altenfeld's in bescheidener Entfernung als ein Fremder gegenübergestanden, was konnte sie bewegen, ihn mit einer so überschwenglichen Großmuthsspende zu beglücken, die an die fabelhaften Wohlthaten der Gottheit eines Feenmährchens erinnerten? — Noch grübelte er über dies Räthsel, als er an der Thür der Wohnung Altenfeld's stand. Es wurde ihm auf seine Frage nach dem Baron die Antwort, daß dieser verreist, die Baronin dagegen krank sei. Dennoch wurde ihm der Zutritt zu der Letztern erlaubt. Er fand sie in ihrem Boudoir, bleich und erschöpft auf dem Sopha ausgestreckt; die gerötheten Augen trugen die Spuren vielfältig vergossener Thränen und der Ausdruck tiefen, unendlichen Seelenleidens prägte sich weit mehr als sonst in ihrer ganzen Gestalt aus.

„Ich habe es gewagt, mich bei Ihnen einzudrängen, gnädige Frau," sprach Franz bescheiden, nachdem er eingetreten, „da ich dem Herrn Baron die Anzeige zu bringen wünsche, daß ich meiner Haft entlassen und mit einer vollkommenen Unschuldserklärung auf freien Fuß gestellt worden bin."

„Sie haben dies einem jungen Mädchen zu danken,"

sagte die Frau von Altenfeld mit schwacher Stimme, „welche sich Marie Huldrich nennt und welche vor einigen Wochen bei mir war, um mir die Mittheilung zu machen, daß sie in Moritz Heller den Dieb der gestohlenen Summe entdeckt habe."

Raunstein's Augen erglühten von einem freudigen Strahl. Dann sprach er weiter:

„Ich höre, daß der Herr Baron verreist ist und ich ihm daher meine Meldung nicht persönlich machen kann."

Ein heftiges Zittern erfaßte die Dame. Mit Anstrengung nahm sie das Wort:

„Die Abwesenheit meines Mannes wird vielleicht längere Zeit dauern. Ich richte daher die Bitte an Sie seine sämmtlichen Papiere durchzusehen und zu ordnen."

Er sah sie überrascht an. Eine unheilvolle Ahnung beschlich ihn, der er jedoch nicht Worte zu geben wagte.

„Ich werde mich Ihnen," fuhr die Dame leise fort, „für diese Ihre Bemühung, so wie auch für alle früheren Dienstleistungen reichlich erkenntlich bezeigen. Weiter aber kann ich Ihnen keine Versprechungen machen, denn Ihr Posten bei meinem Manne wird nicht weiter fortbestehen."

Ein erschrockenes Staunen prägte sich in der Physiognomie des Jünglings aus, doch war die Empfindung

tiefen Mitleids mit dem augenscheinlich so kummervollen Zustande der Baronin vorherrschend bei ihm. Nur zu gut wußte er, daß Scherz und Frohsinn nie ihre Gesellschafter waren und nur zu richtig setzte er voraus, daß einer der Hauptgründe ihrer Schwermuth die wenig liebevolle Behandlung war, die sie von ihrem Manne erfuhr. Eine weitere Nachfrage wagte er indessen nicht, sondern erwiederte blos:

„Wenn ich Ihnen vielleicht in der Folge auf irgend eine Weise nützlich sein könnte, so bitte ich, über mich zu befehlen, gnädige Frau. Ich werde Ihnen gern und freudig die fortgesetzten Beweise meiner Ergebenheit darlegen."

„Ich danke Ihnen," versetzte sie, „es könnte sein, daß ich noch ferner zu Ihrer Güte meine Zuflucht nähme, denn ich bin jetzt ganz verlassen."

Der Ton, mit dem diese letzten Worte gesprochen wurden, war so herzergreifend, daß er noch lange wie eine traurig wehmüthige Erinnerung in dem Herzen Raunstein's nachklang. Er entfernte sich und dachte, wie es ihm am leichtesten gelingen würde, sich eine Unterredung mit Marie zu verschaffen.

Die Familie Molder beschäftigte sich einige Zeit hindurch sehr lebhaft mit der fortgesetzten Erörterung der beiden Tagesfragen, die das Gespräch der Stadt für eine längere Weile noch als gewöhnlich abgaben. Die christliche Tugend der Theilnahme an den Freuden und Leiden des Nächsten bestrebte sich, diese überraschenden Vorfälle, den Diebstahl im Hause Altenfeld's, die Erklärung des Diebes, daß der Bestohlene sein Vater sei und das unerwartete Verschwinden des Barons, in Verbindung zu bringen; es schien fast, als wenn der Scharfsinn der Urtheilenden noch immer nicht genug glänzende Proben seiner Erfindungsgabe abgelegt habe. Man erschöpfte sich in Erzählungen über diesen Gegenstand, deren eine noch fabelhafter als die andre klang und ohne eine bestimmte Versicherung wird man es uns glauben, daß die Zungenfertigkeit der Molderschen Damen auch bei dieser ungewöhnlichen Veranlassung im näheren oder ferneren Kreise ihrer Bekannten auf eine ganz besonders strahlende Weise an's Licht trat.

In der letzten Zeit war es jedoch ein Gegenstand anderer Art, der das specielle Interesse der Familie ganz besonders in Anspruch nahm und sie daher ihre Theilnahme für Gegenstände der allgemeinen Menschenliebe weniger ausschließend rege hielt. Es war nämlich der Hochzeitstag Leopold Molder's und der Gräfin Seraphine

in acht Tagen angesetzt, wenn, wie man nicht zweifelte, die gehoffte Ernennung des Bräutigams zum Baron bis dahin stattgefunden haben würde. Es war also eine Reihe wichtiger Fragen gegenwärtig im Innern des Familienkreises zu beantworten, mit deren Erörterung man auch heute lebhaft beschäftigt war. Die Stunde des nachmittäglichen Kaffetrinkens war herangekommen; Leopold war zu seiner gräflichen Braut gefahren, um in ihrer Begleitung einige nothwendige und nützliche Einkäufe zu machen; Erasmus saß im Sopha, das gedanken- und zahlenschwere Haupt in die Kissen zurückgelegt und blies den Dampf einer Havannahcigarre in langen blauen Wolken von sich. Die entgegengesetzte Ecke hatte Gesina Molder ausgefüllt, bei der das Gefühl innerer Wichtigkeit nicht geringer als bei ihrem Ehegemahl war, während Annette und Clarissa die Plätze am Fenster eingenommen hatten und ihrer gewöhnlichen müssigen Beschäftigung oblagen, die Vorübergehenden einer Musterung zu unterwerfen, bei welcher das Gefühl der christlichen Liebe nicht immer das vorherrschende war.

„Bei alledem,“ sagte Gesina nachdenklich den Kopf wiegend, „ist doch der Raunstein ein schlauer Bursche, daß er so ganz frank und frei davongekommen ist. Ein Anderer hätte doch gewiß Haare lassen müssen, wenn er

so offenbar mit dem Diebe unter einer Decke gespielt hätte, daß man einen Theil des Schatzes bei ihm finden konnte, und ihm ist gar nichts geschehen als die acht oder vierzehn Tage Arrest, die sich in der eignen Wohnung denn nun auch wohl aushalten ließen."

„Er ist dennoch ärger betrogen worden, als er dachte," entgegnete ihr Mann, „denn sein Dienst bei dem Baron hat aufgehört und wird nie wieder anfangen. Er läuft nun wie ein brotloser Tagedieb herum, doch ihm steht die Welt offen, er kann noch viel Glück darin machen!"

Er begleitete diese treffende Bemerkung mit einem rauhen Gelächter, in welches seine Töchter kichernd einstimmten.

„Glänzende Aussichten für Marie, ich denke, sie bittet uns nächstens zur Hochzeit," sagte Nettchen boshaft.

„Es wäre am besten, sie feierte eine Doppelhochzeit mit Leopold, so wäre es ein Abwaschen," fügte Ritzchen witzig hinzu.

„Ich bin bange, die kümmert sich wenig um die Hochzeit, sondern denkt, daß sich's eben so gut in wilder Ehe leben läßt, so ist man desto ungebundener," nahm ihre Schwester wieder das Wort. „Wir erleben

es eines schönen Tages, daß sie, ehe wir es uns versehen, mit ihrem Herzliebsten auf und davon gegangen ist, denn sie hat eine große Vorliebe für freie Excursionen."

„Und da ist nun der Moritz Heller so zum Spitzbuben geworden," fuhr Madame Molder in ihren Betrachtungen fort. „In seinen Kinderjahren kam er als Gemüsejunge mit dem Korbe der Gärtnerin aus Sachsenhausen hier in's Haus; ich hätte ihm damals nicht angesehen, daß er wie ein Rabe stöhle, da sieht man, was aus dem Menschen werden kann. Man hätte ihn schon früher nicht aus den Augen lassen müssen, denn was hat er wohl damals schon Alles eingesteckt und weggeschleppt! — Apropos — meine Putzmütze mit dem gelben Florbande, die ich auf unserer silbernen Hochzeit trug und die zufällig nachher in der Küche ganz braun vom Rauch wurde — und mein grün und roth carrirter Kalliko-Gartenhut, an dem der Schirm so gefährlich groß war und dessen Zeug so unächt wurde, daß man zuletzt nicht mehr die Farbe erkennen konnte — kamen so plötzlich weg. Gewiß hat er dies Beides auch heimlich fortgeschleppt!"

„Doch glaube ich kaum," bemerkte Nettchen mit verbissenem Lachen halblaut gegen ihre Schwester, „daß er sich selbst mit diesem außerordentlichen Putze hat be-

kleiden wollen, denn der würde ihm wohl etwas sonderbar gestanden haben."

„Nun denn, er wird seine Pflegemutter haben beglücken wollen durch die glanzvolle Spende," entgegnete Rißchen lachend. „Er selbst wird nicht mit Mamas angeräucherter Florhaube und mit ihrem verbleichten Stürmer haben stolzieren wollen, so klug bin ich auch."

„Mir deucht, er lief auch der Marie nach," hob Gesina wieder an, ohne die Zwischenrede ihrer Töchter zu beachten. „Mehrere Male ist er bei ihr auf dem Zimmer gewesen und vor Gericht soll er erklärt haben, daß sie schon lange in einem Liebesverhältniß mit ihm gestanden und ihm angegeben habe, daß er das Geld nehmen solle, damit auch sie ihr Schäfchen dabei scheeren könne."

„O, die nimmt vorlieb," fiel Clarissa ein, „der ist Jeder recht; sie kirrt sich Liebhaber mit allerlei Mitteln. Einige Leute haben so ihre ganz besonderen Wege."

„Einen Gärtnerburschen und einen Secretair muß man auf verschiedene Weise lieben, das giebt Abwechselung im Leben," bemerkte Annette hämisch.

„Bei alledem," nahm Erasmus das Wort, „müssen wir sehen, daß wir die Dirne los werden, denn sie macht es jetzt gar zu bunt. Ich will von dem Firlefanz nun nichts mehr wissen. Als wenn man nichts

Anderes zu denken hätte, als an die Liebschaften dieses albernen Kindes!"

„Doch wird es gerathen sein, daß sie erst Leopold's Hochzeit mit durchmacht," fügte seine Gattin staatsklug hinzu, „denn sie kann gut anfassen, wenn sie will, und muß uns erst Alles wieder bei Seite schaffen."

„Ich habe mir schon hellrothen Atlas zum Hochzeitskleide ausgesucht, der wird gut zu dem weißen Blondenshawl stehen, den Mama mir gestern schenkte," versetzte Clarissa.

„Ich nehme citronengelb, die Farbe ist noch zarter," bemerkte Annette.

„Mein dunkelbraunes, ächtes Sammtkleid ist schon in Arbeit, es sitzt perfect," sprach ihre Mutter. „Aber," fügte sie nachdenklich hinzu, „wie Viele werden wir denn eigentlich? — Erst die Trauung, dann großes Diner und zuletzt Ball. Fünf sind wir hier im Hause — Marie kommt nicht mit bei Tische."

„Das wäre auch nöthig, daß die an der Tafel präsidirte," fiel Nettchen ein. „Die kann als blinder Passagier mit aufwarten, da ist sie besser an ihrem Platze."

„Und Seraphine und ihre Stiefmutter dazu macht sieben," fuhr Gesina in der Ueberzählung ihrer Völker fort. „Dann die Andern vom hohen Adel und von der Kaufmannschaft — sollen auch Fremde mit?"

„Wenn der Herr von Nordberg bis dahin zurückkommt, so will ich ihn einladen," sagte der Banquier.

Gesina sah ihn mit schlauem Lächeln an und versetzte:

„Ah, ich verstehe Dich, Du gehst Deinen eignen Weg, Väterchen. Du denkst nicht nur an Deinen Sohn, sondern auch an Deine Töchter. Er interessirt sich so besonders für Nettchen."

„Hu, nun bin ich ganz bange vor ihm geworden!" rief diese aufgeregt. „Er ist ja dem Altenfeld mit einem Messer zu Leibe gegangen; da würde er wohl auch auf mich losgehen, wenn ich seine Frau wäre und es ihm nicht recht machte. Ich hatte schon immer eine Ahnung, daß er ein heimlicher Blaubart wäre und wollte daher immer nicht recht daran, denn es ist ein gräuliches Ding mit solchen Leuten, die Einen umbringen, ehe man daran denkt. Solche blutsaugerische Vampyre könnten Einem doch gar viel Molest machen."

„Ich habe ein gutes Geschäft mit ihm gemacht, das ist mir die Hauptsache," warf ihr Vater selbstzufrieden hin, „darum will ich ihn warm halten; er muß nicht ohne Mittel sein."

„Er ist ein Freund des alten Schwalbe," nahm Gesina wieder das Wort, die eine glänzende Probe

ihres umsichtigen Scharfsinns ablegen wollte, „und kennt auch den Jungen. Am Ende läßt er den Alten in Wien und bringt den Jungen mit zurück. Ein Glück, daß sie nicht Beide auf Eine von Euch versteuert sind, sondern daß Schwalbe Rißchen die Cour machte und Nordberg nur für Nettchen Augen und Ohren hat. Wäre dies nicht, so könnte es schrecklich enden, denn dieser Nordberg versteht keinen Scherz und soll ein gar grimmiges, rachsüchtiges Menschenkind sein, wie Du sagst, Nettchen. Gewiß ist der alte Schwalbe gegen die Partie, weil wir bürgerlich sind. Warum hätte er sich sonst so bärbeißig gegen Dich angestellt, Erasmus? — Aber er vergißt unser schönes Geld, das wird dem Jungen besser in die Augen stechen und so wird er wohl Knall und Fall ohne Wissen des Alten die Sache richtig machen."

Jetzt fuhr ein Wagen vor. Das Brautpaar kam von seiner Fahrt zurück und trat bald darauf in die Stube. Die Gräfin Seraphine wurde mit der gewöhnlichen, übertriebenen Zuvorkommenheit von ihren neuen Verwandten empfangen. Rißchen und Nettchen umarmten sie feurig und auch Gesina schloß sie mit Zärtlichkeit an ihre Brust, indem sie sie auf die Wange küßte.

„Nun, liebes Seraphinchen," hob sie an, nachdem sie diese mit sanfter Gewalt gezwungen, neben ihr im

Sopha den Ehrenplatz einzunehmen, „was für schöne Dinge haben Sie denn heute eingekauft?"

„Wir haben das Silberzeug ausgesucht," antwortete die Braut fröhlich. „Mir sind ganz allerliebste Desseins gezeigt; ich habe beordert, daß auf Alles das Wappen der Saldern mit dem des Barons von Molder eingegraben würde."

„Mit dem aller künftigen Barone von Molder," rief Erasmus lachend, der sich besonders liebenswürdig zu zeigen beschlossen hatte, „wollen Sie sagen, Gräfin Schwiegertochter, denn unser schönes Geld soll diese Barone erst machen. Doch ich hoffe, Sie haben das Silberzeug recht schwer genommen, denn einen guten Beutel voll Silberthaler habe ich Leopold in die Hand gesteckt — an dem Wichtigsten, wenn man kaufen will, habe ich es nicht fehlen lassen."

Seraphine hatte es sich gefallen lassen müssen, die unabläßige Erwähnung des Geldes als die große Hauptsache bei allen mehr oder minder wichtigen Lebensfragen im Kreise ihrer neuen Verwandten anhören zu müssen. Anfangs hatte sie dies etwas überrascht, bald aber tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß dies die gewöhnliche Weise der Kaufleute sei und daher auch bei allen übrigen Gliedern ihrer neuen Familie Nachahmung finde. Sie beschloß daher, sich ruhig in das Unabänder-

liche zu fügen, denn keine Rose ist ohne Dornen; sie nahm eine Art von Dickhäutigkeit an, sobald der Geldpunkt zur Sprache kam, indem sie jede Empfindlichkeit bei Seite setzte und sich über diesen gar nicht äußerte. Dieser lebensklugen Ansicht zufolge antwortete sie auch jetzt hingeworfen:

„Ich weiß nicht, wie viel der Baron angelegt hat.“ (Seraphine hatte vom Anfange ihres Brautstandes an ihren Erwählten mit dieser Benennung bezeichnet, welche ihre gewisse Hoffnung auf seine und ihre zukünftige Größe aussprechen sollte). „Ich habe ihm das Bezahlen überlassen.“

„Nun,“ sagte Leopold, welcher sich seiner Verlobten gegenüber gesetzt und den ganzen Tag eine ganz besonders galante Stimmung gezeigt hatte, „ich will Dir morgen Rechenschaft ablegen, Papa. Viel wirst Du nicht wieder bekommen, will ich Dir im Voraus bemerken, denn wir haben die sämmtlichen Läden Frankfurts ausgekauft und werden ein wahres Krammagazin in unserer neuen Haushaltung ausstellen.“

„So könnt Ihr mit Vortheil wieder verkaufen, wenn viele Kunden kommen,“ lautete die scherzhafte Antwort seines Vaters, der seine Krämerseele auch nicht eine Stunde verläugnen konnte.

„Hierüber hat allein meine Gräfin Braut zu ent-

scheiden," versetzte der Bräutigam mit einer galanten Verbeugung. „Vom Augenblick an, daß sie Baronin Molder heißt, ist sie mehr noch als jetzt schon die unumschränkte Gebieterin aller Herrlichkeiten, die sich im Hotel Molder finden können."

„Und das Brautkleid — hat dies Ihren Beifall?" fragte Gesina mit süßem Lächeln. „Ich habe es mit Leopold ausgesucht und würde mich sehr glücklich fühlen, wenn wir Ihren Geschmack getroffen hätten."

„Ich danke Ihnen," antwortete Seraphine lebhaft, welche mit manchen andern Tugenden ihres Geschlechts auch diejenige einer unschuldigen Neigung zur Putzsucht theilte. „Es ist wirklich hübsch; der weiße Seidenmoor wird sich mit den breiten brüsseler Kanten gut ausnehmen. Nun habe ich noch nichts im Haar, aber Leopold hat mir einen Diamantenschmuck versprochen; ich denke es wird ein Diadem dabei sein und so kann ich dies ja außer der Myrthe noch im Haar tragen."

„Ein Diamantenschmuck — der wird theuer kommen," sprach Clarissa halblaut, die eine Regung giftigen Neides nicht zu unterdrücken vermochte bei dem Gedanken, daß alle diese Herrlichkeiten für eine Fremde aus ihres Vaters Kasse angeschafft würden und sie, als seine Tochter, doch wohl eigentlich ein näheres Recht darauf habe.

„Gieb Dich zufrieden, Rißchen," erwiederte ihre Mutter holdselig, „wenn Du erst Gräfin Schwalbe wirst, so sollst Du Diamanten von eben so schönem Wasser haben, wie diese es sein werden."

„Es ist Ihnen also der Freitag in der nächsten Woche recht—?" fragte sie darauf ihre künftige Schwiegertochter.

„Ich bin es zufrieden," versetzte diese, „nur knüpfe ich die Bedingung daran, daß Leopold vorher Baron sein muß, denn ohne diesen Titel kann ich mich nicht verheirathen."

„Der wird nicht ausbleiben," sprach Erasmus gewichtig. „Bezahlt ist er schon, denn das Geld habe ich schon abgeschickt. Ich erwarte ihn übermorgen."

„Und Ihre Aussteuer," warf Nettchen anscheinend gleichgültig ein, deren innere Habsucht längst der verschwiegenen Meinung gewesen war, daß von Seiten der vornehmen Braut doch auch etwas geschehen müsse und es doch unbillig sei, daß die ganze kostbare, neue Einrichtung aus dem Beutel ihres Vaters bestritten werden solle, „sind Sie mit dieser schon fertig?"

„Meine Stiefmutter hat mir schon vor vierzehn Tagen eine Summe von fünftausend Gulden übergeben," antwortete Seraphine, welche durch den Ton ihrer Stimme die vollständigste Nichtbeachtung des Mammons

auszudrücken bemüht war, die Unbegüterte oft mit so belohnendem Bewußtsein an den Tag legen. „Wir haben sie schon mit den übrigen Geldern angelegt.“

„Ha, ha, die Gräfin Hermine wirft jetzt mit Tausenden um sich, die ist mit einem Male in den Spendirrock gefahren; gut, daß sie einen erklecklichen Fond hat, sonst könnten die Griffe in den hochgräflichen Beutel am Ende zu tief werden und das wäre doch Schade!“

Erasmus Molder begleitete diesen feinen Scherz abermals mit einem rauhen Gelächter, welches der vollkommenste Dolmetscher seiner guten Laune war. Diese laute Fröhlichkeit wurde unterbrochen, indem ein Bedienter hereintrat und ihm auf einem silbernen Teller ein dickes, versiegeltes Schreiben präsentirte. Gleich darauf trat Marie ein und nahm still und, wie sie glaubte, unbemerkt, ihren Platz in einer Ecke ein.

„Was ist das?“ fragte der alte Banquier, das Siegel betrachtend. „Die hochweise Oberpolizeibehörde läßt sich vernehmen, aber die Aufschrift ist an Dich, Leopold. Was mag denn diese Dir zu eröffnen haben?“

Leopold erbrach das Schreiben und überlas es flüchtig. Dann steckte er es mit gleichgültiger Miene in die Tasche und sagte hingeworfen:

„Eine Bagatelle — man reibt mir ein, daß ich, wie ich neulich den Comptoirknecht Jakob aus dem

Dienste jagte, ihm einige Stockhiebe überzählte. Hierfür soll ich ihm zehn Gulden Schmerzensgeld zahlen; ich denke, der Bettel wird mich nicht ruiniren. Mit Geld läßt sich Alles abkaufen."

„Laß mich sehen; gieb mir das Schreiben," sprach sein Vater, dessen Aufmerksamkeit erregt war, indem er zugleich die Hand ausstreckte.

„Es ist nicht der Mühe werth — Du kannst es nachher im Comptoir lesen, laß uns nun von andern schönen Dingen sprechen," versetzte der künftige Baron.

„Gieb mir das Schreiben, ich will es lesen!" sagte Erasmus noch einmal. Der Ton, der diese Worte begleitete, war so entschieden, daß sein Sohn einsah, daß keine Widerrede helfen würde. Dieser rief daher seine gewöhnliche Bravour zu Hülfe und zog mit der sorglosesten Miene das fragliche Papier hervor.

Aber der Banquier war weit entfernt, diese anscheinende Unbefangenheit seines Stammhalters zu theilen. Seine Stirn umwölkte sich immer mehr, je weiter er in der Lectüre fortschritt und endlich warf er das Papier mit der Miene heftiger Erbitterung, die ihn jede Rücksicht vergessen ließ, auf den Tisch und rief:

„Ha, Patron, welche saubern Histörchen sind dies? Welche nichtsnutzige Bubenstreiche hast Du ausgerichtet

so ganz in der Stille? Komme ich so auf Deine Fährte?"

Er nahm das Papier wieder auf und las laut, indem er sich gegen seine Frau wandte:

„„Es wird dem besagten Leopold Molder hiemittelst eröffnet, daß er nach der am dritten d. M. auf dem Stadtgerichte abgelegten Aussage, der verläumderischen Anschwärzung des als vollkommen schuldlos erfundenen Franz Raunstein überwiesen erklärt wird, da er gegen dessen Willen und Wissen die drei alten in Rede stehenden Kronthaler in dessen Behausung gebracht und daselbst versteckt hat, zu dem eingestandenen Zwecke, diese Münzen als besondere Indicien hinsichtlich des in Frage stehenden Diebstahls gegen den genannten Raunstein gelten zu lassen. Es wird ihm daher für dies sein widerrechtliches Beginnen die Zahlung einer Brüche von fünftausend Gulden an das besagte Polizeigericht, so wie einer Entschädigung von fünfhundert Gulden an den erwähnten Franz Raunstein, wegen vorsätzlicher Beschädigung der Ehre und des guten Leumunds, auferlegt. Diese letztere Anordnung wird um so billiger erachtet, da die also kund gegebene Abneigung des Herrn Leopold Molder gegen den besagten Franz Raunstein laut der als richtig befundenen Aussage des Letzteren, nach seinen wiederholt abgewiesenen Versuchen,

eine Liebschaft mit dessen Braut, genannt Marie Huldrich, anzufangen, durchaus unrechtmäßiger Weise hervorgetreten ist.““ —

Gessna schüttelte mit der Miene ungläubigen Zweifels den Kopf. Erasmus aber, dessen Antlitz kirschbraun vor Zorn war, schrie noch einmal:

„Bursche, was ist das? — Meinst Du, daß ich fünftausendfünfhundert Gulden auf die Straße werfen will, blos um Deine tollen Streiche abzukaufen? Wie kommst Du dazu, solche Dummheiten hinter meinem Rücken vorzunehmen? — O, ich habe mein Geld zu lieb, um sie mit Dir auszuessen! — Liebschaften mit der Braut eines Andern — bist Du toll? Und das mit einer Dirne, die so ratzenkahl ist wie diese Marie! — Weißt Du nicht, daß es dem Credit Schaden thut, wenn man andre Leute vorsätzlich anschwärzt und dann noch die Dummheit hat, seine Albernheit einzugestehen? — Und so dumm fortzukommen! Will man etwas ausüben, so muß man es so anfangen, daß man auch unbeschädigt damit zu Ende kommt — das ist das Wenigste!“

„Aber, Poldchen, ich begreife Dich nicht!“ rief Gessna, bei der gleichfalls der ungewöhnliche Fall vorkam, daß ihr der Kamm aufschwoll, indem sie sich gegen ihren Liebling ereiferte. „Hinter unserm Rücken triebst

Du solche Tollheiten, die noch dazu um nichts und wieder nichts uns schweres Geld kosten! Hast Du den Verstand verloren? — Dann hättest Du lieber vorher in's Tollhaus gehen sollen!"

Der Gegenstand dieser Zornesausbrüche hatte sich seitwärts gewendet und die goldene Lorgnette auf seine beliebte Manier vor das eine Auge gesteckt, indem er die bescheidene Person seiner etwas entfernt sitzenden Cousine Marie einer langdauernden, aufmerksamen Betrachtung würdigte. Mit der Klugheit eines erfahrenen Feldherrn, der sich in einem hitzigen Scharmützel befindet, hatte er beschlossen, sich in seiner stattfindenden, schwierigen Lage nicht einschüchtern zu lassen, sondern den Wuthausbrüchen der feindlichen Parteien als wirksamste Gegenwaffe ein unerschütterliches, kaltes Blut entgegenzusetzen. Mit dem wohlweisen Gedanken, daß er, wenn auch nicht in seine Tugend, so doch in seine Unverschämtheit sich hüllen wolle, wenn es stürmt, blieb er vollkommen ruhig, bis endlich ein augenblicklicher Stillstand in den zornigen Aeußerungen seiner Aeltern eintrat. Dann zeigte sich ein hämisches Lächeln auf seinem langen, gelben Gesichte, welches der vollkommenste Dolmetscher seiner innern Bosheit und Beschämung war, und indem er den Kopf auf die Seite warf, sagte er mit gleichgültigem Tone:

„Nun, schilt mich nicht allein, Papa. Es giebt Leute hier, die einen längeren Text verdienen, als ich, und unter diesen stehst Du selbst obenan. Warum nimmst Du solche Personen wie die Marie Huldrich in Dein Haus? — Denn die ist doch am Ende die Wurzel alles Unheils hier. Erstlich wirft sie sich dem Raunstein an den Hals und während dessen unterfängt sie sich, auch andern Leuten nachzulaufen, von denen mehr zu holen ist. Nun, ich denke, Du bist auch nicht immer so gerieben gewesen, wie heutiges Tages und hast Dir in Deinen jungen Jahren auch wohl einmal von einem hübschen Lärvchen Sand in die Augen streuen lassen. Das schöne Capital thut mir selbst leid, denn es ist wirklich auf die Straße geworfen. Ziehe es mir ab bei dem neuen Etablissement, was Du mit mir vor hast; bessern Rath weiß ich nicht, denn Geschehenes kann ich nicht ungeschehen machen."

Er begleitete diese Worte mit einem lauernden Seitenblicke auf Marie. Gleich einem zündenden Funken aber fielen sie in die aufgeregten Gemüther seiner Schwestern, die es bisher gerathen gefunden hatten, ihren Zorn schweigend in sich zu verzehren, da sie im entgegengesetzten Falle fürchteten, daß sich einige redende Zeichen der älterlichen Mißstimmung auch auf sie ergießen möchten; bei der Entladung häuslicher Donner-

wetter leidet häufig der Unschuldige mit dem Schuldigen.

„Marie und immer Marie!" rief Annette, indem ihre innere Bosheit aus ihren sonst so matten blauen Augen blitzte, „die hat doch allenthalben die Hand im Spiele! — Nun, das fehlt auch noch, Jungfer Muhme, daß Du Dich an unsern Bruder zu machen gedachtest! Hoho, Madame Molder — Baronin Molder — eine der reichsten Banquiersfrauen Frankfurts — das hätte Dir wohl gefallen können! — O, Du bist nicht so dumm wie Du aussiehst, denn für Leopold Molder hättest Du wohl den Secretair im Stiche gelassen und den Gärtnerburschen auch — oder auch Beide nebenbei als Courmacher und Hausfreunde behalten! — Haha, Du bist gar klug darauf, im Trüben zu fischen!"

„Aber bei alledem," nahm Clarissa hämisch lachend das Wort, die der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihrem Bruder als schlagende Erwiederung auf seine vielfältig ihr gezollten Spöttereien bei dieser Gelegenheit eine derbe Lection zu geben, „bist Du doch ein großer Narr gewesen, wohlweiser Herr Bruder, Dich von unserer theuern, sittsamen Cousine also kirren zu lassen, daß Du aus unkluger, toller Eifersucht einem andern ihrer Galane auf eine so ganz besonders schlaue Weise eine Nase zu drehen suchtest! — Nun, es ist

eine bekannte Sache, daß Personen ihrer Art, das heißt von leichtfertigen Grundsätzen, den Männern immer am ersten gefallen. Du bist auch nicht klüger als Andere mit allem Deinen Witze, mein Theurer, und man kommt so ganz zufällig dahinter, daß Du auch nicht immer der strengste Tugendspiegel bist!"

„Du bist um so sicherer in der Stärke Deiner Tugend," entgegnete Leopold schnell gefaßt, der seinem innern Aerger durch vermehrte Impertinenz Luft zu machen suchte, „denn außer der Leichtfertigkeit, theures Rißchen, fehlen Dir auch jene andern unbedeutenden Eigenschaften, die man Schönheit und Grazie zu nennen pflegt, um die Herzen der Männer zu berücken!"

Die gallichte Erwiederung, zu welcher die arg beleidigte Clarissa schon den Mund öffnete, wurde durch eine ganz unerwartete Zwischenscene unterbrochen. Die Aufregung der Aeltern und Kinder Molder war bei der erfahrenen Ueberraschung so außerordentlich gewesen, daß sie jedes Bedenken des Zartgefühls gegen irgend einen Menschen, wer es auch sei, aufhob. Die verlobte Braut des Helden dieses Dramas, die Gräfin Seraphine, hatte bis dahin eine schweigende Theilnehmerin der vorgefallenen Scene abgegeben, in welcher sie selbst auf eine so naheliegende und zarte Weise betheiligt war. Mit unsäglichem Unwillen erfüllte sie die Entdeckung, die ihr

durch den von Erasmus Molder laut verkündeten Inhalt der Eröffnung des Polizeigerichtes so plötzlich wie unwiderleglich geworden war. Sie gehörte zu jenen Naturen, die bei alltäglichen Vorfällen mit einem auffallenden Phlegma ausgerüstet sind, welche beneidenswerthe Eigenschaft sie befähigt, gerade diesen Vorfällen eine himmlische Ruhe entgegenzusetzen. Wenn es aber gelingt, durch irgend ein außerordentliches Ereigniß diese Ruhe aus ihrem langbewahrten Gleichgewichte zu bringen, so sind bekanntlich diese Naturen um so schwerer wieder in ihre frühere Gelassenheit zu versetzen und es dauert ihre endlich wachgewordene Lebhaftigkeit dann wiederum so lange wie ihre frühere Gleichgültigkeit. Leopold Molder, der Sohn eines bürgerlichen Papierkrämers, den mit ihrer gräflichen Hand zu beschenken sie sich herablassen wollte, hatte ihr einen so schnöden Beweis seiner wenigen Erkenntlichkeit für diese Huld abgelegt, indem er, schon während des grünen Holzes seines Bräutigamstandes, die ihr so hoch und theuer gelobte Treue brach und einer Andern nachlief, während er unablässig ihr betheuerte, daß er nur für sie allein glühe. Keineswegs ließ sie sich durch seine eigne schlaue Andeutung, oder durch die Bemerkungen seiner Schwestern, die auf dem besten Wege waren, Marien den Hauptheil der Schuld aufzubürden, irre

führen oder zu versöhnlicheren Gedanken willig finden. Ihr aristokratisches Herz schwoll vor Zorn und Erbitterung auf und diese unsägliche Empörung vermochte sie, alle Rücksichten des klug berechnenden Verstandes bei Seite zu setzen, die ihr bisher diese Heirath ihren Wünschen entsprechend gezeigt hatten. Das Gefühl der Liebe war in dem verständigen Gemüthe der Gräfin überhaupt nicht das letiende Princip dieser Verbindung gewesen. Der Gemahl selbst war ihr nur eine unausweichliche Zugabe zu den Vortheilen, die davon zu hoffen waren, welche man mit Geduld ertragen mußte. Seine feurigen, gelegentlichen Liebesbetheurungen hatte sie beifällig angehört, weil sie glaubte, dies gehöre sich so im Brautstande, dabei jedoch die Kühle des eignen Herzens standhaft festgehalten. Nun aber war ihr Stolz lebhaft erwacht; aber ihre unwillige Aufregung unterschied sich sehr von derjenigen ihrer neuen Verwandten, da sie nicht sich entrüstete, weil Leopold's Thorheit Geld kostete, sondern weil sie dadurch beleidigt wurde. Auf überraschende Weise that sie diese kund, indem sie den bisher im Sopha behaupteten Platz verließ und, einen Schritt näher zu Leopold tretend, mit feindseliger Kälte sagte:

„Ich höre mit Ueberraschung, Herr Molder, daß Sie sich erdreistet haben, gerade in dieser letzten Zeit vor

Ihrer mit mir beabsichtigten Hochzeit, die mir, Ihrer verlobten Braut, schuldige Achtung und Treue auf eine so gröbliche und niederträchtige Weise zu verletzen, daß man dies Ihr anzügliches Betragen gegen Personen niedern Standes sogar zur öffentlichen Rechenschaft zu ziehen nöthig befunden hat. Sie scheinen gänzlich zu vergessen, daß über diesen Vorfall auch mir eine Meinung gebührt und ich gebe Ihnen diese kund, indem ich Ihnen erkläre, daß ich auf das Glück der zu hoffenden Verbindung mit Ihnen hiemit verzichte und alle Ansprüche irgend einer Art an Sie aufgebe."

So sehr Leopold Molder sich auch durch diese unerwartete Darlegung des Unwillens seiner Braut überrascht fühlte, so war doch die Empfindung der beleidigten Selbstliebe viel zu lebhaft in ihm, als daß ihm nicht sogleich eine entsprechende Erwiederung auf der Zunge gelegen hätte. Er stand auf, verbeugte sich und versetzte mit frechem Spotte:

„Ganz zu Befehl, gnädige Gräfin. Ich war Ihr unterthänigster Diener, als Sie mich der unschätzbaren Gabe Ihrer hochgebornen Hand würdig hielten und bin es nicht minder, da Sie mich durch diesen Ihren harten Ausspruch dieses Glücks berauben und mir meine so schmerzlich entbehrte Freiheit zurückgeben. Hoffentlich wird die Erinnerung an Ihren Brautstand mit einem

unwürdigen Kaufmannssohne Ihnen in Ihrem ferneren Leben nicht als eine durchaus verwerfliche Episode erscheinen, da ich es wenigstens an reellen Aufmerksamkeiten gegen Sie nicht habe fehlen lassen, die doch am Ende schwerer wiegen, als ein unschuldiges Liebesgetändel mit einem armen Mädchen, die um's Brot bei meinen Aeltern dient. Dies würde durchaus keine Ihnen unangenehme Folgen gehabt haben, denn, wie gesagt, Ihre Eifersucht hätte vielleicht klüger gethan, sich still zu verhalten, da Ihnen durch diese eine der reichsten Partien Frankfurts entgeht."

Seraphine suchte in Miene und Haltung alle die Hoffart zu legen, die sie bis dahin in der Gesellschaft der Familie Molder immer zu unterdrücken sich bemüht hatte und versetzte:

„Ihre Prahlereien auf Ihren Reichthum, dessen Umfang mir in diesem Hause täglich vorgerechnet worden ist, haben mich längst so sehr ennuyirt, daß ich nicht begreife, wie ich es bis jetzt habe ertragen können, sie anzuhören. Ich sage Ihnen, daß ich für einen Gemahl danke, der jeder Dienstdirne nachläuft und daß ich alle Ihre Schätze mit Füßen von mir stoße, da Sie glauben, durch sie das Recht zu haben, Ihre zukünftige Gemahlin mit öffentlichem Spotte, mit unverhehlter Verachtung zu behandeln. Wenn man keine andern Vorzüge

besitzt, als das Geld, so reichen diese bei weitem nicht hin, die Abwesenheit jeder andern Liebenswürdigkeit vergessen zu machen. Ein untadelhafter Name steht höher, als alle erhandelten Schätze, und ich bin jetzt weit entfernt, den meinigen zu besudeln, indem ich den Ihrigen daneben setze."

So sehr auch die Familie Molder über die entdeckte Leichtfertigkeit ihres Stammhalters entrüstet war, so erlitt dennoch ihre Eitelkeit durch die gehörte, schnöde Verachtung ihrer Glücksgüter einen solchen Stoß, daß eine augenblickliche Umwandlung ihrer Gefühle eintrat. Ihr Geld war ihr Stolz, ihre Freude und ihr Glück, und keine ärgere Beleidigung gab es für sie, als wenn man dieser Auszeichnung nicht gehörige Anerkennung wollte angedeihen lassen. In diesem empfindlichen Punkte standen sie Alle für Einen und Einer für Alle, und sie traten sogleich einstimmig auf die Seite des Angegriffenen, sobald sie ihn von dieser Seite bedroht sahen. Auch Erasmus Molder, soviel ihm früher an der Zustandebringung dieser Heirath gelegen gewesen, vergaß sogleich alle vormaligen Wünsche nach der vornehmen Schwiegertochter, da diese sein liebstes Steckenpferd so gröblich beleidigt hatte. Er sagte daher mit der ihm so geläufigen Grobheit:

„Hochmuth pflegt gewöhnlich vor dem Fall zu kom-

men, meine Gnädige. Ich bitte unterthänigst, nicht zu glauben, daß diese ganze schöne Aussteuer, die eben aus meinem so sehr von Ihnen verachteten Seckel bezahlt worden ist, schon unwiderruflich wie Ihr Eigenthum anzusehen ist. Meine schönen Gulden waren nur für die zahlreichen Bedürfnisse der Baronin Molder, nicht für die Gräfin von Saldern, bestimmt, denn bekanntlich bestand das Capital, das Sie meinem Sohne zubrachten, nur in einer langen Ahnenreihe, in welcher doch auch wohl manches fremde Zweiglein im Laufe der Jahrhunderte sich unter der Hand eingedrängt haben mag."

„Sein Sie unbesorgt, Herr Banquier," sprach Seraphine, indem die hochmüthigste Verachtung ihre gewöhnlich so nichtssagende Physiognomie beseelte, „ich werde keine Ihrer mir aufgedrungenen Gaben als bleibende Wohlthat behalten. Die erhabne Tugend der Großmuth kann nie in einer Krämerseele wohnen, die jede Spende nach Maß oder Gewicht abmißt. Uebrigens gebe ich Ihnen zu erkennen, daß Leute meines Ranges sich nicht persönlich mit Abrechnungen mit ihren Lieferanten zu befassen pflegen. Ich werde Ihnen einen Bevollmächtigten schicken, der meine Gerechtsame wahrnehmen und die mir gehörige Summe zu dem Werthe von fünftausend Gulden nöthigenfalls auf dem Wege Rechtens

beizutreiben wissen wird. Dies ist die letzte Beziehung, in welcher ich mit Ihnen oder einem der Ihrigen stehen werde, denn ich sage mich hiemit gänzlich und für immer von Ihnen und von Ihrem geckenhaften Sohne los!“

„Diese Geckenhaftigkeit schien Ihnen doch nicht unangenehm zu sein,“ rief Gesina hochroth, die endlich ihre Sprache wiederfand und sich gedrungen fühlte, auch ihr Scherflein beizusteuern, „da sie durch einige Hunderttausende und durch den Barontitel versilbert wurde! Ich denke, Beides zusammen wiegt wohl eine bettelhafte Grafenkrone auf, zu der sich denn auch im Ganzen nicht übermäßig viele Liebhaber bis jetzt gefunden haben!“

„Auf alle Fälle wird sie weder durch die Andrängung einer Schacherfamilie, noch durch die Berührung einer Dienstdirne verunreinigt werden,“ sprach Seraphine, indem sie mit einem letzten Wuthblicke auf Marie aus dem Zimmer rauschte.

Kaum war sie den Blicken der Familie Molder entwichen, als deren mehr denn zuvor hervorgerufene zornige Aufregung sich auf einmal einem unschuldigen Gegenstande zuwandte, der bis hierher ihrem Ausbruche entgangen war. Der Banquier kehrte sich gegen Marie und rief mit rauher Stimme:

„Und Du, verruchte Creatur, die Du allen diesen Verdruß angerichtet hast durch Deine buhlerischen Heuchelkünste, denke nicht, daß Du mir ferner so das Brot von meinem Tische stehlen sollst! Mein Haus ist kein Schanddeckel für geheime Liebeleien! Scheere Dich fort von meiner Schwelle und gehe zu Deinen Galanen, von denen der eine am Hungertuche nagt und der andre noch im Loche sitzt! Mir komme nicht wieder vor die Augen!"

Marie versuchte keine Widerrede. Der Aufenthalt in dem Hause ihrer Verwandten war ihr in der letzten Zeit durch die erduldete schlechte Behandlung in einem solchen Grade unerträglich geworden, daß ihr ein Entkommen daraus unter jeder Bedingung wünschenswerth schien. Kam es ihr doch vor, als wenn Rohheit und Gemeinheit nirgends einen lieberen Aufenthalt sich erwählt haben könnten und daß sie ihnen nur entgehen könne, wenn sie die Gesellschaft ihrer Verwandten gänzlich und für immer miede. Sie stand auf und legte ihre Arbeit bei Seite. Gesina aber schrie wüthend:

„Und Katharine soll mit Dir gehen und Dich keinen Augenblick aus den Augen lassen, impertinente Dirne, denn sonst packst Du mir am Ende noch Vieles zusammen, was nicht Dein ist und schleppst es mit fort aus dem Hause, wie Du dies von Deinem saubern Monsieur

Heller gelernt und schon so lange betrieben hast! — Unsere schönen Sachen sind so gut zu gebrauchen wie das Geld des Herrn Baron von Altenfeld, und so wie Du den Gärtnerjungen anhieltest, lange Finger zu machen, um nachher mit ihm zu prassen, so denkst Du nun auch wohl ohne ihn zu Etwas zu kommen, indem Du anderer Leute Gut zu Dir steckst!"

„Ich werde nur einige nothwendige Kleider mit mir nehmen und das Andere später holen lassen," entgegnete Marie gelassen.

„Haha, Du gehst in den Hirschgraben in Moritz Heller's Logement!" rief Annette giftig. „Da findest Du gleich ein elegantes Quartier, aber der Wirth fehlt noch, der sitzt noch bei Wasser und Brot im Stadthaus!"

„O nein, sie geht nach Sachsenhausen und sieht bei Raunstein nach, ob nicht noch einige alte Kronthaler zu finden sind! Die Saison ist noch nicht zu Ende; man muß bis November in der Sommerwohnung bleiben, das paßt besser für eine Dame von Stande!" fügte Clarissa hinzu.

„Behalte mich in gutem Andenken, mein schönes Kind!" sagte Leopold mit einem spöttischen Diener. Vielleicht nimmst Du mich noch einmal zu Gnaden an,

wenn die Andern Dich abgesetzt haben. Bis dahin ganz der Deinige!"

Marie beantwortete keine einzige dieser Schmähungen, sondern verließ schweigend das Gemach. Eine Viertelstunde später überschritt sie die ungastliche Schwelle ihres Oheims, um diese nie wieder zu betreten. —

Da wir die gegründete Besorgniß hegen, daß der beschränkte Raum dieser Blätter es uns nicht erlauben wird, dem ferneren Schicksale der liebenswürdigen Familie des Banquiers eine spätere, ausführlichere Besprechung zu widmen, so begnügen wir uns, noch einige Worte über sie hinzuzufügen. Erasmus Molder strebt und handelt noch heutiges Tages auf festen, papiernen Füßen fort und es will den bedenklichen Blicken, womit sein hoffnungsvoller Sohn und Erbe ihn hin und wieder mißt, noch immer nicht wahrscheinlich erscheinen, daß die glückliche Zeit, in welcher er selbst der alleinige Inhaber der Firma sein wird, noch nicht ganz nahe ist. Bis zu diesem erwünschten Zeitpunkte hat er beschlossen, sich mit dem glücklich errungenen Barontitel zu trösten, über welchen sein Vater seufzend die wiederholte Bemerkung macht, daß er nichts einbringe. Auch den fünftausendfünfhundert Gulden, mit welchen Leopold's Thorheit hat abgebüßt werden müssen, wird noch mancher

wehmüthige, ärgervolle Rückblick von Erasmus und seiner Gattin gewidmet.

Die mütterlichen Heirathsprojecte der Madame Gessina und diejenigen ihrer Töchter bewiesen sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so mancher früheren, abermals als Luftschlösser, indem weder der junge Graf Schwalbe, das holde Bild ihrer chimärischen Träume, noch Herr von Nordberg jemals ihre Schwelle wieder betraten. Diese getäuschte Erwartung diente natürlich, ihre üble Stimmung über die vorgefallenen Ereignisse noch zu vergrößern. Vermehrte Nahrung erhielt diese auch durch die Gestaltung des Schicksals ihrer verachteten Cousine Marie, welche wir gleich zu berichten unternehmen werden. Mutter und Töchter finden noch immer ihren wenig belohnenden Trost bei der täglichen Beschäftigung mit der noch etwas entfernten Hoffnung auf die Anzündung von Hymens Fackel für Beide oder für Eine von ihnen, daß Tugend und Sittsamkeit am wenigsten von dem männlichen Geschlechte nachgesucht werden, daß es aber trotz dessen sehr leicht sein würde unter die Haube zu kommen, wenn immer der Erste, Beste recht wäre und man nicht nur einem Namen von Distinction den Vorzug einräumen wolle, den seinigen möglicherweise dagegen zu vertauschen.

Seraphine von Saldern beharrte in ihrer feindseli-

gen Abneigung gegen die Familie Molder, welche zu bekämpfen sich denn auch freilich die Hauptperson, der Bräutigam selbst, nicht die geringste Mühe gab. Da indessen der Grund dieser plötzlichen Aufhebung des bestandenen Verhältnisses bald unter der vornehmen Welt bekannt wurde, so erwuchs für die ganze Familie Molder die höchst unangenehme und kränkende Folge daraus, daß fast der ganze Zirkel der Hochgebornen sich von ihnen zurückzog. Durch diesen Beweis der Entrüstung der Aristokratie wurde die Aussicht, sich in ihrem Schooße auf eine oder die andre Weise einzunisten, in eine bedenkliche, unabsehbare Ferne für die Familie des Banquiers geschoben. —

Eine halbe Stunde nachdem die Schmähreden ihrer Verwandten zum letzten Male vor ihrem schuldlosen Ohre getönt hatten, stand Marie Huldrich in Raunstein's Wohnung. Hier gab sie zum ersten Male der Schwäche ihres Körpers nach und setzte sich gleich nach ihrem Eintritt erschöpft auf einen Stuhl, während eine Thräne über ihre erblaßte Wange schlich.

„Franz,“ sagte sie, „man hat mich beschimpft und verhöhnt, als sei ich die Elendeste meines Geschlechts. Keine Schmach und keine Demüthigung, die ein Weib

in Worten erleiden kann, hat man mir erlassen. Man hat mich hinausgestoßen gleich einer gemeinen Dirne — aber ich bin zufrieden mit meinem Schicksal, denn es treibt mich zu Dir. Hilf mir, rathe mir — wohin nun? — Denn ich habe keinen Menschen als Dich mehr auf der Welt, zu dem ich flüchten könnte!"

Franz schloß sie gerührt in seine Arme. Zorn und Erbitterung rötheten seine Wange, als er die ausführliche Erzählung der Drangsale hörte, die Marie seinetwegen hatte erleiden müssen. Aber wohin nun? — war die wiederholte Frage, die sich ihm und ihr mit eisernem Gewichte aufdrängte.

Auch Franz war jedes Broterwerbes beraubt, denn seine Anstellung bei dem Baron von Altenfeld hatte aufgehört, wie wir wissen. Es fehlte ihm an Mitteln, sich selbst zu erhalten, wie sollte er es möglich machen, auch ein Unterkommen für seine Geliebte zu finden? — Zwar war ihm durch die Entscheidung des Gerichtes ein Schadenersatz von fünfhundert Gulden für die Verläumdung Leopold Molder's zuerkannt worden, aber diese Summe war noch nicht in seinen Händen und wenn er sie erhielt, wie lange würde sie vorhalten für ihn und sie?

Plötzlich erwachte ein Gedanke in ihm, der ihm eine Aussicht auf die Unterbringung Mariens zeigte.

Oft waren seine Erinnerungen zu der Gräfin von Saldern zurückgekehrt, deren unerwartete Erscheinung während seiner Verhaftung ihm wie das entzückende Gebilde eines Feenmährchens vorschwebte. Kurz nach seiner Freilassung war er in ihre Wohnung gegangen, in der Absicht, ihr die Kunde von seiner endlichen, völligen Erlösung, so wie auch seinen Dank für ihre beabsichtigte, großmüthige Verwendung für ihn zu bringen. Es wurde ihm jedoch damals auf seine Frage nach der Dame des Hauses die Antwort von dem Bedienten: Die Frau Gräfin befinde sich so sehr unwohl, daß sie keinen Menschen vorzulassen befohlen habe. Er hatte sich darauf unter Zurücklassung seiner Karte entfernt und weiter nichts von seiner großmüthigen Beschützerin erfahren. Jetzt auf einmal gedachte er ihrer mit erneuter Lebendigkeit. Wenn er zu ihr ginge und ihr unumwunden den Gang der Ereignisse mittheilte, sollte es ihm nicht gelingen, durch die ungeschminkte Enthüllung der Wahrheit ihre Güte noch einmal wach zu rufen und sie zu bewegen, sich seiner Geliebten anzunehmen, wie sie es ihm hatte thun wollen, und dieser eine einstweilige Zuflucht in ihrem Hause zu gestatten?

Kaum hatte der junge Mann diese neuentstandene Hoffnung seiner Freundin mitgetheilt, als er auch schon eilte, sie zur Ausführung zu bringen. Rasch ordnete er

seine Toilette etwas sorgfältiger und begab sich wenige Minuten später auf den Weg zu der Gräfin.

Diesmal gelang es ihm, den früher verweigerten Zutritt ungesäumt zu erhalten. Er fand sie in ihrem Boudoir, welches die scheidende Sonne des Tages matt erleuchtete. Das Antlitz der Dame war todtenbleich, ihre schwarzen Augen trübe und die sonst so stolze Haltung des Körpers gebeugt. Franz gestand es sich mit bekümmerter Theilnahme, daß Krankheit oder Seelenleid ihre verheerenden Spuren nur zu sichtbar in den wenigen Wochen, die er sie nicht gesehen, in dem Aeußern der Dame eingegraben hatte. Sie erhob sich bei seinem Eintritte nicht vom Sopha, sondern beantwortete seinen ehrfurchtsvollen Gruß nur mit einem leichten Neigen des Hauptes, indem sie zugleich auf einen einige Schritte von ihr entfernt stehenden Stuhl deutete.

„Ich habe bis jetzt vergebens gehofft, gnädige Gräfin," sagte Raunstein, „Ihnen meinen Dank für Ihre mir gezeigte Theilnahme persönlich aussprechen zu dürfen. Ihre Erscheinung war mir ein himmlischer Trost in der Nacht meines Unglücks, an welches ich die schönsten Hoffnungen einer freudenreichen Zukunft knüpfte."

„Ich weiß jetzt, daß ich Ihnen damals ein bitteres und schweres Unrecht zufügte," entgegnete Hermine mit

leiser Stimme, da ich, wenn auch nur während einiger Stunden, die Möglichkeit voraussetzte, daß sie das Verbrechen begangen haben könnten, dessen man sie so unrechtmäßiger Weise beschuldigte."

„So schmerzlich mir auch dieser Verdacht war," erwiederte Raunstein, „so gab er dennoch mir Veranlassung, Ihre lebhafte und großmüthige Theilnahme an meinem Ergehen in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, die ein so großes Opfer für mich, den Fremden, kaum Gekannten, ungefordert zu bringen bereit war."

Die Gräfin seufzte tief und schmerzlich.

„Dennoch," sprach sie nach einigem Schweigen, „blieben meine lebendigsten Wünsche für Sie unerfüllt. Man hatte mir gelobt, das Verfahren gegen Sie einzustellen, wenn sogleich Sicherheit für das fehlende Capital geschafft würde. Ich ahnete nichts von dem Doppelsinn dieses Versprechens, denn man setzte Sie nicht unverzüglich in Freiheit, wie ich es erwartete, sondern hielt Sie noch länger fest, bis Ihre Unschuld sich von selbst herausstellte. Man hatte mich betrogen — nicht zum ersten Male!"

Ihre Stimme versagte. Eine tiefe Rührung erfüllte das Herz des jungen Mannes.

„Und dennoch, Frau Gräfin," hob er wieder an, „giebt mir die Erinnerung an Ihre damals so unver-

hofft mir gewordene Güte den Muth, mich in einer dringenden und schmerzlichen Veranlassung an Sie zu wenden. Es ist Ihr Schutz für ein Mädchen, welches gleich mir ein schmähliches und ungerechtes Leiden erdulden muß, den ich zu erbitten gekommen bin."

Die Gräfin erhob das Haupt und sah ihn fragend an.

„Dies Mädchen," fuhr er fort, „heißt Marie Huldrich, und ist eine Nichte des Banquier Molder, bei welchem sie bisher Obdach und Nahrung zum Lohn für die gehäuften Dienste gefunden hat, welche sie durch ihre rastlose Thätigkeit der ganzen Familie erzeigte."

„Den Namen dieses Mädchens," sprach Hermine, als er einen Augenblick inne hielt, „habe ich vielfältig gehört. Seraphine erzählte mir, daß sie ihre Zuneigung für Sie bei Ihrer Verhaftung im Molderschen Hause unverholen kund gegeben habe und dann auch war sie es, die die Schuld des wahren Thäters an's Licht brachte."

Sie hielt abermals inne, indem eine heftige Bewegung ihr den Athem versagte.

„Man hat die schändlichsten Verläumdungen über dies Mädchen gehäuft," sprach Franz lebhaft weiter, „weil sie mir treu anhing und die schnöden Vorschläge Leopold Molder's mit Verachtung abwies. Jede Be-

leidigung, die Rohheit und Gemeinheit erdenken können, hat sie von den Mitgliedern der Familie Molder aus diesem einzigen Grunde erdulden müssen. Jedes von ihnen wetteiferte, wer die bittersten Kränkungen ersinnen könnte, um sie am härtesten zu verletzen!"

„Dies glaube ich gern," warf Hermine mit bitterm Lächeln ein, „denn dies ist ganz die Weise dieser Menschen. Gemein in der Freude, roh im Hasse, widerlich in allen Beziehungen — so kenne auch ich sie!"

„Allein diese gehässige Behandlung," fuhr der junge Mann schnell fort, „ist zuletzt in die giftigste Bosheit übergegangen und diese hat ihren Gipfel erreicht, als die Gräfin Seraphine sich von Leopold Molder losgesagt hat, welches unerwartete Ereigniß die ganze Familie in die tobendste Aufregung versetzte."

Sein erregtes Gefühl riß ihn hin, die Sache, die ihn beschäftigte, rasch und lebhaft vorzutragen. Die Gräfin versetzte:

„Dies habe ich vermuthet, doch ist es die vernünftigste Handlung, die Seraphine in ihrem ganzen Leben ausgeführt hat."

„Man hat Marie unter den empörendsten Beschimpfungen aus dem Hause gejagt," fügte Franz hinzu, dessen Auge vor Unwillen blitzte, „und sie ist zu mir als zu ihrem treusten und besten Freunde, wie zu ihrem

liebevollsten Beschützer geflüchtet. Doch kann die Braut nicht im Hause des Bräutigams bleiben; überdem bin ich meiner Anstellung bei dem Baron von Altenfeld beraubt und daher fast selbst ganz mittellos. Es geht daher meine Bitte an Sie, gnädige Gräfin, dahin, meiner Braut ein Unterkommen etwa in Ihrem eignen Hause oder in einem Ihrer zahlreichen Bekannten einstweilen zu verschaffen. Sie ist geschickt und fleißig und wird jeden Platz, der ihr zu Theil werden könnte, mit Eifer und Treue ausfüllen."

„Und was gedenken Sie selbst zu unternehmen?" fragte die Dame.

„Ich werde durch die unablässigsten Bemühungen versuchen, auch für mich eine Anstellung irgend einer Art zu erlangen. Aber es hält schwer anzukommen, wenn man ganz mittellos ist und nur wenige Connexionen besitzt," antwortete er trübe.

„So ist es Ihr Wunsch, sich so bald wie möglich mit Ihrer Braut zu verbinden?"

„Die Aussicht dazu ist noch weit aussehend," entgegnete er seufzend. „Der Weg durch's Leben ist schwer, wenn Wohlhabenheit ihn nicht ebnet und der Erlangung eines sichern Brotes, das auch eine Gefährtin ernähren könnte, stehen für den Unbemittelten viele und bedeu-

tende Hindernisse entgegen, die ich noch in der nächsten Zukunft nicht zu besiegen wissen werde."

„Aber Sie vergessen," warf die Gräfin ein, „daß Sie ein Vermögen von fünfzigtausend Gulden besitzen."

Der junge Mann sah sie verwundert an.

„Es ist Ihnen entfallen," fuhr sie fort, daß ich Ihnen bei meinem Besuche in Ihrer Wohnung sagte: Möge nun dies Geld, welches ich für Sie als Bürgschaft stellen will, zum Ersatz der entwendeten Summe benutzt oder möge es unversehrt erhalten werden, es wird auf jeden Fall Ihr Eigenthum sein und zu Ihrem ferneren Fortkommen dienen. — Ich nehme mein damals gegebenes Wort nicht zurück. Das Geld ist mir unangetastet zurückgegeben worden und gehört Ihnen."

Franz wollte noch immer seinen Ohren nicht trauen.

„Gnädige Frau," stammelte er verwirrt, „diese Güte ist zu groß; sie ist unverdient — ich kann sie nicht annehmen."

„Als ich Ihnen diese Summe bestimmte," fuhr die Dame mit zitternder Stimme fort, „sah ich die Dinge von einem andern Gesichtspunkte an. Es sollte nicht sein. Aber Ihr Glück ist mir theuer geworden; ich bin reich, ich kann Ihnen helfen."

Raunstein sah sie noch immer mit dem Ausdrucke ungläubiger Verwunderung an.

„Sie werden," fügte sie hinzu, „Ihre Braut leicht auf eine kurze Zeit in einem anständigen Hause unterbringen können, wenn Sie ein reichliches Kostgeld für sie verheißen. Ich gebe Ihnen die Mittel dazu. Sobald die nöthigen Formalitäten abgemacht sind, können Sie Ihre Heirath schließen und sich mit ruhiger Ueberlegung nach einem sichern Broterwerb umsehen, welcher nicht schwer zu erringen ist, wenn man einiges Vermögen hat, um den geeigneten Zeitpunkt abwarten zu können."

„Aber, gnädige Gräfin!" rief der junge Mann, „woher dies Uebermaß der Güte gegen mich? — Ich muß Sie wie eine wohlthätige Gottheit verehren, denn gleich einer solchen treten Sie segenbringend, glückverheißend in mein Dasein!"

„Der schönste Traum meines Lebens zog mich zu Ihnen," sprach Hermine weiter; „die heiligsten und theuersten Gefühle meines Innern weihte ich Ihnen und war stolz, einen würdigen Gegenstand in Ihnen für sie zu finden. Lassen Sie die einzige Erkenntlichkeit für diese freiwillige Gabe darin bestehen, daß Sie mich niemals nach dem Grunde dieser meiner Zuneigung für Sie fragen. Man spielte eine schnöde Täuschung mit

mir. Sie sind mir ein Fremder und das einzige, was ich von Ihnen erbitten darf, ist, daß mein Andenken freundlich bei Ihnen erhalten bleibe. Nehmen Sie hier," fügte sie hinzu, indem sie ein Papier vom Tische nahm, „nehmen Sie diese Verfügung, auf welcher ich das Geschenk des Ihnen bestimmten Vermögens gerichtlich habe bestätigen lassen. Sie finden meinen Namen als die letzte Chiffre dieses Blattes. Auch auf Gräbern findet man Namen; gedenken Sie meiner wie einer Dahingegangenen. Mein Herz bietet Ihnen auf diesem Blatte seinen Abschiedsgruß, als sei es ein Leichenstein, unter welchem es seine Grabstätte gefunden hat."

Sie brach in Thränen aus. Franz stürzte zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Einen Blick voll Schmerz und Liebe warf sie auf sein blühendes Antlitz und winkte ihm dann mit der Hand zum Abschiede. Er entfernte sich und flog zu Marien mit der Glück verheißenden Botschaft. Hermine sank in die Kissen des Sophas zurück, vergebens nach Fassung ringend, welche ihr noch für ein weitgehendes Vorhaben nöthig wurde, zu welchem ihr edelsinniges Herz entschlossen war.

Das Urtheil, welches Moritz Heller als Strafe für den begangenen Frevel empfing, wurde ihm an dem nämlichen Tage mitgetheilt, an welchem auch Leopold Molder seinen von den Seinigen so übel aufgenommenen Bescheid erhalten hatte. Da an den entwendeten fünfzigtausend Gulden nur eine Summe von höchstens zwanzig Gulden fehlte, so konnte die gestohlene Summe fast ganz ersetzt und dadurch ein Theil der Gläubiger des Barons von Altenfeld befriedigt werden. Dann aber lautete der Spruch des Criminalgerichtes dahin, daß der Beklagte in Rücksicht auf die vielfältigen, mildernden Umstände, von denen sein Verbrechen begleitet gewesen, so wie auf den schon früher ausgesprochenen Wunsch des Klägers selbst, von der allerdings verwirkten Strafe lebenslänglichen Aufenthalts im Zuchthause befreit sein, dagegen aber das Weichbild der freien Stadt innerhalb vierundzwanzig Stunden verlassen, und sich eidlich verpflichten solle, den Boden Europas als ein Verbannter zeitlebens zu meiden.

Wie es zu erwarten war, so setzte die auffallende Milde dieser Entscheidung wiederum die in dieser Angelegenheit schon so vielfältig beschäftigten Zungen der müßigen Neuigkeitskrämer in lebhafte Bewegung, und sie kamen nach mancher Erwägung des Für und Wider endlich dahin überein, daß die wahrscheinlichste Ver-

muthung diejenige bleiben müsse, daß irgend ein hoher Einfluß beigetragen habe, dem Urtheil der Behörde eine so wenig gehässige Färbung zu verleihen. Um die Sache kurz zu beendigen, deutete man an, daß vermuthlich ein weiblicher Sprößling irgend einer auswärtigen Macht ein lebhaftes Interesse an dem Gefangenen nehme und daß daher diese Letztere sich veranlaßt gefunden, zu seinem Besten bei dem Tribunal einzuschreiten und nur, um den Schein zu retten, man ihm eine Art von Strafe zuerkannt habe.

Die Hauptperson der Geschichte, der Angeklagte selbst, hatte die liebevolle Theilnahme der um sein Wohl und Wehe so eifrig beschäftigten Seelen so wenig zu würdigen gewußt, daß er auch nicht die entfernteste Ahnung davon in seinem Geiste aufkommen ließ. Mit der nämlichen dumpfen Apathie, die er mit Ausnahme des einzigen Tages, an welchem er mit Raunstein und seinem Ankläger zusammengeführt war, während der ganzen Zeit der Untersuchung gezeigt hatte, nahm er auch die Eröffnung des ihm bestimmten Strafurtheils in Empfang. Auf die an ihn ergangene Frage, ob er den geforderten Eid, Europa für immer zu verlassen, leisten wolle, schüttelte er mit dem Kopfe, indem er hinzufügte, daß, da es sein Loos sein würde, in der Fremde als ein hungernder Bettler sein Brot zu suchen,

er nicht einsähe, weshalb er dies dem fortgesetzten Aufenthalte im Gefängnisse vorziehen solle. Hier würde es ihm wenigstens gestattet sein, außer der Berührung mit fremden Menschen zu leben, die er alle nur wie seine Feinde betrachtete, da nie ein Wort oder Blick der Theilnahme, noch irgend eine Unterstützung, ihm, dem freundlosen, verachteten Bettler, zu Theil werden würde.

Alle Ermahnungen der Behörde, sich eines Bessern zu bedenken und das angebotene Gut der Freiheit mehr zu würdigen, blieben fruchtlos. Er beharrte in seiner ausgesprochenen Ansicht und man fing endlich an zu fürchten, daß das Gefühl des gänzlichen Verlassenseins, der Verachtung aller seiner Mitmenschen, so ausschließlich in den letzten Wochen alle seine Gedanken in Anspruch genommen habe, daß es zur fixen Idee geworden sei und das Gleichgewicht seiner Seelenkräfte verrückt habe. Er wurde in das Gewahrsam zurückgeführt, in welchem er sich bisher befunden hatte, und ihm anempfohlen, während einer Frist von vierundzwanzig Stunden, die man ihm gestatten wolle, diese seine ausgesprochene Absicht nach dem Wunsche der Behörde zu ändern.

Einige Stunden hatte Moritz nach seiner Zurückkunft in einem finstern Hinbrüten verbracht, als ihm

von einem der die Wache seines Zimmers bildenden Constabler ein Brief übergeben wurde. Ohne ihn einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, legte er ihn vor sich auf den Tisch. Zufällig fielen seine Blicke auf die Adresse. Ein elektrischer Funke berührte ihn; diese feinen, zierlichen Schriftzüge, mußten sie nicht von einer Damenhand geschrieben sein und glichen sie nicht in manchen Einzelnheiten denjenigen, die er früher von Mariens Hand gesehen hatte? Sein Herz zuckte auf bei dieser Erinnerung, die so viel Schmerz und Freude barg. Rasch erbrach er das Siegel und las:

„Sie haben dem gegen Sie ausgesprochenen Urtheil nicht Folge leisten, nicht den Eid für die Selbstverbannung aus Europa ablegen wollen, da es Ihnen an den Mitteln der Existenz in einem fremden Welttheil fehlt und Sie keinen Menschen auf der ganzen, weiten Erde wissen, der sich Ihrer annehmen und Ihnen zu Ihrem ferneren Fortkommen behülflich sein würde.

„Dieser Gedanke ist unwahr und vermessen gewesen. Ihr Vater hat Sie verstoßen von frühester Kindheit an; er ist todt für Sie. Vergessen Sie ihn, denn die Hand Gottes ruht schwer auf ihm. Aber nicht nur einen Vater gab Ihnen das Schicksal; auch Ihre Mutter lebt und ihr innigster Wunsch ist es, durch die

liebevollste Fürsorge Sie für die Vernachlässigung zu entschädigen, die Sie bisher von ihr erfahren haben.

„Sie haben einige Erfahrungen im Gartenbau; es wird am passendsten sein, daß Sie die Landwirthschaft zu Ihrem ferneren Berufe erwählen, welche mit dieser Ihrer früheren Beschäftigung nahe verwandt ist. Sie werden sich sogleich an die Herren Isaak Goldreich wenden, welche den Auftrag und die Mittel haben, Sie unverzüglich nach Hamburg gelangen zu lassen. Dort verfügen Sie sich zu den Herren Peter Feldkirch und Compagnie, die Ihre sofortige Ausrüstung für eine lange Reise besorgen und Ihnen einen Platz auf einem Schiffe verschaffen werden, welches nach Nordamerika geht. Sie werden Sie zugleich an eine sichere Firma nach New-York adressiren, die beflissen sein wird, Ihnen einen Platz auf einem bedeutenden Gute zu verschaffen, dessen Besitzer gegen die Empfangnahme eines bedeutenden Kostgeldes erbötig sein wird, Sie in allen Zweigen der praktischen und theoretischen Landwirthschaft auf's Angelegentlichste zu unterrichten. Drei Jahre sind für Sie zu diesem Studium bestimmt. Betrachten Sie sie wie eine Vorschule für Ihren künftigen Beruf, so wie zugleich wie eine Prüfungszeit, welche Sie auf dem Wege des Rechtes und der Tugend zurückzulegen haben. Bestehen Sie diese gut, wie Ihre Mutter dies nicht

bezweifelt, so wird diese einen umfangreichen Landbesitz in Texas für Sie kaufen, durch welchen Sie ein geeignetes Feld einer belohnenden Thätigkeit für die ganze Dauer Ihres Daseins finden werden.

„Es ist Ihnen der Weg eröffnet, ein geachteter und redlicher Staatsbürger eines freien Landes zu werden. Ihre Mutter wacht über Ihnen; sie folgt aus der Ferne jedem Ihrer Schritte. Sie wird über Ihren Kummer mit Ihnen trauern, Ihre Freuden mit Ihnen theilen, und das wahrhafteste Glück empfinden, wenn Sie den Pfad der Tugend betreten und durch ein ferneres Leben voll Redlichkeit und Thätigkeit die Flecken auslöschen, welche sich, wenn auch nicht allein durch Ihre Schuld, in Ihrer bisherigen Aufführung finden. Beginnen Sie ein neues Leben in der fernen Welt; vergessen Sie Alles, was in Europa für Sie zurückbleibt, nur nicht Ihre Mutter. Machen Sie sich ihrer Zuneigung würdig, so wird vielleicht nach späten Jahren einst der Zeitpunkt kommen, wo sie sich Ihnen zeigen und Sie als ihren würdigen Sohn umarmen wird!

H. v. S.“

Das Blatt entsank den Händen des Gefangenen. Er brach in einen Strom glühender Thränen aus. Zum ersten Male empfand er die Liebe seiner Mutter, zum ersten Male fühlte er sich nicht ganz verlassen auf der

weiten Erde! — Eine vollkommene Umwandlung aller seiner Gedanken trat mit diesen Empfindungen ein; die Elasticität seiner Seele, die Schwungkraft seines Geistes kehrte wieder und sein Herz klopfte in lauten Schlägen, deren Raschheit er wenige Minuten zuvor noch für unmöglich gehalten haben würde.

„O Mutter, Mutter, Gott segne Dich!“ rief er laut, indem er die überströmenden Augen und die gefalteten Hände emporhob. „Du giebst mich dem Leben wieder! — Ja, ich will Dir gehorsam sein und als Dein würdiger Sohn ein neues Dasein voll Arbeitsamkeit und Tugend beginnen und erfahren sollst Du, daß Du Deine Liebe nicht an einen Unwürdigen verschwendet hast!“ —

Moritz verließ am folgenden Tage das Gefängniß und trat die Reise nach Hamburg an. Die späteren von ihm eingelaufenen Nachrichten haben Herminen die schöne Ueberzeugung gegeben, daß sie den, wenn auch späten, so doch rechten Weg eingeschlagen habe, die Erziehung ihres Sohnes zu einem glücklichen Ende zu bringen. Ein rüstiger und thätiger Landwirth schreitet er fort auf der glücklich begonnenen Bahn. Hermine findet in den häufig, theils von ihm selbst an seine noch ungekannte Mutter, theils von Andern eingehenden Nachrichten einen freudigen Ersatz für manche Dornen

ihres Lebensweges und wenn in der Stille ihres einsamen Gemaches „der fürchterliche Gottesdienst, die Reue," in ihrem Herzen begangen wird, so hebt sie unter heißen Thränen die Augen zu Dem, als dessen Wort uns verkündet worden ist:

„„Es wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, denn über neunundneunzig Gerechte!""—

Die schauerliche Voraussagung Felton's hinsichtlich des Strafgerichtes, welches den Baron von Altenfeld erwartete, ging nur zu schnell und schrecklich in Erfüllung. Die nach seiner persönlichen Erscheinung fortgesetzte Untersuchung bestätigte nur das Resultat, welches die Wiederaufnahme des Prozesses schon früher ergeben hatte, nämlich die vollständig erwiesene Schuld des Angeklagten. Im Sitzungssaale des Hofkriegsrathes zu Wien wurden im Beisein einer zahlreichen Versammlung, die aus Generalen und Obersten bestand, ihm vom Staabsprofoß die Ordenszeichen abgenommen und ihm die Generalsuniform ausgezogen, wodurch er als aus den Reihen des Heeres gestoßen betrachtet wurde. Infame Cassation und zwölfjährige Festungsstrafe auf dem Spielberge zu Brünn vollendete das Strafurtheil, welches Adolf von Altenfeld, begleitet von allen Qualen

des Gewissens, bestürmt von allen tobenden Leidenschaften seiner hochmüthigen und lasterhaften Seele, zu erleiden bestimmt war. Es machte dieser merkwürdige Prozeß mit seinem auffallenden Ergebniß, welches die Ruchlosigkeit eines hochgestellten Militairs außer allen Zweifel setzte, vor wenigen Jahren so sehr das wohlbegründete Staunen der Residenzbewohner rege, daß er noch jetzt mit frischen Farben, die nur einer leichten Erneuerung bedürfen, in ihrem Andenken lebt. —

Franz Raunstein befand sich einige Wochen später in der vormaligen Wohnung des Barons von Altenfeld, nach dem Wunsche seiner Gemahlin fortgesetzt eifrig mit der Durchsicht und Regulirung der Papiere beschäftigt, die der Letztere bei seiner schleunigen Abreise ungeordnet zurückgelassen hatte. Endlich sah der junge Mann das Ende dieser Beschäftigung vor sich, da in wenigen Stunden Alles beseitigt sein würde, als er zu seiner größten Ueberraschung den Capitain Felton, den er früher unter dem Namen Nordberg gekannt hatte, bei sich eintreten sah. Der Anzug dieses Mannes war auf die ihm eigenthümliche, einfache Weise geordnet, indessen schien es Raunstein, als wenn die Farbe seines Angesichtes noch blässer als gewöhnlich sei, doch belebte ein seltsamer Glanz sein ernstes, dunkles Auge. Mit seiner ruhigen Weise sagte er:

„Ich habe Sie in Ihrem Hause gesucht und hörte dort, daß ich Sie hier treffen würde. Mein Weg führte mich ohnehin hierher und so ist es mir lieb, Sie gleich zu finden."

Franz erwiederte einige bewillkommnende Worte.

„Sie sagten mir einst," fuhr der Eingetretene fort, „daß Sie der Erinnerung an den Capitain Felton lange eine wehmüthige Theilnahme gewidmet hätten. Sie wissen nun, daß Sie ein Recht hatten, ihn zu beweinen."

„O Gott!" rief Raunstein lebhaft, „dies ist schrecklich! Sollte man es glauben, daß eine solche Ruchlosigkeit auf Erden stattfinden und so lange ungestraft die Früchte eines scheußlichen Verbrechens genießen könne!"

Felton zuckte die Achseln. Nach kurzem Schweigen sprach er:

„Es wird Ihnen schwer werden, in mir den jungen fröhlichen Felton zu erkennen, der der heitre Gefährte Ihrer Kindheit so oft war. Wie ein Lebendigtodter lag ich in meinem dunkeln Grabe und hatte die Welt verlassen, ohne auf meine endliche Auferstehung hoffen zu dürfen."

Franz schauderte. Eine Thräne trat in sein Auge; er faßte die Hand Bertold's und drückte sie schweigend. Dieser fuhr fort:

„Aber ich bin nicht gekommen, um von mir zu

sprechen, sondern von Ihnen. Sie haben durch die Gefangensetzung Altenfeld's Ihren Posten bei ihm verloren. Welches sind Ihre Pläne für die nächste Zukunft?"

„Ich wünsche irgend eine Anstellung in einem juristischen Fache, die meinen Fähigkeiten angemessen wäre," entgegnete Franz. „Die Großmuth einer edlen Dame hat mich mit einem reichlichen Vermögen beschenkt; durch dieses habe ich die Mittel erlangt, die Zeit der Erwartung ruhig hinbringen zu können, doch wird mich dies nicht abhalten, angelegentlich nach der Gewinnung eines festen Broterwerbes zu trachten."

„Ich bin im Stande, Ihnen diesen zu verschaffen," erwiederte Felton. „Der Graf Schwalbe war der Freund Ihres Vaters, wie Sie wissen, wie er der meinige ist. Er hat sich Ihnen schon früher geneigt bewiesen. Der Posten eines Auditeurs ist bei einem der unter seinem Befehle stehenden Regimenter vacant; er trägt jährlich zwölfhundert Gulden ein. Dies wird mit den Einkünften Ihres Vermögens hinreichen, Ihnen ein angenehmes Lebensloos zu bereiten."

Der junge Mann sah ihn fröhlich überrascht an und rief:

„Die Güte des Generals Schwalbe hat sich mir nicht blos bei dieser Veranlassung gezeigt; ich nehme sie mit Dank an. Also Marie wird mit mir in dem

schönen Wien wohnen! — Aber Sie, Felton — Herr Capitain — wie soll ich Sie nennen — wie hätte ich hoffen dürfen, daß Sie inmitten der ernsten und schrecklichen Aufgabe, die Sie zu vollbringen hatten, meiner freundlich gedenken würden, denn gewiß ist es nur Ihre Vermittelung, durch welche der General sich hat willig finden lassen, mich für diesen Posten auszuersehen."

„Das Schicksal wollte es, daß auch Ihnen und Ihrer Braut eine ernsthafte Unannehmlichkeit aus dem Gange der Begebenheiten erwachsen mußte, die ich veranlaßt hatte. Ich bin Ihnen einen Ersatz schuldig für Das, was gegen meinen Willen Sie treffen mußte. Bertold Felton ist es," sprach er in melancholischem Tone weiter, „der Freund Ihrer Kindheit, der Ihnen ein redendes Zeichen seiner Theilnahme bringen wollte. Nehmen Sie diesen Dienst von ihm an, indem Sie das Angedenken Ihres Vaters mit ihm erneuern. O, ich fessele die wenigen freudigen Erinnerungen, die mir geblieben sind, damit nicht die Liebe zu den Menschen ganz aus meiner Brust weiche. Fast hätte ich mich gewöhnt, in ihnen nur Henker und Opfer zu sehen."

„O lassen Sie ab von diesem schrecklichen Glauben!" rief Raunstein dringend. „Lassen Sie mich Ihnen eine Seele zeigen, die alle Bosheit, alle Tücke ihrer nächsten Freunde nicht in ihrem Vertrauen auf die

Güte Gottes hat erschüttern können, die seinem Gebote getreu geblieben ist unter den größten Versuchungen, welche ihrem unerfahrenen Herzen geboten wurden. Kommen Sie mit mir zu meiner Braut. In der nächsten Woche wird sie meine Gattin sein; kehren Sie bei uns ein und wenn Sie unsere Schwelle übertreten, so werden Sie finden, daß unsere einfache Häuslichkeit einen Tempel der Liebe und des Glückes abgeben wird, welcher ein bescheidenes, von prunkenden Ueberflüssigkeiten entferntes Loos ihre Reize geben soll!"

„Vielleicht," sagte Bertold schmerzlich lächelnd, „wird mich mein irrender Fuß noch dereinst zu Ihnen zurückführen und ich danke Ihnen, wenn Sie dann den müden Wanderer liebevoll aufnehmen wollen. Für jetzt habe ich mir einen andern Lebensplan entworfen, doch werde ich Sie noch wiedersehen, ehe ich Frankfurt verlasse."

Er entfernte sich und ließ sich bei der Baronin von Altenfeld melden.

Er fand diese in einem großen Lehnstuhle sitzend, die gebeugte, verfallene Gestalt durch Kissen gestützt, das erschöpfte Haupt angelehnt. Nur zu sichtlich war es, daß die krankhafte Reizbarkeit, welcher Adele sich seit so manchem Jahre hingegeben, durch die Ereignisse der letzten Zeit einen sehr ernsthaften Charakter ange-

nommen hatte. Ihre ganze Gestalt trug nur zu deutlich das Gepräge der vollkommensten Zerstörung; sie war zum Erschrecken abgemagert, die Haut durchsichtig, von einer kalkartigen Weiße, während die trüben Augen eingefallen in ihren Höhlen lagen. Das bleierne Gewicht eines herzfressenden Grames hatte das Werk einer vollkommenen, körperlichen Vernichtung nur zu rasch gefördert und jenes schreckliche Uebel, an welchem sich die Kunst der Aerzte vergebens erschöpft und zu welchem der Keim sich seit Jahren schon bei Adelen entwickelt hatte, die Auszehrung, hatte einen weiten, fürchterlichen Fortschritt bei ihr gemacht.

Sie richtete das müde Haupt bei dem Eintritte Felton's auf, während ein Strahl schmerzlicher Freude ihr erloschenes Auge belebte. Sie streckte ihm ihre schneeige, abgemagerte Hand entgegen und sagte leise:

„Bertold, Du hast mich nicht ganz verstoßen. Habe Dank, daß Du noch einmal zu mir kommst — zum letzten Male — denn ich bin zum Tode erschöpft!"

Er erfaßte ihre Hand und betrachtete sie lange. Eine Thräne füllte sein Auge — ein seltener Gast — sie galt dem zerstörten Glücke seiner Liebe!

Endlich ermannte er sich, setzte sich der Baronin gegenüber und sprach mit dem sanften, melancholischen Tone, der ihm so häufig eigen war:

„Die Wunden, welche das Verhängniß uns schlägt, vernarben bald, aber die klaffenden Spalten, welche die Tücke schlechter Menschen in unsere Brust reißt, schließen sich nie und fressen mit gierigem Zahne als eiternde

Geschwüre an unserm Innern fort. Unser Feind ist bestraft, aber an uns hat er sein Werk vollendet!"

„Gott sei ihm gnädig dereinst!" hauchte Adele. „Ich habe ihm verziehen, so wie ich wünsche, daß mir verziehen werde!"

Felton schwieg. Dann hob er wieder an:

„Ich bin gekommen, um Dir Lebewohl zu sagen."

„Für dieses Leben," versetzte sie. „Ich danke Dir."

„Ich gehe in die Welt," fuhr er fort, „von der ich so lange getrennt war. Du weißt, daß mir ein bedeutendes Vermögen zu Theil geworden ist, welches für mehr als für meine einfachen Bedürfnisse hinreicht. Meine Reise ist weit und unermüdlich soll mein Fuß sein. Der Unglückliche ist mein Bruder, der Verfolgte mein Freund. Ich werde in die Hütten des Elends gehen und wo ein muthiges Herz oder ein starker Arm Hülfe bringen können, da werde ich zu thätigem Beistande bereit sein."

Adele neigte einstimmend das Haupt.

„Und Du selbst," sprach sie mit schwacher Stimme, „was hoffst Du für Dich?"

„Ich habe keinen Wunsch und keine Hoffnung mehr," antwortete er düster. „Wenn die Arbeit des Lebens gethan sein wird, so werde ich mein müdes Haupt zur willkommenen Ruhe niederlegen. Bis dahin habe ich gelobt auszudauern."

„Ich werde Dich droben erwarten," entgegnete sie.

Er sah sie an und wagte nicht zu widersprechen, denn nur zu wohl fühlte er die Wahrheit ihrer Vor-

aussetzung, daß die einzige Gewißheit, die ihr noch hienieden bleibe, ein naher, unausweichlicher Tod sei.

Eine kurze Weile noch widmete er dem wehmüthigen Glücke des Beisammenseins. Dann erhob er sich und sagte gedämpft:

„Was Du von der irdischen Schuld getragen, hast Du durch das Märtyrerthum, welches Du erlitten, mehr als hinreichend abgebüßt. Gott segne Dich!"

„Ich werde bald überwunden haben," versetzte sie.

Er kniete vor ihr und beugte sich auf ihre Hand. Noch einen letzten, langen Scheidekuß drückte er darauf, während sie mit der andern Hand sein Haupt berührte und ein Strahl überirdischer Freude zum letzten Male ihr getrübtes Auge erleuchtete. Dann eilte er fort. —

Das Vorgefühl der leidenden Adele bewies sich nur zu richtig. Wenige Wochen vergingen und sie stand an jener Grenze, die Zeit und Ewigkeit scheidet. Ergeben und schmerzlos that sie den großen Schritt, der uns Allen aufbehalten ist, ohne daß eine Miene des ruhigen Antlitzes sich verzog, ohne daß ein Zucken der Muskeln das rasche Nahen des unerbittlichen Feindes kund gab. Als ihr verdunkeltes Auge den grassen Blick des Todes annahm, war der letzte Hauch ihres sterbenden Mundes:

„Bertold!"

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.







